Pestalozzi's

sämmtliche Werke.

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,

Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Zweiter Band.

Brandenburg a. H.

Druck und Verlag von Adolph Müller.

1869.

Pestalozzi's

sämmtliche Werke.

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,

Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Zweiter Band.

Brandenburg a. H.

Druck und Verlag von Adolph Müller.

1869.

Lienhard und Gertrud.

Zweiter Theil.

---

1. Der Vogt spaziert wieder zum Markstein.

„So wünscht' ich mir alle Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit," sagte der Hühnerträger, und der Wagen fuhr fort.

Der Vogt mußte am gleichen Abend noch auf den Berg, bei dem halb umgegrabenen Marksteine Alles wieder in den alten Stand zu setzen. Das Volk war wie von den Ketten und wenn der Henker mit dem bloßen Schwert vor den Leuten gestanden hätte, er hätte sie fast nicht im Zaum halten können. Selbst die Kinder aus der Schule jauchzten umher und liefen ihm auf eine halbe Stunde den Weg vor; die einen riefen: Sie bringen den Vogt! Sie bringen den Vogt! die andern erwiederten: Gestern nahm ihn der Teufel, heute bringt ihn der Henker! Die Knaben schossen von den Mauern und Bäumen, wo er vorbeiging. Die Mädchen standen zu Dutzenden Hand in Hand geschlungen hinter den Zäunen und auf den Anhöhen an der Seite des Wegs und lachten über seinen Spaziergang. Nicht alle lachten. Emillens Grete stand am Arm ihrer Mutter unter ihrer Thür und trocknete ihre Augen. Er sah sie und ihr Jammerblick traf sein Auge — er erblaßte. Das Mädchen wandte sein Angesicht gegen seine Mutter und weinte laut. Er hatte vor kurzem ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man ein Stück Vieh den Metzgern verhandelt. Fast an allen Fenstern, fast unter allen Thüren stieß Jemand einen Fluch aus, wo er vorbeiging. Hie und da brauchten böse Weiber das Maul und hielten Mistgabeln und Besen in die Höhe, wie wenn sie ihn damit auf der Stelle erschlagen wollten.

So ging's ihm den ganzen Weg hin. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen; keine Thür und kein Fenster war offen.

---

2. Der Pfarrer hemmt den wenn auch noch so gerechten Volksunfug.

Aber der Pfarrer, der den Unfug vernahm und hörte, daß er morgen noch größer werden sollte, schrieb noch in gleicher Nacht an Arner folgenden Brief:

Hochedelgeborner Herr!

Es ist diesen Abend, da der Vogt auf den Berg geführt worden, so viel Muthwille mituntergelaufen, daß ich nicht umhin kann, Ew. Wohledelgeb. davon Nachricht zu geben und meine Besorgniß zu äußern, daß dieser Muthwille auf den morgenden Tag noch viel größer werden möchte. Es verlautet allgemein, daß von 3 bis 4 Stunden her alles müßige Volk nach Bonnal laufen und diesen unglücklichen Anlaß zur Nahrung seines bösen Muthwillens zu benutzen im Sinn habe, und ich muß gestehen, es thut mir weh, vorauszusehen, daß bei einem so verwirrten Gewühl die Strafe des unglücklichen Mannes Niemand bessern und hingegen ein solcher lauter Muthwille bei einem so traurigen Anlasse das Volk noch mehr verhärten und verwildern werde. Ich hätte deshalb gewünscht, meine liebe Gemeinde am Morgen ganz allein ohne einen Fremden in der Kirche anzutreffen, um allda mich mit meinem Volke ernsthaft über den traurigen Umstand zu unterreden und zu trachten, daß der Leidende und die Zuschauer in eine Gemüthsstimmung kommen, welche beiden zum Segen gereichen möchte. Aber so, wie die Sachen kommen wollen, sehe ich voraus, daß ich ohne Ihre Hülfe im Gewühl eines von allen Seiten herzulaufenden Gesindels vergeblich trachten werde, meine Pflicht zu erfüllen. Deshalb bitte ich Sie, auf morgen solche Maßregeln zu nehmen, daß alles fremde Volk von

unserm Dorf abgehalten und auch bei uns allem Muthwillen und aller Ausgelassenheit vorgebeugt werde.

Joachim Ernst, Pfarrer.

Der Junker antwortete auf der Stelle dem Pfarrer also:

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Ich empfinde, daß ich an Alles, was Sie mir geschrieben, selber hätte denken sollen, und danke Ihnen, daß Sie mich auch diesmal aus dem Schlafe aufgeweckt.

Hier ist meine Ordre auf morgen. Ich hoffe, dieselbe entspreche Ihren Wünschen.

„Es soll den Vogt Niemand zur Richtstätte begleiten, als wer am Morgen sich in der Kirche versammelt und dem Gottesdienst beigewohnt. Alles soll in einem vollkommen in Ordnung gebrachten stillen Zuge aus der Kirche mit ihm zur Richtstätte gehen und es sollen Wachen ausgestellt werden, welche allen Fremden den Zugang nach Bonnal versperren, damit Sie, völlig vor allem Zulauf gesichert, Ihre Gemeindegenossen allein in der Kirche antreffen.

Jedermann, der sich in der Kirche oder auf dem Weg einer Beleidigung oder Unanständigkeit gegen den Vogt schuldig machen oder auch sonst Unordnung und Geräusch veranlassen würde, soll auf der Stelle vom Platz genommen und in Bonnal bis auf weitere Ordre mit Arrest belegt werden."

Hierzu, mein lieber Herr Pfarrer, sind alle Befehle mit Bestimmtheit gegeben und ich hoffe, die gemachten Verfügungen werden die genaue Erfüllung dieser Befehle sichern. Ich habe indessen die Ehre zu sein u. s. w.

von Arnheim.

In Eile, fast um Mitternacht.

3. Adam und Eva.

Es war recht gut, daß der Junker das befohlen hatte. Am andern Tage früh waren von vielen Stunden her alle alten Müßiggänger, alles junge Juheivolk und alle neugierigen Weiber auf dem Weg nach dem Galgen von Bonnal. Diese alle sperrten Maul und Augen auf, als sie allenthalben Wachen fanden, die sie wieder zurückwiesen.

Es scheint, die Herren von Bonnal wollen ihren Galgen für sich allein haben, daß Niemand dazu darf, sagte der Eine, und ein Anderer: Es darf doch eine Katze einen Altar anschauen, aber es scheint, es sei nicht so mit ihrem Galgen. — So drückten ihrer Viele den Unwillen, bei diesem Anlaß nicht nach Bonnal laufen zu können, ein Jeder auf seine Art aus. Etliche sagten: Hinter dem steckt gewiß etwas, denn seitdem die Welt steht, ist es bis jetzt noch Niemand verboten gewesen, so etwas auch mit anzusehen. Einer sagte sogar: Es ist gewiß mit dem weggeleugneten Teufelszeug nicht so richtig und man will jetzt, daß nicht zu viel Leute dieser Sache nachfragen, damit man nicht hinter die Wahrheit komme. So sagte ein Jeder in seiner Art seine Meinung. Einige verbissen ihre Rede; Andere lachten über die lange Nase, die sie jetzt mit sich heim trugen. Wer am wenigsten verdrüßlich zurückging, waren die jüngern Leute und einige Arme; wer aber das Maul am meisten darob hängte, waren die dicken Bauern mit den großen Stecken und ihre Weiber. Einige von ihnen gelüstete es um so mehr dahin zu kommen, wo man sie nicht haben wollte, je strenger und sorgfältiger die Befehle, sie daran zu hindern, gegeben waren. Wenn wir aber doch nicht so gerade wieder heim gingen, wie man uns da angeben will? sagte die Vogtin von Eubach zur Geschwornin von Kilchthal. — Was anders machen? antwortete die Geschwornin.

Vogtin. Du Narr, durch Abwege ins Dorf schleichen.

Geschw. Und dann?

Vogtin. Und dann uns unter dem Volk verstecken und mit andern laufen, wo es hingeht.

Geschw. Wenn dann aber auch bei der Kirche Wächter sind?

Vogtin. Zeit bringt Rath, und ich hab' allenfalls Geld im Sack.

Geschw. Ich will gerne die Hälfte von dem zahlen, was es kostet, wenn's nur geht.

Vogtin. Probiren ist Meister. Aber wollen wir unsere Männer mitnehmen oder heimlassen, und dann heute Abend, wenn wir auch heimkommen, sie brav darob auslachen?

Geschw. Ja, wir wollen sie heimlassen und dann auslachen, das ist meine Meinung.

Vogtin. Aber wir kommen eher durch, wenn meiner mitkommt. Die Wächter müssen ihn fürchten, weil er Vogt ist.

Geschw. So muß ich denn meinem auch rufen.

He, Vogt! He, Geschworner! Ich hab mein Nastuch verloren, hat's keiner von euch gefunden? rief jetzt die Vogtin, damit Niemand merke, was sie wolle. Du Narr, hättest aufpassen müssen, antwortete der Vogt und ging, ohne zurückzusehen, mit dem Geschwornen weiter. — Steh' nur einen Augenblick still, du mußt mir deins geben, rief die Vogtin noch einmal und lachte laut dazu. Schnurrend sah der Vogt zurück: Was ist's, was hast du immer zu gauzen auf der Straße? Sie aber winkte ihm, daß er merkte, sie wolle etwas Anderes, als das Nastuch, und er stand still.

In Gelüstsachen ist seit Adams Zeiten her wahr: Wenn die Weiber den Apfel vom Baum nehmen, so beißen die Männer auch hinein. Der Vogt und der Geschworne folgten jetzt ihren Weibern durchs Tobel hinter den Reben herum über Zäune und Stöcke und kamen glücklich und ungesehen ins Dorf.

Sie waren aber nicht allein. Auf allen Seiten schlichen die Hochmüthigsten und Kühnsten nach Bonnal und bettelten sich um Geld und gute Worte in die bewachte Kirche hinein. Es schien zwar im Anfang, als wollte es ihnen fehlen. Der Wächter bei der Thüre war fast nicht zu bestechen.

Nachdem aber einmal Eins hinein war, ging das Ding immer leichter und leichter. Zuletzt aber wollten ihm so viel kommen, daß es ihm angst war und er Niemand mehr hineinlassen wollte. Aber es war zu spät. Er war nicht Meister. Was, antworteten ihm jetzt Weiber und Buben, sind wir nicht so gut als die Andern? Du mußt uns hineinlassen oder die andern Fremden vor unsern Augen auch wieder herausschaffen, wir gehen dir sonst nicht von der Stelle. Still! still! antwortete der Wächter, ich will euch eben hineinlassen, aber verbergt euch in Winkel, daß man euch nicht sehe. Und so kam zuletzt hinein, was hinein wollte.

---

4. Der Pfarrer bringt Leute zur Kirche hinaus.

Das erste, das der Pfarrer that, als er auf die Kanzel trat, war, daß er den Befehl Arners verlas und sagte: Er muß gehalten sein und Jedermann, der fremd ist, solle ohne Weiteres zur Kirche hinausgehen.

Man sah bald, daß es im Ernst galt, und nach und nach stand Eins nach dem Andern auf und ging nach der Kirchthüre. Einige liefen hinaus, wie wenn man sie jagte; Andere gingen züchtig und hoben kein Auge auf; Andere machten doch noch ihre Reverenz gegen den Herrn Pfarrer, so feuerroth sie auch vor Zorn im Gesicht waren.

Aber die Vogtin und Geschwornin von Kilchthal gaben ihr Spiel noch nicht verloren. Sie glaubten, wenn sie sich still hielten und hinter den Balken des Gewölbes und hinter andern Weibern sich versteckten, so könnten sie bleiben. Aber die andern Weiber streckten von allen Seiten die Köpfe nach den armen Versteckten und schwatzten und lachten weit und breit um sie her, so daß der Pfarrer es merkte und dem Sigrist sagte, der Befehl gehe die Weiber an wie die Männer und er solle machen, daß auch diese ihres Weges gingen. Und so mußten sie endlich auch wie die Andern wieder hinaus.

---

5. Aus des Pfarrers Predigt.

Erst dann fing der Pfarrer an und redete mit dem Volk über den Vogt, über das Elend der Sünde und über das Glück des Rechtthuns. Es war, wie wenn er einem Jeden aus dem Herzen redete, wie wenn er einem Jeden in seine Wohnstube hineindrang und ihn abmalte, wie er mit Weib und Kind, mit Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umging nnd durch Unvorsichtigkeit und Liebloſigkeit, durch Nachläſſigkeit und Leichtſinn aus guten Leuten böſe mache und aus kleinen Fehlern groſze veranlasse und so selbst die Liebsten, die er in der Welt habe, anstatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache und in eine bedauernswürdige Lage setze. Es war, wie wenn der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel wäre, so sah das Volk in dem unglücklichen Mann sich selbst und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. Ihrer viele vergaſzen bei seiner Rede den Vogt und fühlten jetzt nur sich selbst und dachten jetzt nur an sich. Ein paar Stellen aus seiner Predigt muſz ich doch hersetzen.

Liebe Menschen! Daſz doch keines von euch allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können! Hebet Eure Augen auf und sehet! Warum steht der arme Mann vor euch? — Antwortet, ist's etwas anderes, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und undankbar gegen Gott und Menschen war? Und hebet eure Augen auf vor dem Angesicht Gottes und redet: Wer unter euch ist nicht geizig, hartherzig und undankbar? Redet! Redet! Rede, Mann! Weib, stehe auf und rede! Ist einer unter euch, der in keinem, in gar keinem Stück nicht hochmüthig? Ist einer unter euch, der in keinem, in gar keinem Stück, weder in wenigem noch in vielem, weder im einen noch im andern geizig, hartherzig und undankbar ist? Er stehe auf und sei unser Lehrer! Ich will zu seinen Füſzen sitzen und ihn hören und ihm anhangen, wie ein Kind seinem Vater anhanget! Denn ich, o Herr, bin ein Sünder und meine

Seele ist nicht rein von allem dem Bösen, um deswillen der arme Mann vor euch leidet! —

Ueber den Unterschied zwischen der Sünde in ihrem Anfang und zwischen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, sagte er ihnen folgendes Gleichniß:

Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kornähre und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wenn du die Aehre säest und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert, und säest du hunderte wieder, so hast du im zweiten Jahr von einer einzigen Aehre vielleicht dein ganzes Viertel Frucht. Liebe Menschen! Wenn der Same des Bösen in uns lebt, keimt und wurzelt, so trägt er Frucht, und wie die einzige Aehre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht wird, so wird deine Sünde mit Zeit und Jahren stark und schwer in dir, o Mensch! Darum halte den Unterschied des Samenkorns und der Frucht, die du mit Vierteln missest, nicht größer, als er ist, und denke nicht, daß du nicht bei jeder Sünde werden könnest, was der arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Samen in dir selber zu ersticken und auszurotten trachtest. Denke nicht, daß du nicht bei jeder Sünde, die in dir herrscht, werden könnest, was jetzt dieser arme Tropf ist, wenn du nicht mit Gebet und Glauben durch Gottes heiligen Geist Hülfe suchst zur Stärkung deiner selbst gegen die Sünde, die in dir liegt.

Ein andermal sagte er:

Meine Kinder! Seht jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmt, zerknirscht und tödtet! Weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als es die Noth erfordert! — Und, meine Kinder, werdet selbst je länger je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche. Aber thut noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Zittern. So wie die Sünde in euch ist, kann auch euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde treffen. Täuscht euch nicht. Der Fluch

der Sünde kann über euch und über eure Kinder kommen, wie er über diesen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte, wie ein Baum, der an den Wasserbächen gepflanzt ist. Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung des Herrn.

Und noch einmal sagte er: O Gott! wie viel fehlt oben und unten, daß so viel Böses im Land ist. Bittet Gott, daß er eure geistlichen und weltlichen Führer in seiner Gnade dahin leite, daß sie ihr Gewissen Euretwegen nicht beflecken, sondern allen Fleiß anwenden, vorzubeugen allen Veranlassungen zur Schlechtigkeit und Sünde, und auch und vorzüglich dann, wenn diese Verführungen von Menschen herrühren, die ihre Lieblinge sind und mit deren Sünden sie oft selber verstrickt werden. Aber wenn ihr darum Gott bittet, so zeigt selber, daß ihr das wünscht und sucht, worum ihr betet. Führet Niemand in Versuchung. Verführt Niemand durch euer Leben, weder zur Hoffart, noch zum Geiz, noch zur Liederlichkeit, noch zum Leichtsinn. Lasset euer Licht leuchten vor den Armen und Schwachen, daß sie euer gutes, frommes Leben sehen und an euch ein Beispiel finden zu allem Guten.

---

6. Wenn so ein Pfarrer auf die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete.

Da er ausgeredet hatte, stieg er von der Kanzel, saß noch eine Weile bei dem Unglücklichen und redete mit ihm brüderlich, wie er es heute den ganzen Tag gethan hatte.

Da der arme Mensch jetzt bald fort sollte, sah er ihm an, daß er vor Ermattung und Schwäche fast einsank und vernahm, daß er noch ganz nüchtern sei. Du darfst dich nicht so auf den Weg machen, sagte er alsobald und ließ

ihm sogleich aus dem Pfarrhaus etwas zu essen und zu trinken in die Kirche hinunter bringen. Der Hans, der es brachte, stellte es gerade auf den Taufstein, bei dem sie standen. Aber dieses ärgerte den Sigrist; er stupfte den Hans und winkte ihm, er solle es doch anderswohin stellen. Dieser wollte auch ungesäumt folgen; aber der Pfarrer sagte: Hans, laß es nur stehen, das macht gar nichts. Und der Pfarrer hatte Recht. Was die Liebe heiligt, verunreinigt den Altar nicht; aber der Altar, auf dem die Liebe entheiligt wird, verunreiniget das Heilige, dem er selbst geweiht ist. Alles, auch das Heiligste, wird in der Hand der Lieblosigkeit unheilig, und der Wein und das Brod, das der Pfarrer in reiner Liebe herbrachte, stand mit Recht auf dem Taufstein.

Nachdem der Vogt also auf dem Taufstein gegessen und getrunken hatte und Alles offenbar gerührt um ihn herumstand, sagte der Pfarrer zu ihm: Willst du jetzt nicht auch gern die Leute alle, von denen vielleicht wenige sind, die du nicht beleidigt und gekränkt hast, um Verzeihung bitten? — Ach, mein Gott! gern, Herr Pfarrer! sagte der Vogt, wandte sich gegen die Umstehenden und sagte: Verzeiht mir doch alle um Gottes willen. — Er konnte nicht mehr reden; aber er sah sie alle so wehmüthig und zerschlagen an, daß Jedermann weich ward. Weib und Mann streckten ihm von allen Seiten die Hände dar und sagten: Es ist mehr als verziehen. — Wie es ihn freute, daß ihm Alles die Hand zustreckte, wie er lange rechts und links mit beiden Armen nach allen Händen haschte und mit hunderterlei Bewegungen zitternd eine jede drückte, das kannst du dir vorstellen, Leser, aber beschreiben kann ich es nicht.

Nach einer Weile sagte der Pfarrer zum Vogt: Ich denke, Vogt, wir wollen in Gottes Namen jetzt gehen. Der Vogt sah ihn wehmüthig an und konnte nicht reden. — Es muß in Gottes Namen einmal sein, erwiederte der Pfarrer. Dann nahm er ihn bei der Hand, machte ihn aufstehen und sagte: Mit Zaudern machst du dir's nur schwerer; komm jetzt in Gottes Namen und leide mit Geduld, was du zu leiden hast; achte nicht, was um dich her ist und was

man um dich herum macht, und denk du jetzt nur an dich selbst.

---

7. Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.

So gingen sie mit einander zur Gerichtsstätte und der Pfarrer betete laut den ganzen Weg durch und alles Volk begleitete ihn in tiefem Stillschweigen. So herrschet tiefes Stillschweigen um den Sarg des Bürgers, dessen verlassene Kinder ein gerührtes Volk mitleidig zum Grab begleitet; und die Stunde der stillen Rührung, während welcher die Todtenglocke von Bonnal läutete, that allem Volk wohl. Siehe, es war nicht die Strafe eines wüthenden Thieres, das man nur abthut von der Erde, damit es nichts mehr auf ihr schade, es war die Strafe eines Menschen, mit der man ihn selbst und seinen Nächsten weiser und besser machen wollte, als sie zuvor waren.

Der Vogt stand da, entblößt an Haupt und Füßen, und sprach dreimal laut nach: Hier habe ich verdient zu sterben. — Mit starker Stimme antwortete ein Gerichtsmann: Ja, du hast verdient, daß hier deine Gebeine verfaulen und die Vögel des Himmels dein Fleisch essen. Dreimal antwortete er wieder: Ich habe es verdient! Er hat Gnade, Knecht der Gerechtigkeit! tödte ihn nicht, rief jetzt mit lauter Stimme der Richter mit dem Stab. Was soll ich ihm dann thun? erwiederte der Knecht der Gerechtigkeit. Du sollst ihn binden an den Balken des Galgens und seine Hand an einem Pfahl fest machen und die Finger des Meineidigen dreimal mit unauslöschlicher schwarzer Farbe anstreichen.

Der Knecht der Gerechtigkeit that jetzt, was ihm befohlen war, und stand dann mit entblößtem Schwert hinter dem Unglücklichen. Indessen wandte sich der Richter am Stab und sagte mit lauter Stimme zum Volk: Höre, versammeltes Volk! dein Herr und Vater läßt dir sagen: Wer unter euch eine solche Schande nicht mehr fürchtet als den Tod, der geht mit seinem Haus, mit seinen Kindern und

mit seinem Geschlecht dem Elend entgegen, in welchem ihr jetzt diesen armen Mann seht!

Dann redete der Pfarrer fast eine ganze Stunde mit dem Volk, das noch nie in der Kirche mit mehr Aufmerksamkeit und Rührung vor ihm gestanden.

Der Vogt aber war fast athemlos und zum Einsinken erschöpft. Als es der Pfarrer merkte, rief er seinem Hans und sagte ihm: Du mußt den kleinen Wagen hierher bringen und ein Bettstück darauf. Der Hans that's und brachte Bett und Wagen; und da die Stunde vorüber war und man den Vogt von seinen Banden losließ, nahm ihn der Pfarrer bei der Hand und sagte: Steig jetzt in Gottes Namen hier ein; ich sehe, daß du's nöthig hast und fast nicht mehr heimgehen kannst. Es ist wahr, sagte der Vogt, es zittert Alles an mir, dankte und sagte: Ich habe das nicht verdient. Er stieg in den Wagen, hüllte sein Angesicht in die Decke des Bettes und benetzte sie mit Thränen. Der Pfarrer aber ging neben dem Wagen bis ins Gefängniß nach Bonnal, wohin man ihn führte, und ließ dann auch das Bett aus seinem Wagen hineintragen, bis man ihm eins aus seinem Haus bringen würde.

---

8. Bauerngespräch und Bauernempfindung.

Der Lienhard war diesen Morgen allein bei seiner Arbeit am Kirchhof. Seine Taglöhner waren alle mit dem Vogt. Der gute Maurer weinte herzlich, als die Todtenglocke hart bei ihm das Zeichen gab, daß man ihn ausführe. Er war ganz allein bei der Kirche und sagte zu sich selbst: Jetzt nimmt meine Frau ihr Betbuch und betet für den armen Mann. — Es war vor Altem eine gute Gewohnheit, daß, wenn ein armer Sünder zu seiner Hinrichtung ausgeführt wurde und die Todtenglocke das Zeichen seiner Ausführung gab, allemal jeder Hausvater die Seinigen zusammen rief und so lange die Glocke läutete, mit ihnen betete und sie vor alle dem warnte, was jeden Menschen zu einem so

unglücklichen Ende führen kann. Diese Stunden waren fast in allen Haushaltungen rührend und oft von warmen Thränen begleitet. Auch die rohesten Mütter drückten, von der Empfindung über solches Unglück hingerissen, meistens ihre Kinder an ihr Herz und sagten ihnen in ihrer tiefsten Bewegung: Um Gottes willen hütet euch doch, daß keins von euch so unglücklich werde. — Auch bei der Richtstätte war ehemals über das ganze Volk eine feierliche, stille Andacht verbreitet. Alles zog, wenn der Augenblick der Hinrichtung nahte, wie vor dem Todbett des frömmsten Mannes, den Hut ab, faltete die Hände und betete für den Unglücklichen, daß Gott sich seiner erbarme, und die meisten Menschen, die zusahen, standen sichtbar voll Rührung bei dem Anblick des Unglücklichen. Aber ach Gott, ach Gott, wie ist das Alles in unsern Tagen bei unserm Volk verschwunden! Das Herz der Menschen ist viel roher und theilnahmloser geworden, als es unter den Alten war. Man sieht jetzt dem Hinrichten oft so kalt und ungerührt zu, als man dem Schlachten eines unvernünftigen Thieres zusieht. Man macht sich nichts mehr daraus. Darum werden auch die Verbrecher umsonst getödtet. Ihr Tod hilft nichts, beweist nichts, als wie gering der Werth eines Menschen in den Augen unsrer Zeit ist.

Nach einer Weile kamen die Taglöhner zurück und schwatzten fast den ganzen Tag mit einander von dem, was vorgefallen war.

Mir ist es sehr zu Herzen gegangen, sagten der Aebi und der Kienast.

Kriecher. Und mir, wie wenn man mich mit kaltem Wasser übergossen hätte.

Rüti Marx. Da wär's ja gut, Schelm sein.

Leemann. Und man hatte Sorg zu ihm, wie zu einer Kindbetterin.

Lenk. Wenn ich oder ein Anderer es gewesen wäre, es wäre wohl anders gekommen.

Aebi. Es scheint mir, es mögen's ihm Etliche nicht wohl gönnen, daß er nicht gehängt worden.

Leemann. Es wird noch andere Historien absetzen.

Michel. Was denn?

Leemann. Der Junker will ja zehn Jahr zurück Allem nachforschen.

Rüti Marx. Darum wird sich Niemand graue Haare wachsen lassen.

Michel. Wie meinst du das?

Rüti Marx. Ich meine, das würde so in die dicken Bäuche greifen, daß sie wohl einen Deckel finden werden, den Niemand heben kann.

Kriecher. Und der Teufel, es ist doch nicht ganz sicher.

Aebi. Aber habt ihr auch den Hartknopf gehört, wie er über die Predigt sein Maul gebraucht?

Michel. Er ist ein Narr.

Marx. Er sagt doch manchmal auch Sachen, die wahr sind.

Michel. Ja, wenn er um zwölf Uhr sagt, es läute Mittag.

Marx. Das ist jetzt genarrt. Vom Glauben versteht er sicher mehr als ich und du. Er gibt in der Kirche Achtung, wie ein Sperber, und ist im Stand, er zählt dem Pfarrer die Hauptwörter des Christenthums an den Fingern nach.

Michel. Das ist eine erbauliche Arbeit, aber ich möchte ihr nicht zuhören. Das ist höchstens etwas für solche Leute, die lieber das Maul aufsperren, als die Hände rühren. Der Pfarrer hat Recht, daß er seine Worte nicht so ausspitzt, daß alle Silben daran frömmeln. Mit eurem Wörterzählen und Silbendrehen macht ihr eben die Leute so verwirrt, daß sie die Augen verkehren, wenn sie das Hirn brauchen sollten, und die Hände in den Schoß legen, wo sie sie rühren sollten!

Marx. So —

Michel. Ja so! Man muß ein Stein sein, wenn es Einem nicht zu Herzen geht, wie der Pfarrer sich heute gegen den Vogt und gegen uns alle benommen.

9. Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud ging diesen Morgen, nachdem sie, so lange die Todtenglocke dem Vogt läutete, mit ihren Kindern gebetet, zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nun nicht mehr mit den andern Handlangern beim Kirchbau um Taglohn arbeitete. Sie sagte am Tag, wo Arner ihm seine Matte wieder zusicherte und ihm eine Kuh in seinen Stall stellte und Heu für sie auf seine Bühne schenkte, selbst zum Junker: Der Mann muß jetzt den Tag über bei seinen Kindern bleiben und sich angewöhnen, in allen Rücksichten ein ordentlicher Hausvater zu werden. Es würde ihm und seiner Haushaltung jetzt schaden, wenn er den ganzen Tag an dem Bau handlangen müßte.

Du hast Recht, sagte der Junker zur Gertrud; und Gertrud sagte dem Rudi schon am gleichen Abend, er habe das jetzt nicht mehr nöthig, er müsse nun daheim bei seinen Kindern bleiben.

Der gute Mann antwortete der Gertrud verlegen: Aber wenn ich jetzt dem Junker nicht mehr zur Arbeit komme, meint er dann etwa nicht, ich sei ob meines neuen Glückes hochmüthig oder gar undankbar worden?

Gertrud erwiederte: Ich habe es dem Junker schon gesagt und er findet, ich habe Recht.

Rudi. Das ist gut. Ich bleibe natürlich lieber zu Haus bei meinen Kindern.

Gertrud kannte den Hübelrudi auch von seiner schwachen Seite und wußte überhaupt, daß der Unmuth und die Niedergeschlagenheit, in die der Mensch durch Armuth und Noth so leicht versinkt, in ihm fast immer alle wahre Haushaltungskraft und allen wahren Haushaltungsgeist zu Grunde richtet, so daß ihm, wenn er auch durch einen Zufall wieder in bessere Umstände kommt, sein neues Glück, wenn er darin nicht Rath und That findet, wie ein Aal im Wasser wieder aus der Hand schlüpft. Und da sie seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel

sie könnte, zur Ordnung zu verhelfen, damit nicht wieder die Hälfte durch Unordnung zu Grund ginge.

Sie traf noch alle Kinder an, wie sie eben aus dem Bett aufgestanden waren, und er selbst sah aus, als hätte er noch nicht Zeit gehabt, sich recht anzuziehen. Die Kleider der Kinder lagen auf dem Boden umher, die Katze saß neben der schwarzen Schüssel, woraus sie gestern gegessen, auf dem Tische. Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer solchen Unordnung und suchte dann dem guten Rudi der Länge und Breite nach begreiflich zu machen, wie weit das lange und wohin es ihn bringen werde. Er machte Augen, wie Einer, der halb im Schlaf zuhört, als sie so mit ihm redete; denn er war die Unordnung schon lange gewohnt und meinte, weil er seine Matte wieder habe, so sei Alles wieder ganz gut bestellt, so daß er lange nicht recht fühlte, was Gertrud jetzt mit ihrem Predigen eigentlich wolle. Endlich begriff er sie, Thränen schossen ihm in die Augen und er antwortete: Ach, mein Gott! Nachbarin, du hast wohl Recht; aber es war in unserm Elend nicht anders möglich. Ich saß zuletzt oft Stunden und Tage herum, daß ich fast nicht mehr wußte, wo mir der Kopf stand, viel weniger, was ich angreifen sollte und was ich angreifen möchte.

Gertrud. Das ist eben, was ich sage und warum du dir jetzt mußt rathen und helfen lassen, und glaub mir, Rudi, das ist eine Krankheit, die sehr tief liegt und von der du dich jetzt im Ernst wirst heilen lassen müssen.

Rudi. Wenn ich wieder genug zu essen habe und der Hunger meiner Kinder mir nicht mehr angst und bange macht, so wird sich diese Krankheit wohl von selber heilen.

Gertrud. Denke doch nicht, daß es mit der Heilung dieser Krankheit so leicht gehen werde. Es wird ganz gewiß nicht leicht sein, dir Alles wieder anzugewöhnen, was du dir jetzt wieder angewöhnen mußt. Siehe, Rudi, wenn deine Kinder erzogen werden sollen, daß es erzogen heißt, so muß Alles, bis auf die Schuhbürsten hinunter, in eine andere Ordnung kommen. Wir wollen jetzt nicht schwatzen,

sondern die Hände in den Teig stoßen. Es muß mir heute, noch ehe die Sonne untergeht, in deiner Stube aussehen, daß man sich nicht mehr darin kennt. Tisch, Fenster, Boden, Alles muß abgewaschen und gereinigt sein und die Stube muß täglich gelüftet werden. Deine Kinder sehen gewiß auch darum so übel aus, weil sie Tag und Nacht keine reine Luft einathmen können. Es ist ein Unglück, daß deine Frau selig auf die Letzte ihre Haushaltung auch so gar vernachlässigte. So arm eine Frau auch ist, so sollte sie doch an ihrem Mann und Kindern wenigstens noch das thun, was nichts kostet.

Rudi. Die Großmutter hat es ihr tausendmal gesagt, aber das Elend hat sie so weit herunter gebracht, daß sie allen Sinn für Alles verloren, wo sie etwa noch etwas hätte thun können, so daß ich fast denken muß, es sei noch ein Glück für mich gewesen, daß sie gestorben. In dem Augenblick, da er das sagte, entfiel ihm ein Seufzer und er sagte gleich darauf: Nein, ich darf das nicht denken; wenn sie noch erlebt hätte, wie es mir jetzt geht, sie wäre gewiß auch nach und nach wieder zu sich selbst gekommen und wieder geworden, wie im Anfang. Sie kommt mir seit gestern nie aus dem Kopf und wo ich gehe und stehe, meine ich immer, sie sollte wieder da sein und das Gute jetzt auch mit mir haben, wie sie das Böse mit mir getragen.

Gertrud. Es ist ihr jetzt besser als uns allen, Rudi, und ich weiß nicht, ob's ihr auf der Welt wieder wohl geworden wäre. Wer so lange Alles so schwer aufgenommen, wie sie, der kommt nicht mehr so leicht zu sich selber.

Rudi. Das ist auch wahr.

Gertrud. Was du jetzt am besten zu ihrem Andenken thun kannst und was ihr noch im Himmel Trost und Freude machen wird, ist dieses, wenn du deine Kinder sorgfältig auferziehest, daß sie nicht so unglücklich werden, wie sie. Und glaub mir, es kommt in der Erziehung eines Kindes wesentlich auf Kleinigkeiten an, ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe, ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig an einen Ort

zusammenlege, ob seine Mutter Brod, Mehl, Butter, und was sie braucht, täglich abtheile und unter gleichen Umständen immer mit dem gleichen Maaß auskomme, oder ob sie gleichgültig in der einen Woche mehr, in der andern weniger brauche; hauptsächlich kommt es darauf an, daß die Kinder den ganzen Tag über nie der Zerstreuung und Gedankenlosigkeit überlassen sind, sondern vom Morgen bis an den Abend wissen, was sie zu thun haben und thun müssen. Wenn man's an den Kleinigkeiten mangeln läßt, die zu dieser Ordnung nothwendig sind, so kann eine Tochter, die in ihrer Jugend das gutmüthigste, frömmste und gefälligste und auch das heiterste und glücklichste Kind schien, im Alter, wenn es eine Frau wird und selbst eine Stube voll Kinder hat, ihr ganzes hoffnungsvolles Wesen verlieren und so werden, daß sie kein Mensch, der sie in der Jugend gesehen hat, mehr zu erkennen vermag.

Der Rudi erwiederte: So ganz ging es meiner Frau selig.

Dann kamen sie auf ihre Jugendgeschichte und Gertrud sagte: Ich kannte ihre Eltern. Es war in ihrer Haushaltung nie Ordnung und dann fiel sie auch noch dem Pfarrer Flieg in Himmel in die Hände, der ihr den Kopf mit Meinungen über die Offenbarung Johannis u. dergl. füllte und sie darob träumen und darüber lesen machte, wie wenn sie dazu in der Welt wäre.

Rudi. Sie vergaß sich über ihren Büchern so sehr, daß ich oft fürchten mußte, sie zünde mir noch das Haus an; so vergeßlich ging sie mit Allem um, was sie zur Hand nahm. Von den Kindern mag ich gar nichts sagen. Die Bücher waren ihr Heiligthum und ihr Himmel. Sie vergaß mich und die Kinder und Alles, was sie hatte.

Gertrud. Das ist übel. Die Bücher müssen einer Frau höchstens wie der Sonntagsrock sein.

Rudi. Sie trug diesen Sonntagsrock alle Tage.

Gertrud. Er nutzte sich aber auch darum so ab, daß er zuletzt nicht einmal zu einem Alltagsrock mehr gut war.

Rudi. Was mir bei alledem immer am meisten zu

Herzen ging, war, daß sie bei aller ihrer Liederlichkeit immer so fromm war und die Kinder so fleißig zum Beten anhielt.

Gertrud. Alle wahre Frömmigkeit hat Kraft. Wo keine wahre Kraft ist, da ist auch keine wahre Frömmigkeit, und wer liederlich ist, kann weder recht beten, noch seine Kinder recht beten lehren.

Rudi. Es ist wahr. Ihre Kraft ging am Ende auch für's Betenlehren verloren. Da sie ihr gewohntes Essen und Trinken nicht mehr hatte, fing sie endlich an, auch ihre Bücher liegen zu lassen, betete nicht mehr mit den Kindern und weinte nur, wenn ihr eins vor Augen kam.

Gertrud. Laß dir das zur Warnung dienen. Lehre deine Kinder beten, damit sie gern arbeiten, aber dann auch arbeiten, damit sie das Beten nie überdrüssig bekommen, sondern seinen Segen bis an ihr Grab empfinden und genießen.

Rudi. Ich will die zwei Aeltesten sogleich zu einer Nätherin schicken, sie müssen mir nähen lernen.

Gertrud. Nicht sogleich. Du mußt sie zuerst kleiden. So wie sie jetzt sind, dürfen sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kauf ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemden; ich verstehe es nicht. Ich will das Geld heute noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen und nach der Heuernte zahlst du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie etwas von einem Nagel an den andern zu hängen und weil unter hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und besonders du, du bist zu gut und deine Unordnung hat dich dahin gebracht, daß du nicht mehr recht weißt, wie weit auch die kleinsten Fehler im häuslichen Leben dich führen können. Du mußt jetzt lernen, zu dem Deinigen Sorg tragen und leichtsinnigerweise nichts aus den Händen fahren lassen.

Jetzt meinte der Rudi, sie habe schon gehört, daß er

dem Vogt alljährlich Heu für eine Kuh von seiner Matte geben wolle und sagte: Du wirst doch nichts dawider haben, daß ich die Matte mit dem Vogt theile.

Gertrud. Was sagst du? die Matte mit dem Vogt theilen?

Rudi. Ich hab' es in Gottes Namen schon dem Herrn Pfarrer versprochen.

Gertrud. Und der Pfarrer hat gebilligt, daß du ihm die Matte, die er dir abgestohlen, halb wieder gebest?

Rudi. Ja, so versteh' ich's nicht. Ich hab' ihm nur versprochen, für eine Kuh Sömmerung und Winterung (Gras und Heu) von der Matte zu geben.

Gertrud. Das ist jetzt was anderes, und doch hätte ich es nicht gethan.

Rudi. Ach, er ist jetzt ein armer, alter Tropf, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn in dem Elend zu sehen, in dem ich war, ohne ihm beizustehen.

Gertrud. Du bist gut, Rudi, und ich will jetzt davon schweigen.

Rudi. Liebe Frau, wenn du meine arme Mutter, wie ich, noch auf ihrem Todbett für ihn beten gehört hättest, daß es ihm wohl gehe, du hättest das gewiß auch gethan.

Gertrud. Vielleicht später, aber gewiß noch nicht jetzt.

Rudi. Der Pfarrer hat es auch gesagt. Ich darf es dem Vogt noch etliche Tage nicht sagen, bis er mir's erlaubt.

Gertrud. Das ist recht vom Pfarrer. Es ist dem Vogt selbst gut, daß er recht fühle, was Elend und Noth ist, in das er so viele Leute gestürzt hat, ehe man ihm wieder die Hand bietet.

Während des Gespräches wusch Gertrud die Kinder und kämmte sie mit einer Sorgfalt und Schonung, die sie nicht kannten, und ließ sie auch ihre Kleider steifer und ordentlicher anziehen, als sie sonst gewohnt waren. Darauf ging sie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und Besen und Bürsten zurück, fing dann an, die Stube zu reinigen und zeigte auch dem Rudi, wie er dasselbe machen und angreifen

müsse und was die Kinder ihm dabei helfen könnten. Dieser gab sich alle Mühe und nach ein paar Stunden konnte er es so gut, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ und wieder heim ging. Wenn die Kinder dir brav geholfen, so schick' sie auf den Abend zu mir, sagte sie im Weggehen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen und machen sollte, als sie jetzt fort war, so war's ihm um's Herz. Eine Weile hatte er die Hände still, bürstete und fegte nicht, sondern stand und dachte bei sich selbst: Es wäre mir wie im Himmel, wenn ich so eine Frau hätte. Und als er auf den Abend ihr seine Kinder schickte, gab er seit Jahren das erstemal wieder Acht, ob ihre Hände und ihr Gesicht sauber und ihre Haare und Kleider in der Ordnung wären, so daß sich die Kinder selbst darob verwunderten und die Nachbarn, die sie so ordentlich aus dem Haus gehen sahen, sagten, er will gewiß jetzt wieder heirathen.

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Diese empfingen sie fröhlich und freundlich, aber sie hörten um deswillen keinen Augenblick auf zu arbeiten. Macht, daß ihr mit eurem Feierabend bald fertig werdet, so könnt ihr euch dann mit diesen Lieben lustig machen, bis es 6 Uhr schlägt, sagte Gertrud. Und die Kinder: Das denk' ich, wir wollen eilen; die Sonne scheint wie im Sommer, Mutter. Aber daß euer Garn nicht gröber werde, antwortete die Mutter. Du wirst gewiß eher einen Kreuzer mehr als minder von meinem lösen, sagte Lise. Und auch von unserm, riefen aus allen Ecken die andern. Ich werde es ja sehen, ihr Prahlhänse, erwiederte die Mutter.

Die Kinder des Rudi standen da, sperrten Maul und Augen auf ob der schönen Arbeit und dem fröhlichen Wesen in dieser Stube. Könnt ihr auch spinnen? fragte jetzt Gertrud. Ach nein, erwiederten die Kinder. Gertrud erwiederte: So müßt ihr's lernen, ihr Lieben. Meine Kinder ließen sich's nicht abkaufen und sind am Samstag so lustig, wenn jedes so seine etliche Batzen kriegt. Das Jahr ist lang, ihr Lieben. Wenn man's so alle Wochen zusammenspinnt, so gibt's am End des Jahres viel Geld und man

weiß nicht, wie man dazu gekommen. Ach, bitte, lehr' es uns auch, sagten die Kinder und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. Das will ich gern, antwortete Gertrud, kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt, ihr sollt es bald können.

Indessen hatten die andern ihren Feierabend aufgesponnen, versorgten ihr Garn und ihre Räder, sangen mitunter:

Feierabend, Feierabend, lieb' Mutter,
Feierabend in unserm Haus!
Zu Nacht gehn wir alle gern nieder,
Am Morgen steht Alles froh auf.

Die Kinder nahmen dann ihre Gäste bei der Hand und heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf der Matte auf allen Seiten dem Zaun nach und rund um die Bäume; aber Gertruds Kinder wichen sorgfältiger als die des Rudi dem Koth im Weg und den Dornen am Haag aus und hatten Sorge zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe und ihre Schuhe alsobald, wenn etwa einem etwas losging, und wenn des Rudi Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die guten sogleich: Du verlierst deine Schnallen, dein Strumpfband, oder: Du machst dich kothig, oder: Du zerreißt dich hier in den Dornen. —

Des Rudi Kinder lächelten bei Allem, was diese ihnen sagten und folgten, wie man kaum Eltern folgt, denn sie sahen, daß sie Alles, was sie ihnen sagten, selber thaten und es weder böse noch hochmüthig meinten. Auf den Schlag 6 Uhr eilten Gertruds Kinder unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne unter ist, in ihr Nest eilen. Wollt ihr mit uns? wir gehen jetzt beten, sagten sie zu des Rudi Kindern. Ja, wir wollen, und auch noch eurer Mutter b'hüti Gott sagen. Nun, das ist recht, daß ihr kommt, sagten diese und zogen den Katzenschwanz (ein Kinderspiel), mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsetzten.

Müßt ihr um 6 Uhr nicht auch heim zum Beten, ihr Lieben? fragte jetzt Gertrud des Rudi Kinder. Wir beten erst, wenn wir ins Bett gehen, sagte das älteste. Und

wann müßt ihr ins Bett? fragte Gertrud. Was weiß ich? antwortete das Kind, und ein anderes: So wenn's anfängt zu nachten. Nun so könnt ihr noch mit uns beten; aber dann ist's Zeit mit euch heim, sagte Gertrud. Es macht nichts, wenn's schon dunkelt, wir fürchten uns nicht, sagte das älteste, und wenn wir alle bei einander sind, setzte ein anderes hinzu. Und dann beteten die Kinder der Gertrud mit ihrer Mutter in ihrer Ordnung und sie ließ auch des Rudi Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. Habt recht Sorge, daß keins falle, ihr Lieben, und grüßt mir den Vater und kommt bald wieder; ein andermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen, wenn ihr's lernen wollt, sagte Gertrud ihnen zum Abschied und sah ihnen die Gasse durch nach, bis sie um die Ecke waren, und die Kinder schrieen ihr, so weit man sie hören konnte, zurück: B'hüti Gott und danke Gott und schlaf wohl, du liebe Frau!

Als sie heim kamen, konnten sie nicht genug erzählen, wie viele Freude sie bei der Gertrud und ihren Kindern gehabt hätten, wie sie auf der Wiese Spiele gemacht und mit einander den Katzenschwanz gezogen hätten, bis sie in die Stube hinaufkamen, wo sie dann beten mußten. Während dem sie so lustig von ihrem Katzenschwanzspiel erzählten, war eine Hartknopfennärrin in der Stube, die dies Spiel nicht kannte und sie fragte: Was für eine Katze hattet ihr bei eurem Spiel? Das Betheli antwortete: Keine, aber beim Beten war eine unter dem Tische. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte: Was für eine?

Betheli. Eine kohlschwarze.

Frau. Was hatte sie für Augen?

Betheli. Was weiß ich? Schön glänzende.

Frau. Nicht wahr, wie Feuer?

Betheli. Nicht völlig.

Das war der Frau genug. Das ist gewiß etwas Unrichtiges, sagte sie. Man hat des Maurers Frau schon lange zugetraut, sie könne mehr als andere Leute. Damit ging sie fort.

10. Der Pfarrer sucht ferner das Herz des Vogts zu gewinnen.

Der Pfarrer überließ jetzt den Vogt eine Weile sich selbst; dann ging er zu ihm hin und das erste Wort, das der Vogt zu ihm sagte, war: Ich bin jetzt ein armer, alter, verlorner Tropf und in der Welt zu nichts weiter gut. Wenn ich nur bald sterben könnte!

Pfarrer. Das muß man nie sagen; wenn man will ist man immer zu etwas gut.

Vogt. Ach, ich will mich vor allen Menschen verbergen und so lang ich noch lebe, in einem Winkel für mein ewiges Heil beten, und seufzen.

Pfarrer. So lange wir leben, sind und gehören wir den Leuten, und wir thun nicht Recht und machen uns selbst der Welt lästig, wenn wir uns von den Menschen absondern. Es ist Gottes Sache und nicht unsre, uns von der Welt abzusondern und er thut das, wenn er uns ins Grab legt.

Vogt. Ach, wenn er's nur bald thäte!

Der Pfarrer, der wohl sah, daß es ihm im Grund nicht so ums Sterben zu thun war, als um seine Freiheit, sagte ihm gerade heraus: Es macht dir Mühe, daß du gefangen bist.

Vogt. Natürlich möchte ich gern wieder heim und nicht eingesperrt sein.

Pfarrer. Wenn du suchst, wieder zur Ruh und zu dir selbst zu kommen, so bist du frei. Sei doch froh, dich eine Weile dir selbst und ernsten Betrachtungen deiner künftigen Tage zu überlassen.

Der Vogt sah ihn jetzt wehmüthig an und sagte: Von dieser Seite kann's mir hier wirklich wohl sein, wenn ihr nur oft zu mir kommt.

Pfarrer. Das will ich gern thun und dir deinen Aufenthalt hier in Allem, was ich kann und darf, erleichtern.

Der Vogt hatte jetzt wirklich eine Thräne im Auge und ergriff unwillkürlich die Hand des Pfarrers. Als er aber die drei noch schwarzen Finger erblickte, zog er sie schnell

und schauernd zurück. Aber der Pfarrer nahm sie wieder und sagte: Es macht mir nichts; ich wünsche, daß du mir sie immer herzlich und freundlich gebest, wenn du nur willst. Das Gespräch war nach und nach ziemlich vertraulich geworden. Der Pfarrer ging mit ihm in sein Jugendleben, in sein männliches Alter, in die Zeit, wo er Wirth und in die, wo er Weibel und Vogt war. Er führte ihm, was er tausendmal vergessen, wieder zu Gemüthe, daß der Vogt am Ende klar einsah, wie er das hatte werden müssen, was er geworden.

Und das Leben des Mannes enthüllte dem Pfarrer das Leben seines ganzen Dorfs, daß er jetzt in alle Haushaltungen hineinsah, wie in einen Spiegel, und hundert traurige Umstände und Sachen, wo vorher alles Rathen und Helfen umsonst war, wurden ihm jetzt klar.

Der Vogt wollte freilich zuerst auch nicht recht mit der Sprache heraus, besonders wenn andere Leute in seine Fehler verwickelt waren, und sagte einmal bei einem solchen Anlaß zum Pfarrer: Ich mag zu Allem, was ich schon auf den Schultern habe, nicht noch machen, daß mich Junges und Altes im Dorf noch verfluche. Aber der Pfarrer zeigte ihm so herzlich und deutlich, daß er ja denen, die es im Anfang zum höchsten übel aufnehmen würden, was er von ihnen aussage, den größten Dienst damit thue, so daß er von der Zeit an dem Pfarrer Alles unverholen sagte, was er wußte.

---

11. Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens, auch bei geschäftserfahrnen Leuten.

Aber wie wenn das Wetter ins Dorf geschlagen, so war Alles bei der Nachricht, daß der Vogt dem Pfarrer Alles erzähle, was er von Jedermann wisse, betroffen. Man sah in allen Gassen Leute die Köpfe gegen einander und gegen die Wände kehren. Es fehlte hie und da Männern und Weibern an ihrer natürlichen Farbe. Man sah hie und da

Runzeln an Männer- und Weiberstirnen, wo noch vor acht Tagen keine Spur davon war. Wer ein wenig krank war, war's jetzt doppelt. Viele, die den Husten hatten oder einen kurzen Athem, husteten viel mehr und befanden sich weit übler als gewohnt, und es gab in allen Häusern die wunderlichsten Auftritte. Viele böse Weiber wurden jetzt mit ihren Männern wieder gut. Viele wilde und freche Kinder wurden so zahm, daß man sie um einen Finger herum wickeln konnte. Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen, daß man nicht hätte errathen können, wie sie jetzt gerade auf das kämen und an das dachten.

Wenn er jetzt auch sagte, ich hätte ihm deinen Mantel verkauft, der dir gestohlen worden, sagte die durstige Frau Stoffelin zu ihrem häuslichen Mann Joosli. Daß du jetzt auch den Mantel wieder aufwärmst, der mir so wehe that, antwortete der Joosli. Man muß halt immer fürchten, so Einer bringe noch andere Leute ins Unglück, und es ist mir als gebe es so etwas, sagte die Frau. Joosli erwiederte: Du weißt, wie lange ich dir's zutraute, und wie du mich dazu gebracht, daß ich dir versprochen, nichts mehr davon zu reden, und jetzt fängst du wieder damit an, wie wenn du kein gutes Gewissen hättest. Jetzt heulte die Frau und sagte: Du weißt doch auch, daß wir Bettler übernacht hatten, da er weggekommen. Du hast ja davon angefangen, nicht ich, sagte der Joosli, du wirst wohl wissen warum, und schnurrte aus der Stube. —

Ich will dich zurichten, daß du aussiehst, wie eine Nachteule, wenn du mir etwas ausbringst, sagte die Betschwester Barbel zu ihrer Dienstmagd und Mithalterin am verstohlnen Abendtrunk, den sie ihr alle Tage zwischen Feuer und Licht vom Vogt bringen mußte. —

Wenn er auch sagte, daß er alle Wochen von uns Garn bekommen, sagte Christophs Lise zu ihrer Schwester Clara. Wir wollen schweigen, wie Käfer, sagte diese. Und leugnen, wie Hexen, erwiederte jene.

Solche Reden flossen in allen Ecken und allenthalben war die Liebe, die man dem Vogt vor dem Taufstein ver-

sprochen, wie der Wind weg. Sie mußte weggehen. Es braucht aber auch keinen großen Wind, um eine Liebe wegzublasen, die sich gegen einen Menschen zeigen sollte, vor dem man schon lange Angst im Herzen hatte und jetzt von Neuem wieder hat.

Am bängsten aber war's den Herren Vorgesetzten. Diese probirten indessen nach und nach, auf eine andere Manier von diesem schlimmen Handel zu reden.

So ein Ketzer könnte ein ganzes Dorf unglücklich machen, sagte Nachbar Kienholz zu seinem Nachbar Kalberleder. Es ist vielleicht kein Mensch im Dorf, mit dem er in den 20 Jahren, seitdem er Vogt ist, nichts Krummes gehabt hat, und um seinetwillen wird doch hoffentlich nicht die ganze Gemeinde mit ihm unter den Galgen müssen, antwortete dieser. Du Narr, das ist eben der Vortheil, sagte der Kienholz, daß er darunter gestanden.

Ja, bei Gott, das ist wahr, man ist jetzt nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen, erwiederte der Mosbauer, und es war, wie wenn dieses Wort den großen Bauern allen das Herz, das ihnen im Leibe zu eng werden zu wollen schien, wieder weit machte. Wie auf einmal ging ihnen das Maul auf und alle, alle waren der Meinung und behaupteten laut, sie seien nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen, weil er dem Henker unter den Händen gewesen. Er möge über sie sagen, was er wolle.

Der Hügi aber, der kein Narr war, sagte nach einer Weile: Ihr habt wohl recht, daß ihr das Lied also singt und ich will's gern mit euch singen; aber es wäre doch immer besser, wir könnten machen, daß er das Maul überall hielte. Das kann ein Narr sagen, erwiederte der Kalberleder; aber wie ihm das Maul stopfen? das wäre etwas anderes. Ich meine mit Brod, sagte der Hügi, und im Augenblick waren ihrer viele der Meinung, ja, man müsse trachten, ihm das Maul mit Geld und Brod so zu stopfen, bis er schweige.

Zwar waren auch einige dawider und der geizige Rabserbauer rief überlaut, er wolle nichts von dem hören. Aber

der Kienholz und die andern antworteten ihm: Du wirst wohl davon hören müssen, und man war in Kienholzen's Stube bald einig, man müßte mit allen Vorgesetzten und größern Bauern dießfalls Rath halten. Und der Kienholz sandte den Ständlisänger Christen, der eben vor den Fenstern den Maulaffen feil trug, eilends im Dorf herum und binnen einer Stunde war Alles, was im Dorf etwas zu bedeuten hatte, bei einander.

---

12. Ein Bauernrath.

Da machte der Kienholz den versammelten Bauern den Vorschlag, sie wollten trachten, den Vogt zu bestechen, daß er sie nicht verschwatze; aber, da es darum zu thun war, wer das Bestechen zahlen müsse und was es etwa kosten möchte, war man gar nicht so geschwind einer Meinung. Hie und da rief Einer überlaut: Bei meiner Seele, ich gebe keinen Heller dazu, und der Rabser sagte deutsch, wenn er ihn vor sich Hungers sterben sähe, er gäb' ihm kein Stück Brod. Aber man fuhr ihm übers Maul. Du Narr, du mußt das Stück Brod dir selber und nicht ihm geben, sagte der Hügi und der Kienholz setzte hinzu: Ihr Esel, es merkt doch wohl ein Jeder von euch, was auf uns wartet, wenn wir ihm das Maul nicht zuthun.

Man wird uns nicht alle hängen, erwiederte der eisgraue Mosbauer, der's mit dem Rabser hielt. Wenn ihr allein wäret, ihr könntet's unserthalben probiren, aber wir wollen nicht mithalten, sagten die Andern.

Es ist so, sagte der Hügi, wenn's fehlt, dann sind die Großmäuler die ersten, die sich die Haare aus dem Kopf herausraufen wollen. Ja, ja, sagte der alte Meyer, der der ehrlichste war, aber sich grausam fürchtete, ich wollte lieber den Rock vom Leibe geben, als mich nur verantworten. Mir würde das Verantworten nichts machen, wenn ich das Beweisen nicht fürchtete, sagte der Speckmolch.

Im Augenblick nahm der Mosbauer wieder das Wort

und sagte: Mit dem Beweisen hat's ja noch keine Noth; Kalberleder, du sagtest erst vor einer Stunde selber, es sei gleichviel, ob ein Hund belle oder so Einer, wie der Vogt jetzt ist, etwas sage. Es ist nicht wahr, ich hab' es nicht gesagt, sagte der Kalberleder. Du redst wie ein Schelm, wenn du es leugnest, sagte der Moosbauer. Schelmet einander, wenn ihr allein seid, sagte der Hügi.

Kienholz. Es hat schon mancher etwas gesagt und es ist ihm hernach wieder anders worden.

Wir müssen machen, daß wir aus der Gefahr kommen, sagten Viele. Das wär' wohl so, aber er hat uns um so Vieles gebracht, sagte der Rabser. Was machen? sagte ein Anderer, Ihr seht ja, wir sind noch jetzt in seinen Klauen; und dann wieder Einer: Und das, was wir ihm versprechen wollen, bringt auf das Jahr für Einen nur drei Kronen, das ist ja ein Bettel, und dann ist er jetzt auch ein alter Krüppel, es kann alle Tage mit ihm aus sein.

Das wär' das Beste, wenn wir nur das bald erlebten, rief noch Einer hinein. Doch war man endlich einig.

Aber wie ihm das geschwind sagen? Darüber war jetzt wieder neuer Rath und viele Meinungen. Einige riethen, den Hartknopf zu senden. Andere sagten: Der macht zu viel Wesens, es muß Einer sein, der, wenn etwas Krummes darein schlägt, mit einem Wort Antwort gibt und nicht mit einer Predigt. Ein junger Gauch rieth auf den Kriecher, als der sich am besten ins Pfarrhaus hineinschleichen könnte. Aber es war Niemand seiner Meinung. Der würde den Lohn nehmen und uns sammt dem Vogt an den Türken verkaufen, sagten unten und oben die Männer.

Endlich stand Kalberleder auf und rieth auf seinen Buben. Die Bauern verwunderten sich und sperrten das Maul auf, denn sie wußten gar nicht, was dieser Besonderes können sollte.

Ihr sperrt das Maul auf, meint ihr denn, ich wisse nicht, was ich sage? sagte jetzt der Kalberleder. Seht, ich habe einen Nußbaum in meiner Matte, gerade auf der Seite vom Pfarrhaus, wo der Vogt steckt, ich will ihn

dran wagen. Mein Bub muß ihn umhauen und auf diese Weise hat er einen Anlaß, viele Stunden nach einander dazustehen und auf Gelegenheit zu passen. Er kennt den Hans und die Köchin, und es kann nicht fehlen, er lockt den Vogt ans Fenster oder lügt sich gar zu ihm ins Pfarrhaus hinein.

Die Bauern fanden den Rath gut und baten den Kalberleder sogar, daß er's so mache. Dieser pochte noch einen Augenblick über den Dienst, den er ihnen thue, und dann gingen die zwei gescheidtesten, der Hügi und der Kienholz, mit ihm heim, den Buben recht zu unterweisen, worum es sich handle und wie er es anstellen müsse.

---

13. Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausgang.

Sie waren jetzt da und thaten, was nöthig, und der junge Kalberleder ging bald zum Nußbaum und fing dann an, wie wenn er einen halben Rausch hätte, den Kühreihen zu singen. Das dünkte den Pfarrer gar lustig. Er lag im Fenster und hörte dem Holzhacker zu, der den Kühreihen sang. Auch der Vogt guckte hinter dem Umhang hervor, zu sehen, was es gebe, denn er merkte gleich, daß der Kalberleder nicht für die lange Weile den Baum umhaue, sondern daß dahinter etwas steckte.

Es dauerte nicht lange, so stellte des Pfarrers Hans sich in seine Gartenecke zum Kalberleder und sagte: Es ist Schade, daß du den Baum umhaust, er trug ja alle Jahre so viele Nüsse. Der Kalberleder antwortete: Es gibt gute Läden zu Flintenschäften und mein Vater hat einem Glarner einen guten Baum versprochen. Zudem treiben die Nußbäume mit den Wurzeln gar weit und schaden mehrentheils am Gras mehr, als sie an den Nüssen abtragen.

Hans. Das ist wohl so. Aber ihr lasset diesen da mit seinen Wurzeln ja nur gegen unser Land und nicht gegen eures treiben.

Kalberleder. Wie meinst du das?

Hans. Ich meine, daß ihr bald alle Jahre ihm auf eurer Seite die Wurzeln abgrabt.

Kalberleder. Da weißt du mehr, als ich.

Hans. Nein wie ihr doch so unschuldig thun könnt, ihr Nachbarn.

Kalberleder. Ich weiß gewiß nichts davon. Aber sag' doch, wär's vielleicht nicht möglich, daß ich dem Vogt auch einen guten Abend wünschen könnte?

Hans. Wohl freilich.

Kalberleder. Kommt er nie ans Fenster?

Hans. Du kannst ja zu ihm in die Stube, der Herr Pfarrer hat gewiß nichts dawider.

Kalberleder. Er möchte glauben, was ich mit ihm wollte.

Haus. Du wirst nichts Geheimes haben.

Kalberleder. Nichts weniger.

Hans. Der Herr Pfarrer ist am Fenster; wenn ich du wäre, ging ich und sagte es ihm selber.

Du hast recht, sagte der Kalberleder, legte den Karst ab, nahm seine Kappe in die Hände, ging unter das Fenster, wo der Herr Pfarrer war, bückte sich tief und sagte: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Ich dank dir — erwiederte der Pfarrer.

Kalberleder. Ihr zürnt doch nicht, daß der Vater den Nußbaum da umhauen lassen will?

Ich wüßte gar nicht, warum ich deshalb zürnen sollte, sagte der Pfarrer.

Kalberleder. Ich dachte, wenn er euch etwa Schutz im Hof gäbe.

Pfarrer. Er steht nicht an der Windseite. Nein, ich bin sogar froh, wenn er wegkommt, er nahm uns die Morgensonne in dem halben Garten.

Kalberleder. Wenn es dem Vater jemals in den Sinn gekommen wäre, daß er euch im Weg stände, er hätte ihn gewiß schon lange umgehauen.

Pfarrer. Er sah das wohl, aber es war meinetwegen nicht nöthig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer? Ihr könnt nicht glauben, wie ihr den Leuten so lieb seid, und wie es auch den Vater freut, daß ihr mit dem armen Tropf so gut seid, den ihr bei euch habt.

Pfarrer. Ich thue nichts, als meine Schuldigkeit.

Kalberleder. Wohl freilich, Herr Pfarrer. Aber wie geht es ihm denn, um Erlaubniß, Herr Pfarrer? Der Vater hat gesagt, vielleicht seh' ich ihn etwa am Fenster und ich soll ihn in dem Fall von ihm grüßen und ihm sagen, daß er doch nicht verzweifle; es werde, will's Gott, auch noch Brod für ihn in der Welt geben.

Pfarrer. So viel ich merken mag, ist er jetzt um sein Brod noch nicht unruhig.

Das freut mich, antwortete der Kalberleder, und nach einer Weile sagte er wieder: Wenn ich dürfte, Herr Pfarrer, ich hätte fast Lust, ihn auch einen Augenblick zu sehen, weil ich doch so nahe bin. Ich mag's wohl leiden, sagte der Pfarrer. —

Nun hatte der Kalberleder, was er wollte. Er ging mit dem Pfarrer in die Stube und paßte da unter gleichgültigen Gesprächen einen Augenblick ab, in welchem der Pfarrer beiseits ging. Wie ein Blitz ergriff er diesen Augenblick und sagte zum Vogt: Ich muß dir geschwind sagen, weil wir allein sind, wenn du still bist und Niemand ins Unglück bringst, so wollen dir die Vorgesetzten alle für deine Lebtage an die Hand gehen, daß du Brods halber ruhig schlafen kannst, aber wenn du schwatzest und sie auch ins Spiel hineinziehest, so zähl' darauf, daß du keinen Menschen im Dorf findest, der dir auch nur ein Stück Brod gibt, wenn er dich auch vor Hunger sterben sieht. Das ist, warum ich da bin und warum ich mich zu dir in die Stube geschlichen.

Der Vogt war über diesen plötzlichen Antrag sehr betroffen, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte und sagte dann ganz wehmüthig zum Kalberleder: Ich habe geglaubt, du seist blos aus Freundlichkeit für mich da. Ich bin jetzt dazu da und möchte gern eine Antwort,

sagte der Kalberleder und sah ihn an, wie wenn er ihn durchstechen wollte. Ich kann nicht helfen, ihr könnt mit mir handeln, wie ihr wollt, antwortete der Vogt. Und der Kalberleder: Du hast also schon geschwatzt?

Vogt. Ich kann's nicht leugnen.

Kalberleder. Ach, wenn du willst, du kannst alles wieder zurücknehmen und verdrehen.

Vogt. Ich thue es nicht.

Kalberleder. So! —

Vogt. Es ist mir leid; aber es ist besser; die Unordnungen — — — —

Kalberleder. Schweig doch von Unordnungen. Wer hat sie gemacht, als du?

Vogt. Es thut mir leid.

Kalberleder. Verkehre, was du gesagt hast, es gereut dich nicht.

Vogt. Ich kann nicht.

Kalberleder. Willst du nicht?

Vogt. Ich kann nicht, und die Wahrheit zu sagen, ich will auch nicht. — Aber du wirst erleben, daß ich Niemand damit schaden werde.

Kalberleder. Das ist geredet, wie wenn du den Verstand verloren hättest.

Vogt. Ich kann wohl begreifen, daß es dir so vorkommen wird. Es wäre mir vor vierzehn Tagen auch so vorgekommen.

Kalberleder. Rede doch jetzt nicht, wie eine alte Betschwester. Dein Glück hängt von diesem Augenblick und von deinem Wort ab.

Vogt. Mach' dir keine Hoffnung. Daraus wird es gewiß nichts.

Kalberleder. Glaube mir, du wirst deinen Lohn dafür kriegen.

Eben jetzt kam der Pfarrer wieder in die Stube und der Kalberleder nahm bald darauf Abschied. Vorher aber sagte er noch zum Pfarrer, er glaube, er habe den Vater nicht recht verstanden, und er habe vielleicht nicht den

Nußbaum gemeint, den er angegriffen. Das kann wohl sein, sagte der Pfarrer. Und der Kalberleder: Ich will ihn doch, ehe ich ihn vollends umhaue, noch einmal fragen. Du thust recht, sagte der Pfarrer, merkte aber doch, daß etwas Krummes im Werke war.

Die Vorgesetzten aber waren sehr begierig, wie es mit diesem Vorhaben gehe, und standen mit Ungeduld wartend hinter den Häusern und Zäunen, wo man gegen das Pfarrhaus sieht. Der Speckmolch kroch sogar mit seinem großen Bauch über Garben und Heustock unter das Tagloch, um von da hinunter zu sehen, wie es dem Kalberleder gehe und wann er wieder heimkäme. Aber die hinter den Hecken und der unter dem Tagloch wurden übel getröstet, da sie sahen, wie er den Kopf hing und die Hände fallen ließ, als er wieder zum Pfarrhaus herauskam.

Sie eilten aber doch zu seinem Vater, den Bericht ganz zu vernehmen. Dieser wollte noch dick thun und zum voraus rühmen, was sein Sohn ausgerichtet. Sie aber stopften ihm das Maul und schwuren, was er heimbringe, sei ein hinkender Bote. Ihr könnt's doch auch nicht wissen, bis er da ist, sagte der Vater. Wohl freilich, sagten die Bauern, als eben der Bub anlangte. Er warf das Holzergeschirr so stark auf die Tenne hin, daß es in der Stube zitterte, kam erst, nachdem ihn sein Vater zweimal gerufen, in die Stube, stellte sich in eine Ecke, grüßte Niemand und sagte nur: Es ist alles nichts.

Die Bauern aber wollten mehr wissen und er mußte, so ungern er redete, ihnen umständlich erzählen, wie es zugegangen. Als er fertig war, hudelten sie ihn noch einen Augenblick aus und gingen dann nach und nach wieder heim, beladen mit Gedanken und Rathschlägen, die die Angst in ihnen ausbrütete, die aber noch nicht reif waren.

Den alten Kalberleder reute jetzt nichts so sehr, als sein Nußbaum. Ich möchte das helle Wasser weinen, daß ich ihn so leichtsinnig umhauen lassen, sagte er, als sie kaum fort waren, zu seinem Buben.

Ich war kein Narr, erwiederte dieser, ich stocherte nur

so an den Wurzeln, und er steht deshalb noch hundert Jahre.

Das ist gut, Bub. Was man nicht weggibt, das hat man noch, sagte der Vater. Aber gelt, es hätte den Pfarrer gefreut, wenn er dieses Garten-Nachbars los worden wäre?

Das denk' ich; er und der Hans sagten beide, er fresse nur von ihrem Boden, antwortete der Bub. — Und der Vater sagte, er frißt hoffentlich noch länger davon, als sie beide.

Der Bub. Ich habe dem Pfarrer, da ich sah, daß es mit dem Vogt nichts war, gesagt, ich glaubte, ich hätte dich unrecht verstanden und du hättest vielleicht einen andern Baum gemeint.

---

14. Die Dorfmeister*) suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe.

Den geängstigten Bauern aber gingen gar wunderliche Dinge in ihren Köpfen herum. Nicht nur einem kam's in den Sinn, wenn der Pfarrer und der Junker oder nur einer von beiden todt wäre, so wäre die Gefahr für sie völlig vorüber. Doch blieb's dabei. Es ging keiner hin, sie todt beten zu lassen und keiner schlug sie todt. Aber sie gegen einander zu bringen und ihnen so viel Arbeit und Verdruß zu machen, als nur immer möglich, dahin zielten zuletzt ihre Entschlüsse, denn sie glaubten auf diese Weise sie dennoch zuletzt von dem, was der Hummel etwa sagen möchte, abzulenken.

Und es traf sich just, daß schon seit dem letzten Sonntag ein Gerücht ging, es sei in der letzten Gemeinde nicht richtig zugegangen und der Hühnerträger habe die Leute mit Teufelskünsten verblendet. Bisher hatte zwar Alles, was ein wenig Vernunft hatte, und besonders die Vorgesetzten über diesen Narreneinfall gelacht; aber jetzt schien er ihnen

---

*) Die Meister, d. h. die Angesehensten, Vornehmsten im Dorfe.

in den Kram zu passen und sie fingen an, ganz ernsthaft darüber zu reden und machten durch hunderterlei Fragen und Bemerkungen jedem Dummen, den sie vor sich hatten, den Kopf deshalb warm. Sie lobten den Hartknopf überlaut, daß er so standhaft sei und was wahr ist, sagen könne, wenn man ihn schon links und rechts und sogar auf der Kanzel darob auslache.

Dieser schmunzelte, als er sich so loben hörte, wie wenn er Zucker im Munde hätte, und war vom Morgen bis an den Abend ohne Aufhören im Eifer, seine Meinung wider den Hühnerträger allenthalben auszubreiten. Sie fand auch unter dem Schutz, den sie jetzt hatte, vielen Glauben, denn die Dorfmeister boten Alles auf, dieses und ähnliche Sachen jetzt zum Trumpf und einzigen Gespräch zu machen, worüber sich Junges und Altes unterhielt.

Man zog sogar den Doctor Triefaug, des alten Henkers von Arnheim ehrlich gemachten Großsohn, ins Spiel und machte ihm begreiflich, wie sein Brodkorb daran hange, daß solche Teufelsgeschichten immer guten Glauben fänden und daß es jetzt die beste Zeit sei, hierüber ein wenig den Mund aufzuthun. Dieser ließ sich's nicht zweimal sagen. Wo er eine Klappertasche oder einen Hansdampf antraf, bot er ihm eine Prise Tabak und fing an, mit ihnen zu schwatzen.

Was meint ihr, sagte er dann, was meint ihr? Wie hätte ich Haus und Hof zusammengebracht und einen so großen Bauch erstritten, wenn es keine bösen Leute gäbe? Ja, wenn ich reden dürfte! Just, wo man solche Sachen am stärksten leugnet, gibt man mir am meisten Doublonen zu verdienen. Ich will nichts geredet haben, aber wenn ich sagte, wie es in den Schlössern und Pfarrhäusern aussieht, ihr würdet Maul und Augen aufthun. Erst vor acht Tagen hat mich so ein hoffährtiger Junker mit dem Hut unterm Arm und dem Säckel in der Hand bitten müssen, ihm Ruh zu schaffen. Sr. Gnaden Herr Sohn, der schon Jahr und Tag in einer papiernen Kutsche heimgekommen, erschien dem Alten richtig alle Frohnfasten in seiner Kammer; aber unser einer muß schweigen, ihr könntet sonst merken,

wer's ist. Er wußte sogar den Leuten, ohne daß er's ausdrücklich sagte, einzuschwatzen, daß Arner ihn selbst brauche, weil's unrichtig im Schloß stehe, seitdem der Alte todt sei.

Durch solche Mittel und Wege that die Schelmenbande allen Narren, die jemals etwas Gespenstermäßiges glaubten, das Maul auf.

Man erzählte wieder viel von dem Haus, das der Hoorlacherin gehörte und so ungeheuerlich war, daß Jahre lang Niemand darin wohnen können, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft und dann durch den Kapuziner Münchthal den Teufel ins Tobel hinten am Eichwald verbannt.

Auch die Geschichte des Krähenbaums bei der Schmiede kam wieder in alle Mäuler, wie nämlich vor zehn Jahren alles Unglück das Haus verfolgte und wie der Schmied es alle Morgen sicher zum Voraus wußte, wenn der Vogel auf dem linken Ast, der kohlschwarz war und darum auch Teufelsast hieß, saß, daß vor Sonnenuntergang ein Unglück im Haus sein würde; und da half dann kein Beten, kein Frommsein, kein Rechtthun: wenn die Krähe am Morgen nüchtern auf diesem Ast den Schnabel aufthat, so war das Unglück beschlossen und vor Abend sicher im Haus. Das ist seit zehn Jahren in einem so fortgegangen, bis endlich der Schmied den Baum umhaute und verbrannte; von der Zeit an ist Jahr und Tag kein Unglück mehr geschehen, außer daß der Schmied selber ein Narr geworden und man ihn an Händen und Füßen hat anbinden müssen; aber sonst war's, wie wenn das Glück zum Dach hineinregnete, seitdem die Krähe nicht mehr auf dem Teufelsast sitzen konnte.

Solche Geschichten waren jetzt allenthalben wieder der Text im Dorf. Die guten und die bösen Mütter redeten wieder fleißig mit den Kindern vom schwarzen Mann, der sie holen würde, wenn sie nicht recht thäten und dergl.

Die junge Kienholzin, die aus Hoffahrt Jahr und Tag ungläubig war und mit ihren Kindern über Gespenster und Hexen Spaß trieb, kehrte jetzt den Spieß wieder um und betete alle Morgen und Abend mit ihnen das Gebet wider

Nachtgespenster, böse Geister und Hexen. Die Kinder sagten zwar am ersten Abend: Mutter, warum müssen wir jetzt auch dies Gebet wieder beten? Du sagtest ja erst vorgestern, die Leute seien Narren, die es beten. Es ist mir wieder anders worden; ihr müßt es jetzt wieder so fleißig beten, als den Glauben und das Vaterunser, sagte die Mutter. Hat's denn wieder Gespenster, Mutter? fragten die Kinder. Daß Gott erbarm, ja freilich, die ganze Welt voll, sagte die Mutter.

Kinder. Wie weißt du's jetzt gerade wieder, daß es die ganze Welt voll hat?

Mutter. Ach, ihr guten Kinder, es gehen gar greuliche Dinge vor; betet nur fleißig eure Gebete und behütet und besegnet euch fleißig, wenn ihr zum Haus hinausgeht, und nehmt ja keiner alten Frau etwas ab, es mag Obst oder Brod, oder was es will, sein.

Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudi spielten, wurde je länger je bedenklicher gemacht. Die Hartknopfnärrin hatte am gleichen Abend allenthalben ausgebreitet, was sie selber in des Rudi Stube von seinen Kindern davon gehört, und wie ein Laufeuer war's im Dorf herum, es sei in des Maurers Haus nicht richtig. Der Hartknopf sagte überlaut, es sei ein Teufelsspiel.

Die Speckmolchin, ein Weib, dazu gemacht, Gift aus Honig zu ziehen und aus Mücken Elephanten zu machen, traf des Rudi Grete unglücklicher Weise auf der Gasse an und wollte jetzt auch so recht darauf kommen, was doch hinter dem Katzenspiel, von dem man so verdächtig rede, eigentlich stecke. Sie gab dem Kinde freundlich die Hand und sagte: Habt ihr euch gestern in des Maurers Haus brav lustig gemacht?

Kind. Das will ich meinen.

Frau. Gelt, Kind, es war eine schöne Katze in der Stube?

Kind. Ei ja.

Frau. Eine schwarze?

Kind. Eine kohlschwarze.
Frau. Sie hatte doch feurige Augen?
Kind. Ja, wenn sie unter der Bank war.
Frau. Was machte die Katze?
Kind. Nichts.
Frau. Saß sie immer still?
Kind. Nein, sie streichelte uns an den Beinen herum und spulte; sie ist mir einmal fast auf den Schoß gesprungen.
Frau. Während des Betens?
Kind. Meint ihr, die Katzen wissen, wenn man betet?
Frau. Rührtet ihr sie an?
Kind. Ja wohl.
Frau. Während des Betens?
Kind. Freilich.
Frau. Wie konntet ihr sie denn anrühren?
Kind. Mit den Beinen unter dem Tische.
Frau. Aber gelt, sie war kohlschwarz?
Kind. Nicht überall.
Frau. Aber doch fast, gelt, viel schwarz?
Kind. Ja.
Frau. Und sie hatte feurige Augen?
Kind. Hast es ja gehört: wenn sie unter der Bank war.

Aus diesem Gespräche, welches die Speckmolchin rechts und links noch vermehrte und größeren Narren, als sie war, ins Ohr raunte, war innerhalb weniger Stunden herausgebracht, das sei keine natürliche Katze gewesen. Wie ein Lauffeuer ging es im ganzen Dorfe herum, wie unrichtig es in des Maurers Haus stehe, und etliche Tage nach einander war dieses Haus das einzige Gespräch des Dorfes.

Aber weder dem Maurer, noch dem Rudi sagte man lange ein Wort von Allem. Sie merkten nur, daß man sie allenthalben gar wunderlich ansah und ihre Kinder kamen oft heim, weinten und klagten, wo sie hinkämen, sei es, als wenn man sie scheue, und die liebsten Kinder, mit denen sie immer gut gewesen, wollten nichts mehr mit ihnen haben und man rufe ihnen zu den Fenstern heraus und hinter den Zäunen nach: Katzenschwänzler und Katzenschwänzlerin.

15. Die Fahne dreht sich.

Wie's aber denn geht, wenn man Bosheiten und Narrheiten zu weit treibt: es gab Leute, die merkten, was dahinter steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede und thue da Sachen, die fehlen könnten und die nicht recht und nicht brav wären; sie hätten in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder und sich manchmal vor und nach dem Beten lustig gemacht, aber es wäre Einer bei ihren Eltern übel angekommen, wenn er's probirt hätte, um einer schwarzen Katze willen, die unter dem Tisch stand, dergleichen Geschwätzwerk im Dorf herumzutragen.

Das bewirkte, daß der Eine und Andere anfing, sich mit seinen Reden in Acht zu nehmen und es ging nicht lange, daß eine Nachbarin, die die Schnabelgritte haßte, dem Maurer erzählte, daß diese allenthalben im Dorf herumtrage, seine Frau sei eine Hexe und der Teufel habe leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter dem Tisch gestanden, da ihre Kinder eben vom Katzenschwanzziehen zurück zum Beten kamen.

Der Maurer, der um Alles in der Welt keine Hexe zur Frau haben wollte, ward ob dieser Erzählung wie wüthend und lief spornstreichs der Schnabelgritte vors Haus und klopfte mit seinem Zollstecken so hart ans Fenster, daß es ein Glück war, daß er das Holz getroffen und keine Scheibe in die Stube fiel. Es war aber Niemand im Haus. Die Gritte stand bei dem Brunnen auf der Gasse, aber er sah sie nicht; sie hingegen sah ihn, erschrak zwar, rief aber dennoch, da es so an ihren Fenstern rasselte: Was gibts, was gibts, Maurer?

Bist du da, antwortete der Maurer, mit deinem gottlosen Maul, du diese und jene, was hast du mit meinen Kindern, daß du so verfluchtes Zeug über sie herumträgst?

Was, was? fragte die Gritte.

Ich will dir zeigen, was, was, antwortete der Maurer.

Die Speckmolchin, die auch da war, stupfte die Gritte und sagte: Du mußt leugnen, es könnte sonst fehlen.

Die andern Weiber aber, denen sie diese Teufelshistorie eben in diesem Augenblick wieder erzählt hatte, glaubten nichts weniger, als daß sie ihre Worte zurücknehmen würde. Sie hatte gerade eben jetzt sich verflucht und verschworen, daß sie dem Lumpenmaurer und seiner Frau alle Worte ins Angesicht hinein sagen würde, wenn sie da ständen. Aber wie verwunderten sich die Weiber, da sie jetzt plötzlich anfing zu leugnen und zu sagen, sie habe nie etwas wieder ihn gehabt und wisse auch von seinen Leuten nichts, als nur Liebes und Gutes.

Nein, das ist doch zu toll! So muß mir's das Mensch nicht machen, sagte die Renoldin, die da stand, zu den andern Weibern und rief im Augenblick darauf dem Lienert: Maurer, es ist doch wahr! Sie hat gerade jetzt ausgesagt, deine Frau sei eine Hexe und man habe den Teufel leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter eurem Tisch gesehen.

Schweig doch, schweig doch, sagten die andern Weiber, was willst du dich darein mischen? es geht dich ja nichts an. Nein, ich will nicht schweigen, sagte die Renoldin, so Eine könnte es ja morgen dir und mir und einer Jedweden so machen, und wenn's vor den Junker käme, so will ich's ihr ins Gesicht sagen, daß sie es gesagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Mund heraus, so sorgte die Speckmolchin für sich selbst und rief überlaut: Ich für mein Theil habe nichts gehört und nichts gesagt, ich habe da mein Kraut gewaschen und nichts geachtet, was vorgefallen. Ich habe auch nichts gehört und nichts gesagt. — Und ich auch nicht, sagten bald mehrere.

Es fragt euch ja Niemand, sagte der Maurer und drohte der Schnabelgritte mit dem Junker. Diese aber heulte und bat, er solle doch nichts daraus machen. Ja, aber da vor diesen Weibern mußt du ausreden und bekennen, daß alles faul und falsch, erwiederte Lienhard. Die Gritte murmelte und sagte stockend, es sei ihr leid und es sei nicht wahr.

Du mußt es laut sagen, so laut, daß die Leute, die da in den Nachbarshäusern die Köpfe zum Fenster heraus=strecken, verstehen, daß du eine Erb= und Erzlügnerin bist. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte das vor allen Weibern, die da standen, ihm laut nachsprechen. Dann verschwor er sich noch, sie müsse ihm durch alle Gassen in dem Dorf laufen und vor allen Häusern sagen, es sei Alles erlogen, was sie über seine Frau und über seine Kinder gesagt.

---

16. Wie lange müssen die Weiber noch sagen: Mein Mann heißt Nabal und Narrheit ist in ihm?*)

Er ging endlich von der Gritte weg und heim. Aber so ist er, so lange Gertrud ihn gekannt, nie heimgekommen, selbst nicht aus des Vogts Haus. Er war fast außer Athem und hatte eine Farbe, wie wenn er aus der größten Krankheit aufgestanden wäre. Bring mir doch Wasser, war sein erstes Wort, das er sagte, da er ins Haus hineintrat.

Gertrud war in der Küche und brachte es ihm sogleich. Aber sie erschrak, daß ihr der Wasserkrug fast aus den Händen fiel, da sie ihn sah. Was ist dir, daß du so aussiehst? sagte jetzt Gertrud. Nichts, nichts, sagte er, aber gib mir doch das Wasser. Sie schenkte ihm ein Glas voll ein, gab's ihm und sagte wieder: Aber was fehlt dir doch? Er trank es schnell aus und forderte noch eins, eh' er antwortete. Sie sagte ihm noch einmal: Aber um Gotteswillen, ist dir ein Unglück begegnet? Nein, sagte er, nachdem er das zweite Glas ausgetrunken, eben kein Unglück, aber die Schnabelgritte hat mich fast außer Athem gebracht.

Gertrud. Die Schnabelgritte? Womit doch?

Lienhard. Mit ihrem Lästermaul.

Jetzt erzählte er, so gut er in der Hitze und im Eifer konnte, was zwischen ihm und ihr vorgefallen. Sie hörte ihm still zu, aber mit Augen, die Bekümmerniß und Weh=

---

*) 1. Samuelis 25, 25.

muth zeigten. Er saß und sagte zu ihr: Wie du mich doch auch ansiehst! Sie schwieg und sah ihn forthin unverwandt an. Er war betroffen und sagte dann: Es kann doch nichts Verfluchteres sein, als wie sie es uns gemacht hat.

Gertrud. Sie ist ein dummes Weib und eine Schwätzerin und du nahmst das dumme Zeug zu hoch auf, und wahrlich, wie du dich benommen, ist noch dümmer, als das, was sie gethan hat.

Lienhard. Aber hab' ich denn nicht Recht?

Gertrud. Du bist in einem Zustand, daß du jetzt nicht zu wissen vermagst, wie weit du Unrecht hast. Ich will jetzt nur das sagen, daß du dich und deine Gesundheit nicht ob einer solchen Elendigkeit vergessen und dir damit so weit selbst Schaden thun solltest. Sich so seiner Wuth überlassen, wenn man nicht gesünder und stärker ist, als du, heißt, sich vor der Zeit muthwilligerweise unter den Boden bringen.

Jetzt fühlte Lienhard, daß sie Recht hatte und sagte: Das ist wahr, du hast Recht, das Herz klopft mir jetzt noch, wie im größten Fieber, und ich kann fast nicht auf den Füßen stehen, so müd bin ich.

Gertrud. Ist die Schnabelgritte das werth? Auf diese Art kannst du mich vor der Zeit zu einer Wittfrau und deine Kinder zu Waisen machen. Denk an deine unerzogenen Kinder.

Lienhard. Du hast Recht. Es hat mich wirklich übernommen, daß ich meiner selbst nicht mehr Meister war.

Gertrud. Du mußt dieser Schwäche Meister werden, du weißt, wohin sie dich im Wirthshaus geführt hat.

Lienhard. Gib mir doch noch ein Glas Wasser.

Gertrud. Geh doch ins Bett. Ich will dir etwas Warmes machen.

Lienhard. Ja, ich spüre, es thut mir wohl, ein wenig zu liegen.

Er ging jetzt ins Bett. Aber er schwankte, daß sie ihm helfen mußte. Die Sonne schien eben gegen sein Bett

und Gertrud zog die Vorhänge zu, damit sie ihn nicht am Schlaf hindere.

Als er wieder erwachte, brachte sie ihm eine warme Brühe mit ein paar Eiern, ihn zu stärken. Er hatte ein paar Stunden geschlafen und war jetzt ruhiger. Gertrud fing aber von neuem an und sagte: Du kannst nicht denken, wie du mir Kummer gemacht hast. Er sah sie jetzt an und sagte: Du hast feuerrothe Augen. Du hast gewiß geweint.

Gertrud. Ich darf nicht leugnen. Da ich dich so blaß im Bett daliegen sah, schien's mir, wie wenn ich dich todt vor mir liegen sähe. Das machte mir die Augen übergehen. Ich konnte nicht von dir weg und weinte immer.

Lienhard. Ich bin jetzt wieder wohl. Es thut mir gewiß nichts.

Gertrud. Aber was weißt du, ob du dich nicht wieder so vergessen wirst?

Lienhard. Gewiß so bald nicht wieder.

Gertrud. Das kann kein Mensch sagen, der seiner selbst so wenig mächtig ist.

Lienhard. Ich will weiß Gott auf meiner Hut sein. Ich sehe, meine Gesundheit bedarf's.

Gertrud. Du hast nicht nur gegen dich selbst, du hast auch gegen andere Leute gefehlt.

Lienhard. Das infame Mensch hat's doch verdient.

Gertrud. Sieh doch, du fehlst schon wieder, und wenn sie da wäre, du würdest schon wieder wüthend. Sie ist um der Narrensache willen doch kein infames Mensch.

Lienhard. Es ist wahr, ich wollte jetzt noch nicht, daß sie eben vor mir stände.

Gertrud. Und dann hast du nicht bloß gegen sie gefehlt.

Lienhard. Aber gegen wen noch mehr?

Gertrud. Gegen den Junker.

Lienhard. Wie das?

Gertrud. Was meinst du, was würde sein Großvater gesagt haben, wenn du einem Weib im Dorf eine solche

Buße aufgelegt, wie der Schnabelgritte beim Brunnen und sie dann noch im Dorf herum jagen wollteſt, um abzubitten für das, was ſie dir gethan hat?

Lienhard. Ja, aber Arner iſt nicht der Großvater. Er hat kein Haar und keine Ader, die dem Großvater gleicht.

Gertrud. Aber das gibt dir kein Recht, etwas zu thun, das du unter dem Großvater nicht dürfteſt.

Lienhard. Ich hab' an das nicht gedacht.

Gertrud. Und es iſt denn doch auch noch nicht ganz ſicher, wie er es aufnehmen wird, wenn er's hört.

Lienhard. Er nimmt's gewiß nicht übel.

Gertrud. Es kommt darauf an, wie man's ihm vorbringt.

Lienhard. Das iſt wohl wahr.

Gertrud. Und du möchteſt doch nicht gern, daß er von dir glaubte, du ſeiſt dumm oder unverſchämt.

Lienhard. Das möchte ich freilich nicht gern.

Gertrud. Aber willſt du's jetzt bleiben laſſen, wie es iſt? Muß ſie jetzt noch vor Sonnenuntergang ſo im Dorf herum laufen?

Lienhard. Ich will es jetzt gut ſein laſſen. Thu' ſie, was ſie wolle.

Gertrud. Aber wenn ſie es aus Furcht doch thut?

Lienhard. Nun das macht mir denn auch nichts.

Gertrud. Aber mir.

Lienhard. Warum?

Gertrud. Weil ſie wüthend darob werden muß, und denk nur, ſie wird den erſten beſten Anlaß ergreifen, ſich an dir oder an einem von uns zu rächen.

Lienhard. Aber was kann ich jetzt machen?

Gertrud. Gerade hingehen und ihr ſagen, du begehrſt nicht, daß ſie das thue.

Lienhard. Muth' mir doch das nicht zu.

Gertrud. Muß ich etwa für dich gehen, wie zum Junker?

Lienhard. Nein, das doch nicht.

Gertrud. Am Ende wollte ich noch lieber selbst zu ihr gehen, als sie das thun lassen, was du von ihr gefordert.

Lienhard. Wenn ich nur wüßte, wie es anzustellen.

Gertrud. Zieh's in Spaß.

Lienhard. Wie kann ich das?

Gertrud. Bring ihr eins von unsern jungen Kätzchen zum Geschenk und sag' ihr, du thust das, ihr zu beweisen, daß unsere alte Mauserin ein gutes altes Stück von einem braven Katzenthier sei und weder aus der Hölle noch von dem Blocksberg zu uns geflogen.

Das gefiel dem Lienhard. Er sagte seinem Liseli alsobald, es solle ihm eins von diesen Kätzchen bringen. Aber kaum war es fort, so reute es die Gertrud, und sie sagte: Aber wenn du es ungeschickt anstellst und es dann wieder einen neuen Verdruß gibt?

Lienhard. Sei unbesorgt, ich will es gewiß gut machen.

Aber er machte es nicht gut. Er nahm das Kätzchen lustig ins Schurzfell und machte sich geschwind auf den Weg zur Schnabelgritte.

Diese sah ihn von ferne, lief dann schnell zu ihrem Mann und sagte ihm: Du, der Maurer kommt wieder. Was geht das mich an? sagte dieser, der den Beinamen Murrbär hatte.

Gritte. Ach, red' doch du mit ihm.

Murrbär. Ich wollte, du hättest dein Maul, wo der Pfeffer wächst. Soll ich jetzt deine Narrheiten ausfressen?

Gritte. Ich bitt', ich bitt'. Ich verberge mich, wo mich kein Mensch findet. — Und hiemit lief sie schnell fort und verbarg sich auf der Heubühne, wo sie der Murrbär selbst nicht gefunden hätte.

17. Zu gut ist dumm.

Der Murrbär war, wie des Sigristen Volk alles, hochmüthig und fürchtete erschrecklich, das Narrenstück könnte seine Frau ins Gefängniß bringen, welches seiner Ehre nachtheilig wäre; darum schmiegte er sich im Anfang vor dem Maurer, was er konnte und mochte.

Meister Maurer, sagte er ihm, wir waren doch auch noch immer gute Freunde und Vetterleut; meine Frau hat freilich nicht Recht, aber sie erkennt es ja und muß dir Ehre und guten Namen wieder geben, so lieb er dir ist. Aber gib dich wieder zufrieden, es ist doch zuletzt nur ein Weibergeschwätz und es mag sich gewiß nicht der Mühe lohnen, so ein Weites und Breites daraus zu machen.

Der Maurer erwiederte: Du nimmst mir aus dem Munde, was ich sagen wollte. Es ist, wie du sagst, ein Weibergeschwätz. Ich wollte lieber, es wäre nicht begegnet und will gern wieder gut sein, wie vor dem. Meine Frau und ich haben bei mehrerem Nachdenken auch gefunden, daß wir es zu weit getrieben und daß das im Dorf Herumlaufen und Abreden gar nicht nöthig.

Sobald der Murrbär merkte, daß er vom Lienert nichts mehr zu fürchten hatte, war er im Augenblick nicht mehr der Pudel, der sich schmiegte, sondern der Pudel, der knurrte und die Zähne wies. Er sagte jetzt zum Lienert: Es ist gut, daß du wieder zu dir selbst gekommen, daß man mit dir reden kann.

Der ehrliche Lienert antwortete: Es ist mir leid, daß ich mich so wenig beherrschen kann.

Murrbär. Es ist gut, daß in solchen Fällen unter zweien auch Einer Verstand hat. Wenn ich vor ein paar Stunden mich so wenig zu beherrschen gewußt hätte, wie du, es hätte Mord und Todschlag absetzen können; aber ich dachte, es müsse einer der gescheidtere sein und ich wollte dich nur verschnaufen lassen, es sei dann morgen noch Zeit genug, zu sehen, ob dein Gerichtsherrnweib im Ernst über meine Frau so Urtheil und Recht sprechen könne.

Lienert. Es ist hiermit gut, daß ich von selbst gekommen, deiner Frau diese Arbeit zu schenken.

Murrbär. Vom Schenken möchte ich, wenn ich du wäre, so wenig reden, als ich nur könnte. Das ganze Dorf von unten und oben hat aufs Haar gesagt, was meine Frau. Ich weiß zwar wohl, du stehst jetzt gut im Schloß, aber denk' dran, wenn der Junker vernimmt, daß ihr so den Meister spielen und Urtheil machen wollt, er wird anders mit euch sprechen.

Lienert. Ich übereilte mich hierin.

Murrbär. Und überhaupt, Maurer, ihr seid an Allem selbst Schuld. Wenn an der ganzen Geschichte nichts wahr ist, als was ihr selbst erzählt, daß die Kinder den Katzenschwanz bis hinter den Tisch, wo sie beteten, gezogen, so ist das schon nicht recht und sollte einem Musterweib, wie deine Frau sein will, nicht entgehen. Hintennach, wenn man Geschwätzwerk veranlaßt, ist's gar schwer, den Leuten die Mäuler wieder zu stopfen.

Diese Sprache verwirrte den ehrlichen Lienert so sehr, daß er nicht wußte, wie er es mit der Katze im Schurzfell anfangen sollte und er wäre wahrlich wieder mit ihr heimspaziert, ohne den Mund von ihr aufzuthun, wenn der Murrbär ihn nicht endlich selbst gefragt, was er da im Schurzfell hätte, es sei, wie wenn er ein Kind vertragen wollte. Der Maurer antwortete: Nein, es ist nur eine junge Katze. Meine Frau will sie deiner zum Gruß schicken, damit sie sehe, daß unsere Alte eine ehrliche Katze ist und gute Mauserinnen bringe. — Trag du deine Katze, wenn ich dir gut zum Rath bin, nur wieder heim und sag' deiner Frau, wir brauchten keine solchen Späße. Das ist verflucht unverschämt und wie wenn ihr von Neuem Händel suchtet. Das war das letzte Wort, das der Murrbär zum Maurer sagte. Das ist doch eine Sprache, wie der jetzt gegen mich nicht haben sollte, murmelte der Lienert, als er mit seiner Katze im Schurzfell wieder heim ging.

Vater, du bringst unser Kätzchen wieder? sagte das Liseli, und die Frau: Was ist das, warum bringst du sie wieder?

Lienhard. Ich wollte, ich hätte sie nie ins Schurzfell genommen.

Gertrud. Das hat mir geahnt, ehe du fortgingst. Aber was ist denn geschehen?

Jetzt erzählte der Lienhard, wie er so freundlich und gutmüthig mit dem Murrbär geredet und wie unverschämt ihm dieser geantwortet.

Gertrud. Du weißt dich nicht zu benehmen. Ich wollte lieber, ich hätte dich zu Arner gesandt, als zu diesem Mann.

Lienhard. Ich wollte auch lieber zu ihm gehen.

Gertrud. Ich hätte dich besser kennen sollen. Es war erzdumm, daß ich dir die Katze anrieth. Aber es hat dich so gefreut, daß du mein Nachwort nicht mehr hören wolltest.

Lienhard. Es dünkte mich lustig.

Gertrud. Ja, wenn er nicht der unverschämte Kerl wäre, wie ich ihn kenne.

Lienhard. Ich hab' es erfahren.

Gertrud. Sein Benehmen hätte mich zehnmal mehr in Zorn bringen können, als der Gritte ihre dumme Katzenschwanzgeschichte.

---

18. Der Hühnerträger findet keine Hühner, keine Tauben und keine Eier mehr feil.

Es lachte jetzt Jedermann ob der Schnabelgritte, die dem Maurer beim Brunnen ihre Maulsünden bekennen müssen, und die Schelmenbande der Dorfnotablen, die bis jetzt das Katzengeschwätz zum Aufwieglen gegen Arner auch mitnahm, mußte nun über diesen Punkt schweigen. Desto eifriger aber betrieben sie das Gerücht wider den Hühnerträger und behaupteten laut und an allen Ecken, daß er am Samstag die Gemeinde verblendet und sie mit Teufelskünsten glauben gemacht, was nichts weniger als wahr sei.

Sie brachten es hierin auch so weit, daß, da der Meister Christoph am Freitag ins Dorf kam, Hühner, Tauben und

Eier zu kaufen, ihm kein Mensch eine Eierschale feil bot und ihn sogar Niemand ins Haus hinein lassen wollte. Er mußte vielmehr da und dort ins Angesicht hinein hören, ein Mann, wie er, könnte ihnen die Hühner verderben und den Enten und Tauben weiß nicht was anthun.

Der Meister Hühnerträger wußte sich gar nicht darüber zu fassen, was ihm begegnete. Er setzte sich mit seinem Korbe auf eine Bank beim Haus seines alten bekannten Nachbar Leuppi, mit dem er sein Lebtag so manches Glas Wein in Fried und Liebe getrunken, stützte seinen Kopf auf die Hand und sagte in seinem Mißmuthe: Meine Teufelsarbeit und mein Trinkgeld dafür ist mir übel bekommen, Nachbar.

Behüt' uns Gott davor, daß du dich um ein Trinkgeld in so etwas eingelassen, sagte der Leuppi und stand von der Bank auf, damit ihm ja nicht etwas begegne, wenn er länger neben ihm sitze.

Worein eingelassen? sagte freilich der Hühnerträger. Aber der Leuppi ließ ihn ohne Antwort. Hingegen war in einer Stunde im ganzen Dorf herum, er habe vor vielen Leuten auf der Bank vor des Leuppi Haus selber eingestanden, daß er sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen.

Diese Worte dienten der Schelmenbande so sehr, daß ihrer etliche sagten, wenn man sie mit Gold hätte aufwiegen müssen, sie wären nicht zu theuer gewesen. Dergleichen Dinge sind in solchen Fällen wie ein Lauffeuer in jedem Dorf herum. Ein Weib sagt es dem andern. Ein Narr sagt es dem andern. Wenn eine Gans gackert, so gackern die andern auch, und je dümmer eine Sache oft ist, desto leichter findet sie Glauben. Das wußte die Schelmenbande und freute sich herzlich, daß bald kein Mensch im Dorf auch nur einen Zweifel daran setzte, daß dem so sei. Selbst die besten Freunde vom Hühnerträger glaubten's, wie das Evangelium. Doch sagten noch Einige, wenn man davon redete: Es ist doch Schade um den Mann, er ist sonst ein so guter Mensch, ich hätte so etwas mein Lebtag nicht von

ihm geglaubt. Die Bosheit und die Leidenschaften, die im Dorf waren, mischten sich von allen Seiten ins Spiel. Ein Vorgesetzter, dem das Weidevertheilen gar nicht recht war, sagte zu einer ganzen Bank voll seiner Spießgesellen: Wir haben's jetzt wegen der Weide nicht blos mit dem Junker, wir haben's auch mit dem Teufel zu thun; aber es ist gut, daß der Teufel verrathen ist; ein verrathener Teufel hat nicht mehr die halbe Gewalt.

Da der Hühnerträger mit dem leeren Korbe auf dem Rücken verdrießlich mit seinem Botenstock auf den Boden schlug, rief ein junger Löli ihm zu: Christoph, nicht wahr, es geht viel leichter über den Berg als sonst? Einige Weiber machten sich lustig, sie könnten jetzt im Schloß Fasttag halten, da sie keine Hühner und Tauben von Bonnal bekämen. Fressen sie jetzt auch einmal Erdäpfel und Rüben, wie wir, sagte die Speckmolchin. Des Hügi Frau, die gern etwas Gutes aß, sagte zu ihrem Mann, sie wollten jetzt einmal ein paar junge Tauben, die sie sonst verkauften, selber essen, aber der Hügi sagte, er wolle lieber ein Stück Speck, er esse die Tauben nicht gern. Eine neidische Alte sagte zu ihrer Nachbarin: Wenn sie jetzt nur auch das Haus voll Gäste bekämen, ich möchte ihnen das gönnen, sie haben gewiß noch kein eigenes Geflügel im Schloß. Aber die pfiffige Sigristin sagte: Es ist jetzt ein gut Stück Geld zu verdienen; sie kaufte in der Stille einige fette Tauben und Kapaunen auf und schlich sich, damit sie Niemand sehe, durch einen Umweg, der durch den Wald geht, ins Schloß. Sie hatten auch wirklich Gäste und zahlten ihr mehr als sonst für ihre Kapaunen und Tauben.

---

19. Art und Weise, der Obrigkeit zu berichten und sie dahin zu lenken, wohin man sie gern haben will.

Das Hauptanliegen der Vorgesetzten und größern Bauern war, die Vertheilung des Weidegangs zu hintertreiben. Das Bekenntniß des Hühnerträgers, daß er sich um ein Trinkgeld

in einen Bund mit dem Teufel eingelassen, schien ihnen jetzt eine große Stütze für ihr Vorhaben. Sie hielten auch beinahe Tag und Nacht Rath, wie die Sache am schicklichsten anzugreifen sei.

Dem Junker gerade ins Gesicht abzuschlagen, was sie ihm versprochen, weil die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen und man Teufelskünste gebraucht, um sie um ihren Weidegang zu bringen, wäre wohl das gewesen, was sie am liebsten gethan hätten. Aber sie durften nicht trauen und fürchteten, er möchte den Ersten, der dieses anbringen würde, so bei den Ohren kriegen, daß den Andern die Lust zum Mithalten vergehen würde. Sie begnügten sich also, Ausflüchte und Auswege zu suchen, und Einer rieth an, man könne fürs Erste nicht weiter kommen, als zu trachten, die Sache bis in den Herbst hinzuhalten, hernach werde es sich weiter zeigen, und seiner Meinung nach solle man dem Junker vorstellen lassen, es sei jetzt eine unpassende Zeit zu dieser Vertheilung; sie seien alle mit Vieh überstellt und mit dem Futter nicht dazu eingerichtet, den Weidegang auf der Stelle zu entbehren, und könnten unmöglich ihr Vieh jetzt in den Ställen verhungern lassen; der Junker werde das auch selber nicht wollen.

Eine andere Meinung war, sie wollten zur Probe ein Stück Land, das gar nichts nutz war und voll großer Steine und Sümpfe, im Winkel zwischen dem obern und untern Wald, gerade jetzt zum Vertheilen Preis geben. Das Stück wird denen, die es bekommen, die Sache von selbst verleiden, sagten sie unter einander; sie werden es schlecht bauen und wenn der Junker das sieht, so wird er verdrießlich werden und dann können wir ihm leicht beibringen lassen, sie seien faule Hunde, es sei nichts mit ihnen auszurichten und man könne ihnen damit nicht helfen.

Nach langem Streite, welche von diesen zwei Meinungen die bessere sei, fanden sie endlich, daß sie beide neben einander Platz hätten, und entschlossen sich, beide mit einander vor den Junker bringen zu lassen. Hierzu aber hatten sie den Untervogt Meyer nothwendig. Denn keiner von ihnen

konnte so schicklich und von Amtswegen mit ihm reden, wie dieser.

Sie gingen also zu ihm hin und machten ihm den Vortrag. Er wollte widersprechen und sagte: Es sind ja alles lauter Lügen, was ihr vorbringt, und ihr müßt doch nicht glauben, ich wisse nicht, daß ihr die Scheuern noch voll Heu habt und daß der Markt für das Weidevieh auch erst über acht Tage ist; der Winkel aber, den ihr vertheilen wollt, ist ein Sumpfloch, den Niemand umsonst zum Eigenthum nehmen würde.

Die Bauern antworteten ihm: Vogt, du stehst zu spät auf, um uns zu berichten, und wir wissen sicher so gut als du, wie viel Vieh und wie viel Heu wir haben und was der Winkel werth ist. Aber wir wissen auch, was wir wollen und was du, wenn du, wie du sollst, unser Mann und ein Gemeindemann sein und bleiben willst, dem Junker sagen sollst, und glaube nur nicht, daß wir uns von dir wollen schulmeistern lassen.

Diese Sprache verwirrte den guten Vogt. Er konnte kaum herausbringen: Es dünkt mich, ihr wollet mich schulmeistern und nicht ich euch.

Bauern. Glaube doch das nicht. Thu jetzt nur, was wir wollen, wir haben's gewiß überlegt.

Vogt. Ich kann das nicht. Ich müßte ja mit beiden Augen blind sein, wenn ich nicht merken sollte, daß ihr den Narren mit mir treiben wollt.

Bauern. Meinst du jetzt, der Junker wisse, was du weißt? Weil du weißt, wie viel Heu ungefähr im Dorfe ist, meinst du, er wisse es auch? Du kennst die Gewalt noch nicht, die ein rechter Vogt über einen solchen Junker hat und haben muß, wenn er der Gemeinde lieb bleiben will, und das ist eben noch unser Glück, daß die Junker in Bauernsachen meistens auf beiden Augen blind sind.

Vogt. Glaubt doch das nicht, daß er auf beiden Augen blind sei.

Bauern. Er wird doch auch etwas von seinem Großvater und Ahnherrn haben, die beide tüchtig blind waren,

und wir wollen's einmal jetzt wagen und probiren, wie weit er's auch sei.

Vogt. Es fehlt euch gewiß, es fehlt euch gewiß.

Bauern. Das ist dann unsere Sache, dafür laß uns sorgen. Thu' du nur, was wir jetzt sagen.

Vogt. Ihr habt gut reden. Ihr geht heim und sitzt hinter dem Ofen und ich muß allein ins Schloß.

Jetzt spotteten sie ihn noch aus und sagten, er sei eine alte Frau Base und habe einen so schlechten Vogtsmagen, daß er unmöglich sechs Wochen drei Tage auf seiner Stelle bleiben könne. Andere sagten, er werde schon zu einem bessern kommen, wenn er ihnen nur recht folge. Der gute Mann schwitzte vor Angst und ließ sie reden.

Der Hügi sagte: Fürchte dich nur nicht, es geht allen Lehrlingen so, wie jetzt dir. Denk nur, alle Knaben, die Holz spalten, bekommen im Anfang Schwielen, aber wenn sie's forttreiben, so wird die Haut nach und noch hart, und es ist keine Rede mehr von Schwielen. So wird's dir auch gehen, wenn du in deinem Handwerk nicht mehr Lehrbub bist.

Sie übertäubten ihn mit ihrem Gespräch so, daß er endlich sagte: Ich will thun, was ich kann. Nein, nein, sagten sie ihm noch, du mußt thun, was wir wollen. Und er versprach ihnen auch noch das.

---

20. Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze.

Die einzige Hütte, die an der Unruhe und an den Mühseligkeiten dieses Thorenlebens keinen Theil nahm, war die der Gertrud. Diese Frau war eine Ausnahme in Bonnal und hatte eine gleichsam von allem Koth dieses Dorfes unbefleckte Seele. In der höchsten Einfachheit und Unschuld hatte sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die ihr in all ihrem Thun eine seltene selbstständige Kraft gab. Merkwürdig ist, wie sie nach alter Großmutterart vielerlei Sprüchlein hatte, mit denen sie sich

selbst und andern Leuten immer leicht den rechten Weg weisen konnte.

Zu allem schweigen, was Einen nicht angeht. — Von dem den Mund nicht aufthun, was man nicht wohl versteht. — Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu leise redet. — Das wohl lernen, was man nothwendig braucht. — Mit Kopf und Herz immer am rechten Ort sein, und nie an gar vielen auf einmal, aber immer bei sich selbst. — Denen, so man schuldig, und denen, die man liebt, mit Leib und Seele zu dienen. —

Solche kleine Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen. Aber ihre Weisheit ist nicht die Weisheit unsers Volks und unsrer Tage. Selbst die Dorfmeisterweiber und überhaupt Alles, was im Dorf pfiffig war und etwas zu bedeuten hatte, verachteten ihre Sprüchlein und lachten sie darob aus, und unser Zeitgeist verachtet die Manier dieser Sprüchlein allgemein und von Herzen. Sie sind viel zu kraftvoll für das Spinnengewebe seines Maulbrauchens und seiner Herzlosigkeit. Er will Alles nur erklären und wörtlich klar machen, ohne es zu Herzen zu nehmen, und solche Sprüchlein passen gar nicht in die Wortbrühen, Weitläufigkeiten und Kunstformen dieser herzlosen Erklärungssucht, welche die Lebensquelle des reinen Mutterwitzes, der das Wesen aller Anschauungseindrücke so geist- und kraftvoll ausdrückt, untergraben und abschwächen und den Menschen zu dem in stiller Lebendigkeit herrschenden Geist, der sich in der Gertrud und in ihren Sprüchen ausspricht, eigentlich unfähig machen. Ihr waren sie Leitfaden zu einer häuslichen Weisheit und Kraft, die täglich in wirklich erhabenen Zügen hervortrat. Im Sturm des aufgebrachten und verwirrten Dorfs entfiel ihr kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bei dem man sie ins Spiel hinein ziehen, dessentwegen man sie hassen, keins, bei dem man sie nur hätte auslachen können.

Des Rudi Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr und lernten täglich mehr auf sich selbst und auf Alles, was

um sie her war, Achtung geben und Sorge tragen. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen.

Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf. Das war eine der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete und die auf ihre Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Manier war: Sie ließ die Kinder während des Spinnens und Nähens ihre Fäden und Nadelstiche rück- und vorwärts zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder wetteiferten bei diesem Spiel untereinander, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Dazwischen sangen sie Lieder. Am Morgen und am Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie ihnen dieselbe den Tag über während der Arbeit so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Ihr liebstes Gebet und das, das sie die Kinder zuerst lehrte, heißt:

O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnquell aller Gaben,
Ohn' den nichts ist, das ist,
Von dem wir Alles haben:
Gesunden Leib gib mir,
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib'.

---

21. Ein Stück aus einer Leichenpredigt; und wie eine Frau sein soll.

Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden und weiß so wenig von ihr zu sagen, dagegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden.

Es kann nicht anders sein. Wo es krumm und dumm geht, da gibt's alle Augenblicke etwas anders, wo es dagegen

in der Ordnung und gut geht, da bleibt immer Alles gar gern und gar lang beim Alten.

Leser, ich denke jetzt an das Wort eines frommen Geistlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerlei Gattung, welches einen braven und stillen Mann zu seiner Ruhestätte begleitet, sagte:

„Selig ist der Mensch, hinter dem, wenn er todt ist, Niemand viel redet!“

„Selig ist er, wenn hinter ihm die stille Thräne des Armen weinet!“

„Selig, wenn hinter ihm seinem Weib, seinem Kind, seinem Freund, seinem Knecht das Herz blutet!“

„Aber wenn hinter seinem Sarg tausend Mäuler aufgehen und weit und breit Alles über ihn redet, so wandelt's mich immer an, daß ich mißtrauisch nachforsche, ob auch seinem Weib und seinem Kind das Herz blute, daß er todt ist, und ob auch sein Freund und sein Knecht weine, daß er nicht mehr da ist, und tausendmal fand ich dann dieser Aller Augen trocken.“ — —

Leser, ich möchte dir dennoch ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe und ihr stilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe.

Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Leser, es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

22. Die Arbeit Arners und ihr Lohn.

Sie ist nicht allein, auch Arner wandelt die Wege der lieben Sonne, die über der Erde brütet, und die Wege des Weibes, die ob ihrem Manne und ihren Kindern die Erde vergißt und den Himmel verdient.

Er ritt dieser Tage fast alle Abende auf die Gemeindeweide, die er vertheilen wollte. Er gönnte sich keine Ruhe, bis er dieses Stück Land vollkommen kannte und ließ sogar seinen lieben Sperzer (Hühnerhund), den er sonst fast allenthalben mitnahm, zu Hause, damit er keinen Augenblick in seiner Arbeit aufgehalten werde.

Wohl hundertmal band er sein Pferd an Zäune und Hecken und watete durch Sümpfe und Gräben, um dieses Stück Land aus dem Grund kennen zu lernen. Er sah jede Ecke desselben genau an und dachte bei jedem Stücke an das Ganze. Er that's nicht vergebens. Er fand oben an der ersten Höhe der Weide an einer verwilderten Stelle drei starke Quellen von fettem Wasser. Um sie alle herum wuchs Brunnkresse und Bachbungen; der Heerd um die Quellen war schwarzer Moder und viele dicke große Pflanzen wuchsen um dieselben.

Er maß mit eigenen Händen die Höhe ihrer Lage und die Gründe, auf welche man ihren Reichthum leiten konnte und hatte jetzt doppelte Freude. Er hörte nicht auf, alle Abende auf diese Weide zu reiten, bis er vollends mit sich selber ausgemacht, wozu jedes Stück dienlich, wie weit die Quellen hinlangten, mit ihnen gute Wiesengründe anzulegen, was für Land zu gutem Ackerland übrig bleibe, und welches zu nichts Anderem, als zu Ried und Holzboden taugte. Er trug dann jeden Tag Alles, was er mit sich selber ausgemacht, auf's Papier, bis er seinen Plan vollendet hatte.

So sucht ein Vater seinen Kindern im Garten Beete aus, daß sie darin Blumen und Kohl, Kräuter und Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe, den Ort der Lilie, den Ort des gemeinen Kohls, des Blumenkohls, den Platz der Zwergbäume und den Platz der Obstbäume und

freut sich dann im Geiste alles dessen, was einst seine Lieben da pflanzen werden. Ach, er freut sich dann des Kindes, das noch in der Wiege liegt, und des Säuglings und der Geschlechter, die ferne sind, und fühlt dann, daß seine Kinder Gottes Kinder sind und der Garten nicht sein ist, sondern daß er Vater ist, daß er ihnen gebe, vervollkomme und hinterlasse, was er hat, und sie dasjenige nutzen und brauchen und ihren Kindern hinterlassen lehre, was sie bekommen.

.Das fühlte jetzt Arner. Eine Thräne floß in sein Antlitz, als er in der Kühlung der Abendluft unter hohen Eichen bei einem rauschenden Wasserfall die Freuden und Pflichten des Vaters auf den Thronen und die Freuden und Pflichten des Vaters in den niedersten Hütten also fühlte. Langsam ritt er gegen die eben untergehende Sonne, Hand und Zügel ruhten auf seinem Schooße; sein Auge sah den Himmel und sein Herz war beim Vater der Menschen.

Therese empfing ihn im Wäldchen vor dem Thore und der Abend ging in Gesprächen über den Stand der Fürsten und des Adels vorüber.

Das letzte Wort Arners an Therese war dieses: Gottes Gesetz über Fürsten und Edle ist dieses, daß ihr Reich nicht das ihrige, daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volk geben, sicher stellen, vervollkommnen, was sie ihm geben können, und dasselbe das nutzen und brauchen und Kindskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben.

Und Arner und Therese segneten ihren Stand, umarmten ihre Kinder und baten Gott, daß sie immer menschlich bleiben und das Gesetz Gottes, das über Fürsten und Edle ist, von ihrer Jugend an bis auf ihre friedliche Ruhstätte erkennen und befolgen möchten.

23. In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menschen verwirren und verwildern.

Das waren Gertruds und Arners Wege. Der Weg des Pfarrers war nicht weniger edel und schön. Er war alle Tage mehrere Stunden beim Vogt und brachte ihn durch Liebe, Ernst und Glauben dahin, daß er wirklich sein tiefes, inneres Verderben einsah, und nun entfaltete sich in diesem Mann ein großer Kampf zwischen der erwachenden Scham und Reue mit den alle Augenblicke in ihm wieder aufsteigenden Gefühlen und Gelüsten seines alten Lebens, und wie er in diesen Gelüsten bei all seinem Unrecht gewaltthätig war, so mischte sich diese Gewaltthätigkeit jetzt auch in die Vorsätze, die er faßte, sich zu bessern. Wenn der Pfarrer ihn verließ und er allein war, so war er meistens trotz des besten Willens, sich zu bessern, in sich selbst verwirrt und in all seinem Thun gewaltthätig, oft selbst gegen sich. Bald trank er den Wein, den ihm der Pfarrer gab, plötzlich fast in einem Schluck aus, bald ließ er ihn stehen und sagte: Wenn ich auch Dursts ersticken müßte, ich will ihn jetzt nicht trinken. Einmal schüttete er ihn zum Fenster hinaus mit den Worten: Ich bin nicht werth, daß ich mehr ein Glas Wein auf der Welt trinke. Bald jammerte er wieder, wenn er heim komme, so werde er wie ein Bettler leben müssen und kein Glas Wein mehr bekommen. Am meisten wüthete er über seine Mitvorgesetzten, daß sie ihm durch den Kalberleder hatten drohen lassen. Sie sind, sagte er zu sich selbst, alle so schlimm als ich, und ich mußte allein unter den Galgen, und jetzt meinen sie, ich soll ihnen noch mit ihren Rechnungen helfen. Aber ich will nicht, wenn ich auch könnte, und einen Augenblick darauf: Ich kann nicht, wenn ich auch wollte.

Der Pfarrer sah allemal, wenn er zu ihm kam, daß er ihn gleichsam aus einem Traum der Verwilderung, in den er versunken war, wieder aufwecke, und daß eigentlich bis jetzt weder Liebe noch Glauben in ihm wahre und tiefe Wurzel gefaßt, sondern daß vielmehr die Sorge, er werde

vergantet und müsse ohne Hülf' und Rath in Noth und Elend versinken, doch immer als das vorherrschende Gefühl seiner jetzigen Stimmung noch da stehe.

Das betrübte den Pfarrer und er sann darüber nach, wie er ihn wohl beruhigen und wieder zufrieden stellen könne. Da kam der Hübelrudi, um dem Pfarrer zu sagen, er könne es nicht länger mehr anstehen lassen, mit dem Vogt zu reden und ihm zu sagen, was ihm seine Mutter auf dem Todbett befohlen und auch, was er ihm in seinem Unglück Gottlob! jetzt Gutes thun könne und wolle.

Das Herz des Pfarrers ward leicht, sobald er den Hübelrudi sah, und da er mit ihm geredet, dankte er dem Vater im Himmel, daß die Hand seiner Allmacht seinen leeren Worten zu Hülfe gekommen sei, und sagte dann zum Rudi, daß er auch ihm danke und sich freue, wenn er sicher sein könne, daß es ihn nie gereuen werde, was er ihm so eben wieder für den armen Vogt versprochen habe.

Rudi. Mein Gott, nein, fürchtet doch das nicht, Herr Pfarrer, fürchtet doch das nicht! Es wird mich gewiß nicht gereuen.

Pfarrer. Nun, so will ich dich auch in Gottes Namen nicht davon abhalten.

Dann gingen sie mit einander zum Vogt.

---

24. Ein durch Menschlichkeit und Christenthum erleichtertes und erschüttertes Gewissen eines verwirrten und verwilderten Menschen.

Der Pfarrer hatte den Vogt mitten in seiner Verwilderung doch dahin gebracht, daß der Glaube an Gott und an eine selige und unselige Ewigkeit in ihm wieder durch allen Taumel seiner Leidenschaften hervordrang, wie eine Flamme, die, zwischen Rauch und Dampf eingehüllt, hie und da mit einigen Strahlen ihres Lichts hervorleuchtet, aber bald wieder verschwindet und nur den Rauch und den

Dampf übrig läßt, in den sie gehüllt ist. In den Augenblicken dieses so durch Rauch und Dampf hervordringenden innern Lichts dachte er sehr oft mit Entsetzen an den Hübelrudi und den Meineid, durch den er zu seiner Matte gelangt. Er stellte sich vor, das sei eine Sünde, die ihm nicht wohl könne verziehen werden. Die Gefahr vor der Hölle ängstigte ihn jetzt oft und der Schrecken, den er beim Markstein gehabt, da er glaubte, der Teufel werde ihn holen, erneuerte sich jetzt oft auf eine Weise in ihm, daß er sich in seiner Einbildung vorstellte, die Hölle sei offen vor ihm und der Teufel stehe mit seinen Klauen schon neben ihm. Als nun der Rudi die Thür aufthat und er ihn erblickte, erschütterte sein Anblick seine zerrüttete Seele so, daß er sich einbilden konnte, seine Mutter folge ihm auf dem Fuß nach und werde ihm das Entsetzen des Meineids vorhalten, der sie um ihre Matte gebracht. Er sah den Rudi mit starren Augen an, ohne ein Wort reden zu können. Dieser sah es und sagte zum Pfarrer: Es hat ihn übernommen, mich plötzlich zu sehen; ich will wieder gehen und ein andermal kommen, wenn er mich erwartet. Jetzt redete der Vogt plötzlich, fiel, mit den Bildern der Hölle noch mächtig erfüllt, vor ihm auf die Knie und sagte hastig: Bleib doch, bleib doch, erbarme dich meiner, erbarme dich meiner!

Um Gotteswillen, steh doch auf und rede nicht so, sagte jetzt der Rudi.

Der Vogt erwiederte: Ich kann nicht aufstehen, ich kann nicht aufstehen, wenn du mir nicht verzeihst.

Hierauf sagte der Pfarrer: Er hat dir schon längst verziehen! Damit nahm er ihn bei der Hand und ließ ihn aufstehen, und der Rudi sagte zwischen hinein: Um Gotteswillen, warum bist du so über mich erschrocken?

Vogt. Da du die Thür aufthatest, meinte ich, deine Mutter komme dir auf dem Fuß nach.

Rudi. Ach, du weißt doch wohl, daß sie gestorben ist.

Vogt. Ich weiß es wohl. Aber ich meinte, sie sei aus dem Grab aufgestiegen und folge dir nach, um mir vorzuwerfen, was ich ihr Alles gethan habe.

Rudi. Denk' doch, daß sie jetzt in einer bessern Welt ist.

Vogt. Ja, und daß sie mich da wegen ihrer Matte noch anklagt.

Der Pfarrer nahm jetzt das Wort und sprach: Vogt, glaub' doch das nicht, sie hat dir schon in dieser Zeitlichkeit verziehen.

Vogt. Ach! Ist das wahr?

Rudi. Weiß Gott, es ist wahr.

Pfarrer. Rudi, erzähl' ihm doch umständlich, was sie seinethalben mit dir auf dem Todbett geredet.

Rudi. Ja, Vogt, es freut mich bis an mein Grab, an jedes Wort zu denken, das sie auf dem Todbett mit mir geredet. Ein Engel könnte nicht freundlicher von dir reden, als sie es gethan hat. Sie hat wörtlich zu mir gesagt: „Wenn ich todt bin und begraben, so geh' zum Vogt hin und sag' ihm, daß ich mit versöhntem Herzen gegen ihn gestorben und Gott bitte, daß es ihm wohlgehe und er noch zur Erkenntniß seiner selbst gelange."

Vogt. Aber ist das auch wahr? Darf ich es glauben?

Gemeinsam antworteten ihm jetzt der Pfarrer und der Rudi: Glaub' es doch, es ist gewiß wahr.

Vogt. Das ist Trost, großer Trost für meine arme Seele.

Eine Weile war Alles still. Aber plötzlich schien der Vogt in einer neuen Bewegung. Er sagte hastig zum Rudi: Aber wann, zu welcher Stunde hat sie dir dieses gesagt?

Rudi. Es war eben, als du wieder von meinem Fenster weggegangen.

Vogt. Sie ist ja gestorben, eh' ich noch von dir wegging.

Rudi. Nein, das ist sie nicht.

Vogt. Dein Kind ist ja zu dir herausgekommen und hat dir gesagt, daß sie gestorben.

Rudi. Es war nur eine Ohnmacht, von der sie sich wieder erholt.

Vogt. Sie ist also meinetwegen in Ohnmacht gefallen.

Rudi. Das ist wahr. Sie hörte dich laut reden und meinte, du wolleſt Geld: aber du wollteſt ja keins und brachteſt mir im Gegentheil eine gute Nachricht.

Vogt. Und doch ist sie in Ohnmacht gefallen, — und ich bin ein abscheulicher Mensch.

Rudi. Warum sagst du jetzt doch auch das?

Vogt. Ich habe mich auch in diesem Augenblicke schrecklich an ihr versündigt.

Rudi. Sag' mir doch jetzt nichts von dem, es mag sein, was es will.

Vogt. Doch — du mußt es wissen.

Rudi. Ich bitte, sag' mir davon jetzt nichts.

Vogt. Du mußt es wissen, du mußt es wissen. Ich sagte in dem Augenblick, als du mit deinem Kind von mir wegsprangst und glaubteſt, sie sei todt, noch: „Es ist nicht Schade, wenn die alte Hexe todt ist.“

Rudi. Hast du das sagen können? —

Vogt. Ja, ich hab' es gesagt. Ich wollte es dir nicht verhehlen. Du mußteſt es wissen.

Dem Rudi entfiel jetzt eine Thräne. Der Pfarrer aber sagte: Guter Rudi, das ist jetzt ja nicht mehr in seinem Herzen; vergiß das und erzähle ihm alle Worte, die die Großmutter seinethalben noch gesagt.

Da trocknete Rudi seine Thränen und sagte: Ja, Herr Pfarrer, ich will und muß es ihm erzählen. Dann nahm er den Vogt wehmüthig bei der Hand und sagte ihm: Als du vor das Fenster kamst, erschrak sie über dich entsetzlich und sagte noch, eh' ich zu dir hinausging, folgende Worte: „Seit unserm Handel ist mir immer ein Stich durchs Herz gegangen, wenn ich ihn sah; ach, Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es thun.“ — Dann betete sie: „Gott, Du kennst den Handel. Verzeih' ihm, Vater

im Himmel, verzeih' ihm!" — Da ging ich von ihr fort, zu dir hinaus. Du redetest etwas laut mit mir. Darob ist sie noch mehr erschrocken und in Ohnmacht gesunken. Als sie sich wieder erholt und ich ihr deine gute Nachricht erzählte, sagte sie, sie sterbe jetzt leichter und wolle nun Abschied von uns nehmen. Aber ehe sie das that, kam sie noch auf dich und sagte, was ich dir eben gesagt habe, daß sie mit versöhntem Herzen gegen dich gestorben.

Der Vogt war jetzt gerührt. Er konnte nichts reden. Der Rudi aber fuhr fort und sagte: Ich weiß, wenn sie jetzt noch lebte und dich im Unglück wüßte und ich hingegen wieder das Meinige hätte, so würde sie dir gewiß jetzt ihr Mitleiden zeigen, wie sie dir bei ihrem Beten noch ihre Liebe erwiesen, und wenn sie jetzt schon todt ist, so soll dir das nicht schaden. Ich will ihren Willen erfüllen, so gut ich kann und dir alle Jahr von meiner Matte für eine Kuh Futter zukommen lassen, und wenn ich noch mehr als das thun kann, so will ich's gern thun.

Schluchzend erwiederte jetzt der Vogt: Ich bin dieser Güte nicht werth, und konnte nicht mehr reden. Da nahm der Pfarrer das Wort und sagte: Der im Himmel wohnt, ist größer, als wir denken. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Lobpreise den Namen des Herrn, der dir Hülfe sendet in der Stunde, wo du noch keine Hülfe hofftest und von der Hand derer, die du elend gemacht.

Der Vogt konnte nicht reden; es war ihm zu viel. Er stammelte Worte, nicht zum Danken, sondern um auszudrücken, wie unwürdig er sei und wie schrecklich er sich an ihnen versündigt habe.

---

25. Der Sonnenschein und die Himmelstropfen.

Der Rudi nahm jetzt freundlich vom Vogt Abschied. Der Pfarrer aber blieb noch eine Weile bei ihm und suchte die Rührung, in der er ihn jetzt sah, zu benutzen, um

seine Stimmung im Allgemeinen milder und sanfter zu machen. Er sagte zu ihm: Du bist zwar jetzt gerührt, aber nicht ruhig, wie es nöthig ist, daß du werdest. Es ist so ein schöner Abend. Geh' jetzt ein wenig in meinen Garten und genieße diesen Abend mit Ruhe und Stille. Der Vogt sagte: Ja, es ist ein himmelschöner Abend, und dankte ihm für die Erlaubniß, in seinen Garten zu gehen. Er ging und legte sich unter einen Baum, der hinter der Weide war. Ein kühlendes Lüftchen milderte die Abendwärme eines der schönsten Herbsttage. Der Vogt fühlte, wie wohl diese Kühlung ihm thue, denn sein Blut war heute den ganzen Tag in beständiger Wallung. So unter seinem Baum halb hinschlummernd, wiederholte er sich jetzt halbträumend die Begegnisse des Tags und sagte zu sich selbst: Die Menschen sind doch besser, als ich geglaubt. So eine That, wie die des Rudi gegen mich ist, hätte ich nicht für möglich gehalten und auch der Pfarrer geht mit mir um, wie ich es von keinem Menschen in meinen Umständen erwartet hätte. — Selbst die untergehende Sonne machte einen neuen Eindruck auf ihn. Er fühlte es und sagte: Ja, in meiner Kindheit, da ich noch nicht recht wußte, was links und rechts ist, war es mir mit der Sonne eben wie es mir jetzt ist, aber seitdem nicht mehr.

Er fühlte sich jetzt auf eine Weise, wie er sich seit seinem Unglück noch nie gefühlt hatte. Er weinte und wußte es selbst nicht; aber als er zufällig mit seiner Hand an seine Augen kam und sie naß fand, sagte er zu sich selbst: So sind sie doch lange nicht mehr naß gewesen! — Ach, es rührte mich nichts mehr, weder das, was mir hätte wohl thun sollen, noch das, was Andern weh that.

Des Pfarrers Hans stand eine Weile, ohne daß der Vogt ihn sah, hinter dem Zaun neben dem Baum, an dem der Hummel lag, hörte ihn in dieser Stimmung mit sich selbst reden, und als er heim kam, konnte er nicht genug erzählen, wie der böse wilde Mann unter dem Birnbaum in diesem Augenblick so ruhig und heiter da gelegen.

Der Vogt vergaß in dieser Stimmung sein Abendbrod,

das er sonst nicht leicht vergaß, und ging nicht ins Pfarrhaus zurück, bis die Sonne untergegangen. In der Zwischenzeit war der Pfarrer bei der kranken Frau des Vogt. Er fand sie so übel, daß er es für seine Pflicht hielt, ihren Mann zu ihr heim zu schicken. Die arme Frau hatte das Unglück, dem Treufaug in die Hände zu fallen. Dieser gab ihr Himmelstropfen, die unter seinem Großater Henkerstropfen hießen; da aber sein Vater ehrlich worden, hat er sie nicht mehr unter diesem Namen verkaufen wollen, sondern ihnen den Namen Himmelstropfen gegeben, unter welchem Namen sie bis jetzt für Menschen und Vieh vielen Abgang hatten. Als die Vogtin dem Treufaug ihre Noth klagte, war seine erste Antwort: Gib mir Kirschwasser, ich bin so durstig, daß ich mich anfeuchten muß, eh' ich mit dir reden kann. Sie gab's ihm und klagte dann ferner der Länge und der Breite nach ihre Noth.

Er gab aber erst, nachdem er sein Kirschwasser fast ausgetrunken, zur Antwort: Was magst du doch so viel schwatzen! Wenn du kein Wort redetest, so wüßte ich gleich, wo es dir fehlt, so gut, als wenn du einen halben Tag davon erzählst. Der Pfiff ist an der Leber und es ist höchste Zeit, daß man zu dir schaue, denn sie ist halb faul, und wenn man dem nicht wehrt, so geht dir in kurzem das Maul auf eine Art zu, daß du es nicht wieder aufthust; aber ich will dir etwas schicken, das schon Prinzen und Pfaffen und großen Herren ihre Leber wieder curirt hat, wenn nur noch ein halb Batzens groß gut daran gewesen, und es muß der Teufel thun, wenn's dir nicht auch hilft. Aber du mußt's saufen, was ich dir schicke, und ich will dir's zum Voraus sagen, es ist kein Schleckwerk; du wirst meinen, es sei aus der Hölle, so wird es dir feuern. Aber Böses muß Böses vertreiben und wenn's dir schon bang macht, so fahre fort auf mein Wort hin und nimm alle zwei Stunden ein paar Löffel, bis du damit fertig bist. Wenn's durchgebrochen, so wird es dir dann schon anders kommen.

Es geschah auch ganz, was er sagte. Die Tropfen

feuerten ihr schon im Mund wie der höllische Teufel und brachten sie in einen Jast (Hitze), wie wenn sie das größte Fieber hätte. Seitdem sie solche brauchte, war ihr Athem sichtbar kürzer. Sie konnte nicht mehr schlafen wie vorher, hatte viel stärkere Beklemmungen auf der Brust und auch der Schweiß, den sie vorher hatte, verlor sich.

Bei dem allen dachte sie an nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran Schuld seien, und sie brauchte sie nur desto gewissenhafter, je kränker sie davon wurde. So groß war der Glaube an die Tropfen und an den Doctor bei dieser armen Frau; und ich muß bei diesem Anlaß sagen, der Glaube an die Aerzte ist sonst gewiß ein guter Glaube. Er hilft sehr viel zur Genesung. Der beste Arzt, den ich kannte, hat einst zu mir gesagt: Wenn ein Kranker, wenn ich das erste Mal zu ihm komme, vor Freuden fast aus dem Bett springt und nicht genug sagen kann, wie sehr es ihm ein Trost sei, daß ich da sei, so glaube ich, die halbe Arbeit, ihn wieder herzustellen, sei schon geschehen. Er setzte hinzu: Wo Muth, Freude und Hoffnung im Menschen sich lebendig ausspricht, da erwacht gleichsam ein inneres Leben in ihm, das unter allen Umständen auf den guten Zustand des Körpers die wohlthätigste Wirkung hat; dann ist auch das ganz gewiß wahr, beim Muth und beim Glauben öffnen sich alle Schweißlöcher (Poren), und das wirkt unglaublich mit zum Heilen; wo Furcht und Angst ist, da schließen sie sich zu und das hindert die Heilung eben so sehr. Der fromme Arzt setzte noch hinzu: Wahrlich, der lebendige Glaube an einen Arzt hilft zur Heilung des kranken Leibes, wie der lebendige Glaube an Gott in jedem Fall auf die Heilung einer kranken Seele wirkt. — Er hat im Wesen ganz recht. Aber es muß in beiden Fällen ein wahrer Glaube, ein Glaube an die Wahrheit sein. Der lebendigste Glaube an ein Götzenbild und an die Wunder seiner Kraft hilft keiner kranken Seele und der Glaube an einen Arzt darf nicht der Glaube an einen Treufaug sein, sonst führt dieser Glaube leiblicherweise sehr leicht zum Verlust aller Kräfte des Leibes und dadurch zum

leiblichen Tod, wie der Aberglaube eben so leicht zum Verlust aller Kräfte der Seele und dadurch zum geistigen Tod führt.

---

26. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles erfahren haben, das sie vorher nicht wußten.

Wenn der Vogt von den Todten auferstanden wäre, es hätte die Frau nicht so überraschen können, wie es sie überraschte, da er Nachts um neun Uhr in die Stube hineintrat, denn sie glaubte, da er noch gefangen sei, werde sie ihn unmöglich sehen können. Nach einem „Herr Jesus! Bist du wieder da?“ streckte sie die Hand gegen ihn aus und fing an zu weinen. Auch der Vogt weinte eine Weile und drückte ihr stillschweigend die Hand.

Wie geht's dir, Frau? war das erste Wort, das er ihr sagte. Fast im gleichen Augenblick sagte sie: Und wie geht's dir? Wehmuth war in beider Augen. Der Vogt sagte wieder: Du hast in dieser Zeit entsetzlich abgenommen.

Vogtin. Ach, wie könnte es anders sein? Wenn's nur Gottes Wille ist, daß er mich bald zu sich nimmt.

Vogt. Wünsch' doch das jetzt noch nicht. Es geht uns vielleicht noch besser, als du hoffst.

Vogtin. Ach, du glaubst es selbst nicht. Wir sind jetzt beide elende Leute, bis wir unter den Boden kommen.

Vogt. Nein, Frau, ich hoffe und glaube jetzt wirklich, der liebe Gott könne und werde uns im Unglück besser helfen, als wir uns im Glück selber nicht geholfen haben.

Diese Sprache hatte der Vogt nie geführt. Die Frau wunderte sich derselben und sagte: Ich bin froh, daß du so redest, aber ich habe es nicht erwartet.

Vogt. Warum nicht?

Vogtin. Ich habe gefürchtet, du wärest wüthend über Alles, was dir begegnet, und daß du jetzt noch gefangen.

Vogt. Ich habe den Pfarrer nie gekannt und habe ihm Unrecht gethan. Er hat mir mein Herz bewegt, wie es mir noch nie bewegt worden ist.

Er erzählte nun eine Weile, wie gut er mit ihm gewesen und wie er Alles gethan, ihm seine Umstände zu erleichtern und ihn darin zu erquicken und zu trösten, und wie er zuletzt den Hübelrudi an der Hand zu ihm geführt, der ihm denn auf die liebreichste Weise für sein Lebtag für eine Kuh Sommerung und Winterung (Gras und Heu) versprochen. Des armen Rudi gute Handlung rührte die Vogtin, daß sie Thränen darob vergoß. Sie sagte: Ich wußte immer, daß er ein guter Mensch war, aber eine solche Handlung hätte ich ihm doch nicht zugetraut. Und er mußte ihr ganz umständlich erzählen, was der Rudi bei diesem Anlaß zu ihm gesagt. Alles ging ihr sehr zu Herzen, besonders was des Rudi Mutter ihm noch auf dem Todbett ihrethalben befohlen. Sie sagte darüber: Ach, es ist mir in meinen Umständen ein großer Trost, daß sie uns also verziehen.

Es war, wie wenn das Dasein ihres Mannes und Alles, was er ihr erzählte, ihr wieder neue Kräfte gab. Sie hörte Stunden lang nicht auf, mit ihm zu reden, und hustete nur schwach und selten zwischen hinein. Da er so weitläufig mit ihr redete und ihr auch erzählte, wie es ihm an der Sonne unter dem Birnbaum so wohl gewesen, daß ihm Himmel und Erde gleichsam in einem andern, neuen Licht vor die Augen gekommen, erwiederte die Vogtin: Gott Lob! Gott Lob! Es ist mir, als ob ich einen andern Menschen vor mir hätte.

Doch ich habe in meiner Erzählung fast vergessen, daß er gleich im Anfang ihren Arzeneien nachgefragt, und als sie ihm sagte, sie brauche des Treufangs Himmelstropfen, schüttelte er den Kopf und sagte: Es ist mit diesen Tropfen nichts, ich hätte sie mir mein Lebtag nie geben lassen. Hast du schon viel davon eingenommen? Sie sagte: Ich bin völlig fertig mit ihnen und sie haben mich sehr angegriffen. Jetzt aber, seitdem du da bist, ist mir etwas besser; aber

Fieber habe ich doch noch viel. Das machte den Vogt bang, sie aber wiederholte: Ich glaube nicht, daß es Gefahr hat, aber es macht mir auch nichts zu sterben. Der Vogt nahm sie bei der Hand und sagte: Gott Lob! Auch ich fürchte den Tod nicht mehr, wie ich ihn ehemals fürchtete, und seitdem der Rudi so an mir gehandelt, kommt mir auch das Leben in der Armuth nicht mehr so erschrecklich vor, als es mir im Anfang meines Unglücks vorgekommen.

Sie konnten fast nicht satt werden, sich Alles zu erzählen, was in dieser Zeit ihnen begegnet. Sie erzählte ihm auch, wie seit seinem Unglück fast kein Mensch mehr ihr Haus betreten, setzte dann aber bald hinzu: Doch, ich habe auch noch Liebe und Mitleiden gefunden. Der Hans Wüst ist vom ersten Tag an, da du fort warst, alle Tage zu mir gekommen, mich zu trösten und mir zu helfen. Er spaltete mir Holz. Er trug mir Wasser und that, was ich wollte.

Vogt. Ach, that er nicht mehr, als ob er verzweifeln wollte?

Vogtin. O gar nicht. Er war jetzt ganz munter und sagte gerade heraus zu mir, er sehe auch wieder freudig Sonne, Mond und Sterne an, weil jetzt Alles am Tag und Jedermann sein Recht widerfahren sei.

Dann erzählte sie ihm noch, wie viel auch der Hübelrudi und Gertrud ihr Liebes und Gutes erwiesen. Die Gertrud sei mehr als viermal bei ihr gewesen, aber jetzt sei sie unwillig, weil sie wider ihren Rath des Treufangs Tropfen gebraucht. Gleich darauf kam sie auf die Schnabelgritte und erzählte, daß sie, da der Maurer sie wegen ihres unverschämten Maules beim Brunnen zu Schanden gemacht, wie wüthend zu ihr gelaufen und gesagt, wir seien ein verfluchtes Volk und an allem Unglück schuld, das jetzt unschuldigen Leuten im Dorf begegne. Ich fragte, was sie denn habe? Da machte sie einen Lärm und ein Geschrei, wie wenn sie an einem Spieß hinge und wie wenn, so lange die Welt steht, Niemand so ein Unglück begegnet wäre, wie ihr. Ich wußte aber ungefähr, was es war und sagte ihr,

wenn sie ihr Maul gehalten hätte, so wäre ihr das nicht begegnet. Sie fuhr aber doch immer fort und sagte, sie habe nie etwas wider des Maurers Familie gehabt und wenn sie wegen ein paar Worten, die ihr entwischt, ins Unglück komme, so habe sie selbiges nur uns zu danken. Ich ließ sie lange reden, endlich aber sagte ich doch: Ich meine, Base, du solltest wissen, daß ich jetzt schon genug zu tragen habe, und solltest nicht noch wegen etwas, woran ich weder wenig noch viel schuldig bin, mit mir umgehen, wie du thust. Sie antwortete: Es geschieht euch nur recht, was euch begegnet; ihr habt es schon längst verdient; aber daß ich und andere ehrliche Leute noch mit euch ins Unglück kommen, das ist nicht recht. Damit bekam ich doch genug und sagte zu ihr: Gritte, wenn du Händel und Streit willst, so suche Jemand, der es besser erleiden mag, als ich jetzt, und hiermit ging ich von ihr weg in die Küche. Darüber ist sie so wild worden, daß sie beim Weggehen die Treppe hinab und auf der offenen Straße mir noch einmal zurief: Ihr seid halt ein verfluchtes Volk und wer mit euch etwas hat, der kommt ins Unglück. — Die Stubenthüre schlug sie zu, daß sie aus den Angeln fuhr.

Vogt. Es nimmt mich nicht Wunder, ich kannte sie mein Lebtag für das.

Vogtin. Es ist wahr; aber du weißt auch, wie viel Gutes sie bei uns genossen, und daß sie allemal, wenn etwas vom Mittagessen übrig war, zugeschlichen kam und den Ranzen füllte, ohne mir einen Heller zu zahlen.

Vogt. Das sind jetzt alte Kalender, dafür uns Niemand nur Dank dir Gott sagt.

Vogtin. Es ist wohl so. Denk' auch, wie mir's der Kriecher hat machen können. Von dem Augenblick an, da dir dein Unglück begegnet, ist er immer vor unserm Haus vorbeigestrichen und hat, wo er Jemand unter einer Thür oder unter einem Fenster sah, gespöttelt und gestichelt und vor mir selbst auf offener Straße beim Brunnen die Zunge herausgestreckt und überlaut vor allen Leuten gesagt, wenn wir das, was uns begegnet sei, mit Nichts verdient hätten,

so wär's dafür, daß wir ihn beim Pfarrer so durchgezogen; aber wir könnten jetzt die Wochenbrötli, die wir ihm abstehlen wollten, selber brauchen.

Vogt. So. — Doch seit Mittwoch hat er das gewiß nicht mehr gethan?

Vogtin. Es ist wahr, er hat's seit Mittwoch nicht mehr gethan; aber warum das?

Vogt. Er hat am Dienstag Abend den Lohn dafür bekommen. Du weißt, am Dienstag Abend kommen die Wochenbrötler ins Pfarrhaus und der Kriecher schickt aus Hoffahrt statt seiner immer Jemand anders, um das Brod abzuholen. Der Pfarrer aber gab es diesem diesmal nicht und ließ dem Kriecher sagen, er solle nur selber kommen. Er wollte nicht gern und sandte sein Kind mit dem Bericht, er sei krank und im Bett nnd er lasse doch darum bitten, sie hätten keinen Mund voll im Haus. Der Pfarrer aber schickte auch dieses ohne Brod heim mit der Antwort, er kenne seine Krankheit, sie sei schon alt und das Spazieren thue ihm gut, er solle und müsse kommen, er wisse wohl warum. — In der Dämmerstunde kam er endlich. Ich war just in der Nebenstube und es ist mir, ich höre den Pfarrer jetzt noch mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß er zitterte und ihm dann sagen: Kriecher, du hast dich diesen Vormittag beim Brunnen gegen die Vogtin aufgeführt, daß nicht ein Pfarrer, sondern ein Kerl mit der Hundspeitsche mit dir reden sollte. Ich habe dich hundertmal in der Kirche und auf der Straße mit meinen Augen vor dem Vogt bücken und schmiegen sehen, wie ein erbärmlicher Kerl, und jetzt, da er im Unglück ist, begegnest du seiner Frau also? Aber er wollte noch recht haben und antwortete dem Pfarrer, man lüge über ihn und es sei nicht so, wie man es ihm gesagt habe. Seine Worte waren noch, es müsse einer doch ein unverschämter Kerl sein, dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer solche Lügen zuzutragen; aber er sei ein unglücklicher Mann. Wenn Einer, der von dem Galgen gefallen, etwas über ihn sage, so glaube man es ihm. Aber der Pfarrer kam darüber so sehr in Eifer, daß er ihm Namen

gab, die ich in meinem Leben nie gehört habe über seine Lippen gehen. — Kerl, sagte er ihm, du mußt wissen, daß ich weiß, was ich rede, du hast nicht nur gethan, was ich gesagt, sondern du hast noch bei den Taglöhnern den Narren darob getrieben, daß du es gethan; aber geh' mir jetzt aus den Augen und danke Gott, daß ich alt bin und ein Pfarrer, sonst würde ich den Stock gegen dich gebrauchen, wie du es verdienst. Der Kriecher murrte im Weggehen noch immer vom Unrecht, das er leiden müsse, von Leuten, die von dem Galgen gefallen und die man noch lieber habe, als ihn. Doch wurde er auf der Treppe still. Sobald der Pfarrer die Thür zuthat und er glaubte, daß er allein sei, riß er mit der Hand ein großes Stück von seinem Wochenbrod ab und stieß so viel davon ins Maul, daß er dem Hans, der eben mit einem Zuber voll Wasser die Treppe hinauf kam und ihm einen guten Abend wünschte, mit seinem vollen Maul nicht Dank dir Gott sagen konnte.

---

27. Hundstreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt.

So unterhielten sie sich die schlaflose Nacht, die aber der Vogtin gar nicht wohl that; denn so stark sie sich die Nacht über fühlte, so schwach befand sie sich am Morgen.

Auch auf seinen Türk machte seine Erscheinung einen äußerst großen Eindruck. Das arme Thier hatte, seitdem sein Meister in diesem Unglück war, eine sehr böse Zeit. Denn als er den ersten Tag, da der Vogt gefangen war, die ganze Nacht durch vor dem Pfarrhaus heulte, ließ der Sigrist ihn durch den Wächter der Vogtin zum Haus führen und sagte zu diesem, wenn das Geheul ein Unglück bedeute, so sei es besser, er heule, wo er zu Haus sei, als vor anderer Leute Häusern oder gar vor dem Pfarrhaus, das sie alle mit einander wieder aufbauen müßten, wenn's abbrennte. Die Vogtin mußte den Hund jetzt anbinden und viele Leute

neckten ihn im Vorbeigehen. Einige sagten ihm: Du hast's jetzt, wie dein Meister, aber du hast doch nicht mit ihm unter den Galgen müssen. Einige böse Buben, die ihn vorher fürchteten, warfen ihn jetzt, da er an der Kette lag, mit Steinen, so daß er zuletzt, da er sich nicht wehren konnte, zuhinterst in den Stall kroch und viele Tage nicht mehr herauskam. Da aber jetzt der Vogt heimkam, ward er wie wild, zog den ganzen Stall mit der Kette nach sich zur Hausthür und da man ihm das Haus aufthat und ihn abließ, sprang er mit beiden Füßen dem Vogt auf die Achsel und war fast gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er sich vor ihm nieder, hielt die rechte Tatze dem Vogt auf den Schooß und entzog ihm kein Auge.

Es freute den Vogt sehr, daß sein Türk sich so anhänglich zeigte. Er streichelte ihn und nahm seine Tatzen in die Hände, und der Gedanke kam ihm, es sei ihm in der Welt kein Mensch so anhänglich, wie dieser Hund. Aber plötzlich änderte sich dieser Gedanke in ihm und er sagte zu sich selbst: Ich hab' es verdient. Ich machte mir meinen Türk so von Herzen anhänglich, wie ich mir in meinem Leben keinen Menschen so von Herzen anhänglich gemacht habe. Damit ließ er die Tatzen seines Hundes aus der Hand fallen, aber der Hund blickte ihn an, wie wenn ihm Unrecht geschehen wäre.

---

28. Lips Hüni als Wächter, und der Untervogt Meyer.

Die Notablen im Dorf, die wir aber jetzt freilich für das kennen, was sie waren, hatten nun Tag und Nacht ein Getriebe in der Gemeinde, wie Schelmenbanden im Wald, wenn sie vernehmen, daß eine allgemeine Betteljagd um den Ort ihres Aufenthalts angesagt ist. Sie erkundigten sich alle Augenblicke nach dem, was den Vogt betraf, und da sie vernahmen, daß der Pfarrer ihn zu seiner Frau

heimgelassen, redeten sie mit einander ab, sie wollten ihm am Morgen, wenn er wieder zurückkehre, aufpassen, damit sie ganz sicher seien, daß er zu Haus gewesen, und es dann dem Junker anzeigen. Sie hatten nämlich zur Absicht, ihm dadurch einzuschwatzen, der Pfarrer lasse ihn in der Gefangenschaft thun, was er wolle, nur damit er ihm schwatze, was er gern höre, was aber nur zu weitern Verdrießlichkeiten und Händeln im Dorf Anlaß geben könne.

Sie bestellten den Lips Hüni zum Wächter. Dieser trank bis am Morgen um drei Uhr hinter dem Ofen beim Kalberleder, der der nächste beim Vogt wohnte, Branntwein. Um drei Uhr machte er sich dann hinter den Haag nahe bei des Vogts Thür und wartete so bis um fünf Uhr, da der Vogt herauskam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Haag den Weg vor und verbarg sich hinter des alten Leutholden Nußbaum unten an der Kirchhalde, wo dieser hart an ihm vorbei mußte und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: Behüte und gesegne uns Gott! Was ist das? Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, sah den Kerl, den Kopf hinter dem Baum hervorstreckend, kannte den Mann und sagte so ziemlich in seiner alten Vogtssprache zu ihm: Was gibts da? Was willst du?

Der Hüni kam jetzt hinter dem Baum hervor, sah den Vogt mit einem hämischen Gesicht recht nahe in die Augen und sagte: Bist du es, Vogt, oder bist du es nicht? Ich glaubte, du steckteſt im Loch, und jetzt bist du auf der Straße.

Der Vogt merkte am Branntwein, der ihm zum Mund heraus roch, und an Allem, daß er nicht für sich, sondern für Jemand anders den Mund aufthat und sagte zu ihm: Wie viel hast du Lohn, daß du mir hier aufpasseſt?

Das will ich dir ein andermal sagen, antwortete der Hüni; aber hör', Vogt, wenn du kein Gespenst bist, so sag' mir: Was thust du hier? Willst du dich etwa im Nachtwandeln üben, damit du, wenn du das einst thun mußt, es wohl könneſt?

Solches und viel anderes rief ihm der Hüni jetzt nach,

bis er im Pfarrhof war, so daß viele Leute, die noch im Bett waren, aufstanden und ans Fenster gingen, zu sehen, was der Hüni da so laut brülle.

Und das war eben, was die Vorgesetzten wollten und warum sie den Hüni an diesen Platz stellten, nämlich zu machen, daß Jedermann im Dorf davon schwatze, der Vogt sei des Nachts heimgelassen worden, damit sie den Meyer zwingen könnten, auch das noch dem Arner wider den Pfarrer anzubringen.

Dieser sperrte sich zwar, wie immer, und sagte ihnen: Ihr wißt doch auch, daß der Junker nichts so annimmt und daß es völlig ist, wie wenn man ihm nichts sage, wenn man ihm mit so etwas kommt. Aber die Bauern hatten, wie immer, keine Ohren für das, was sie nicht wollten.

Es müßte der Teufel thun, wenn das ihn nicht wider den Pfarrer aufbringen würde, sagte der Kienast. Und es fehlt nicht, sagte der Kalberleder. So alt ich bin, hab' ich's noch nie erlebt, daß es nicht Händel absetze, wenn ein Pfarrer etwas gethan hat, wie das ist, sagte der Geschworne Rabser. Es ist sicher dem Junker ins Amt gegriffen, sagte der Mosbauer, und die Bauern alle beharrten darauf, er müsse das anzeigen und so hoch treiben, als er nur immer könne.

Der gute Meyer ließ sich endlich auch das noch aufladen.

---

29. Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Lichte.

Aber der Pfarrer schrieb es dem Junker selbst, daß er den Vogt zu seiner Frau heimgelassen. Er gab zugleich dem Michel, der ehedem mit dem Vogt so eng verbunden war, aber seit kurzem so gut mit dem Lienhard worden, ein Bittschreiben an den Junker und sagte darin, wenn er nur eine halbe Stunde mit dem Michel reden werde, so sei seine Fürbitte für ihn gewiß überflüssig.

Der Junker ließ den Michel warten, bis er Zeit fand, sich mit ihm einzulassen. Es verging fast eine Stunde. Der Michel machte indessen allerlei Kalender während der Zeit und kam im Hinauf- und Hinabgehen im Schloßhof einmal nahe an den Kuhstall. Sobald ihn aber der Küher erblickte, kam er zum Stall heraus und sagte zu ihm: Du bist von Bonnal, guter Freund, sag' mir doch, wie geht's dem Fleck, den der Junker einem armen Mann daselbst geschenkt hat?

Michel. Nicht wahr, dem Hübelrudi?

Küher. Ja, ja, eben demselben.

Michel. Dem Thier geht's so wohl, als es jetzt dem Rudi selbst wieder wohlgeht.

Küher. Das freut mich doch. Wenn sie ein Mensch wäre und reden könnte, du müßtest mir sie tausendmal grüßen und ihr sagen, wie es mir weh that, daß sie aus meinem Stall mußte. Aber weißt du was? Ich gebe dir ein paar Handvoll Geleck; gib es ihr; sie kennt es gewiß und weiß, daß es von mir kommt.

Hiemit machte er ein kleines Säckchen voll von seinem besten Geleck und that noch ordentlich Salz darein. Der Michel mußte lachen, nahm das Säckchen und sagte: Ich will es ihr gewiß geben. Sie waren eben in diesem Gespräch, als der Junker den Michel kommen ließ.

Als er kam, sah ihn Arner vom Kopf bis zu den Füßen steif an und sagte ihm dann, er wisse, wer er sei und daß er von den Diebstählen, die in seines Großvaters Haus so lange getrieben wurden, genaue Kenntniß habe. Er solle ihm umständlich erzählen was er darüber wisse.

Der Michel that es, ohne sich zu bedenken; doch sagte er vorher, er müsse sich selber anklagen, er habe auch Theil an diesen Diebstählen genommen, aber es sei im Schloß ein Leben gewesen, daß sich bald Niemand was daraus gemacht. Er selber habe zwar nichts davon behalten, wohl aber vom Vogt dafür zu essen und zu trinken bekommen, was ihn gelüstete.

Junker. Ich weiß das. Dein Pfarrer hat mir da-

rüber geschrieben. Erzähle mir jetzt nur bestimmt und wahrhaft, was du weißt.

Da erzählte der Michel, wie er mit den Knechten des Vogts in der Schloßscheune ungedroschenes Korn von den Garben aus den Kornhaufen abgetreten und an Seilen in den Schloßgraben hinuntergelassen und von da ins Wirthshaus getragen, wo das Ablager war. Wie er wohl hundertmal des Nachts die Schloßzeichen von den besten Eichen und Tannen gezimmert und den Bauern geholfen, sie als eigen Holz auf die Säge zu führen; wie sie hundertmal im Wirthshaus mit den Schloßknechten um Werkzeug, Seile, Körbe und dergleichen gespielt und gesoffen; wie noch jetzt viele Bauern Kleider mit solchen gestohlenen Säcken gefüttert trügen, und ganze Räder und halbe Wagen und halbe Pflüge und eine Menge Naben, Pflugeisen, Riestern, Stoßkarren, Tragbahren, Güllen-, Wein- und Bierfässer mit dem Schloßzeichen in den Bauernhäusern stünden, oder in denen es ausgekratzt und ausgehauen worden; wie darum auch alle Handwerksleute es so mit dem Vogt gehalten, und ihm ganz umsonst geschmiedet, geschlossert, gewagnert, gezimmert, getischlert, geschneidert und geschustert, weil er ihnen immer allerhand solchen Abgang aus dem Schloß um einen Spottpreis zuschanzen konnte.

Das gerade, offene Wesen und der Muth, mit dem er das Böse von sich selbst gleich ungescheut wie von den Andern sagte, und die Kenntniß, die er von allen Umständen und von den Ursachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er wirkliches Vertrauen auf ihn zu fassen anfing und sich über die Verhältnisse des Dorfes in ein wirkliches Gespräch mit ihm einließ. Der Junker sagte zu ihm: Ich kann nicht begreifen, daß du und so viele Menschen an einem solchen Leben haben Theil nehmen können.

Der Michel erwiederte: Die meisten Menschen haben nichts Besseres im Herzen, als Gelüste nach Essen, Trinken und Possen; und wer so ist, dem ists wohl bei diesem Leben. Man konnte im Schloß stehlen ohne alle Gefahr,

und wo's so ist, will bald Jeder gern mithalten, wo er immer kann.

Junker. Aber scheuen sich die Leute nicht vor Gott und der Ewigkeit?

Michel. Gnädiger Herr, die Stimmen im Wirthshaus und an dergleichen Orten überschreien das, was die Leute etwa in der Kirche hören, so stark, daß dieses meistens so viel als nichts auf sie wirkt. Das Uebel ist in unserm Dorf alt und tief eingewurzelt.

Junker. Ich weiß es. Mein Großvater ist daran selbst sehr viel Schuld.

Michel. Er ist sehr betrogen worden.

Junker. Er hätte sich nicht sollen betrügen lassen.

Michel. Es hielt in tausend Fällen schwer, hinter die Wahrheit zu kommen. Er war von allen Seiten mit Leuten umgeben, die unter einem Hut steckten, und wo ein Junker Schreiber und Vögte hat, wie Ihr Großvater, da muß er über das Wichtigste, das in seinen Dörfern geschieht, blind werden, wenn er auch sieben Augen hätte.

Junker. Es ist wahr, das Unglück des Dorfs ist in vieler Hinsicht eine Folge der schlechten Wahl seiner Vorgesetzten.

Michel. Noch bei meinem Denken lebten Leute, die gerade heraussagten, wenn man zu ihren Zeiten dem Volk dergleichen Leute zu Vögten und Richtern gegeben hätte, sie wären an jedem Ort, wo man sie allein angetroffen hätte, gesteinigt worden.

Junker. Hätte das so einem Mann, wie der Hummel ist, noch zu deiner Zeit wirklich begegnen können?

Michel. Zu meiner Zeit nicht, aber zu den Zeiten meines Vaters ganz gewiß. Es war damals noch eine Art von Landestreue und Sorgfalt für das allgemeine Wohl auch auf den Dörfern im Herzen von entschlossenen und braven Männern, die, wenn so ein Mann Vogt gewesen wäre, gleich ausgesprochen hätten, das ist ein Landsverräther, ein Land- und Leuteverderber. Sie hätten ihm auch ganz gewiß, wo sie immer nur gekonnt hätten, auf den Dienst

gelauert, und wenn das Unrecht eines solchen Mannes aufs höchste gekommen und sie weder beim Junker, noch bei sonst jemand gegen einen solchen Mann Schutz und Recht gefunden hätten, so wären solche Männer in ähnlichen Fällen auch des Aeußersten fähig gewesen, so daß ich einem solchen Vorgesetzten für sein Leben damals nicht gut gesagt hätte. Jetzt aber ist von so etwas keine Rede mehr. Unser Volk ist in eine Erbärmlichkeitsschwäche versunken, daß die bravsten Leute im Land sich vor einem solchen Burschen nur zu verbergen suchen, aber durchaus, ihnen entgegenzustehen, das Herz nicht haben. Mein Vater hat diesfalls mehrmal zu mir gesagt, wir sehen den Alten so wenig mehr gleich, als eine arme, täglich ausgemelkte Stallgeiß einem auf dem Gipfel hoher Berge herumspringenden Gemsthier, das in seinem Leben nie erfahren, was melken ist.

Junker. Michel, das ist ein böses Bild, aber es schildert auch einen wahrhaft schlechten Zustand.

Michel. Ihr verzeihet mir das Bild. Ich dachte nichts Arges.

Junker. Ich glaub' dir's; aber wie kann diese Schwachheitsfurcht gegen einen solchen Mann im Dorf allgemein werden?

Michel. Es ist nicht anders möglich. Sie mußte allgemein werden. Die Dorfmeister sind unter einander einig und jeder Mensch im Dorf ist auf diese oder jene Art an einen derselben so angebunden, daß er nicht nur zu Allem schweigen, sondern selber auch das Schlechteste, das er ihm zumuthet, noch thun muß, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen. Bei uns hatte der Hummel Alles so in seinen Klauen und es fürchtete ihn Alles so sehr, daß ich selber Alles, was ich für ihn gethan, aus Furcht hätte thun müssen, wenn ich nicht leichtsinnig genug gewesen wäre, es für Wein, Käs und Würste, die ich immer bei ihm fand, gerne zu thun. Die Furcht vor ihm war im Dorf so allgemein, daß kein einziger Mensch in der Gemeinde ihm irgend einen seiner Streiche, wenn ihn auch die ganze Gemeinde wußte, hat ausbringen dürfen.

Er brachte zum Beleg dieser Aussage die Gespenstergeschichte in des Hoorlachers Haus an. Der Hoorlacher habe das Haus Anno 1767 vom Wagner Leupi um 450 Fl. gekauft und für mehr als 300 Fl. darin verbaut, und der Vogt habe ihm bei Lebszeiten 600 Fl. dafür geboten; da er aber gestorben, wollte er es nicht mehr geben, und ließ durch mich und den Ständlisänger aussprengen, der Hoorlacher sei keines natürlichen Todes gestorben und man habe hinter seinem Bett den abgehauenen Strick noch gefunden, an dem er erstickt. In acht Tagen war die ganze Gegend von diesem Gerücht voll und man setzte noch hinzu, sein Nachbar, der Kirchmeyer, habe den Strick selber ins Pfarrhaus getragen, aber der Pfarrer habe ihm verboten, davon zu reden, weil der Hoorlacher jetzt doch schon begraben sei und es nur Aergerniß absetzen würde.

Auf das hin schickte der Vogt alle Monate ein paar Mal Einen von uns ins Haus, die Nachbarn zu erschrecken, als ob ein Gespenst darin wäre. Das that er über ein Jahr lang, bis kein Mensch mehr das Haus umsonst genommen hätte; dann kaufte er es der Hoorlacherin aus Mitleiden, wie er sagte, um 200 Fl. ab und versprach, um diesen Greuel aus dem Dorf zu bannen, zwei Kapuziner wohl hundert Stunden weit her kommen zu lassen; aber er redete nur mit dem Saufwaldbruder in der Haberau ab, ließ ihn acht Tag sich im Haus verstecken und dann und wann sich an den Fenstern zeigen und Grimassen machen. Indessen fraßen, soffen und spielten wir alle Nacht mit dem Bruder und thaten so laut, daß der Wächter Leuthold es merkte. Er erkannte vor den Fenstern alle drei Stimmen und kam früh mit dem Geschwornen Kalberleder, seinem Bruder und dem Hügi auf den Schlag 12 Uhr mitten im Jubiliren vors Haus. — Der Pfaff war, sobald sie anklopften, wie der Blitz im Versteck und ich auf dem Dach und von da über den Birnbaum hinunter und fort. Der Vogt kroch in den Ofen, aber er konnte ihn nicht zumachen, weil schon Holz darin war. Die vier stießen die Thüren mit Gewalt auf und waren im Augenblick mit einem Hund

und einem Licht in der Stube, und des Vogts Katze flüchtete sich vom Tisch weg zu ihrem Meister in den Ofen; dieser wußte nicht, was es war und that einen fürchterlichen Schrei. Da ist der Vogt, riefen die Kerls und zündeten ihm mit dem Licht zum Ofen heraus. Er mußte mit ihnen alles Geld, das er bei sich hatte, theilen, damit sie ihm den Spaß nicht ausbrächten.

Junker. Bei alle dem kann ich doch nicht begreifen, daß die Leute im Dorf, die doch Ehrenleute haben sein wollen, an diesem Leben haben Theil nehmen können.

Michel. An einem Ort, wo eine Handlungsweise, wie des Hummels, unter dem Vorgesetztenvolk so allgemein ist, da gehört ein solches Leben und eine solche Denkungsart gleichsam zum Ehrenleben und zur Ehrendenkungsart des Volks und Jedermann schämt sich fast mehr, wenn man ihn nicht zu solchen Handlungen zuzieht, als wenn man ihn Theil daran nehmen läßt.

Junker. Das übersteigt doch Alles, was ich geahnt.

Michel. Der Grund, warum es mit dem Volksverderben im Land so weit hat kommen können, liegt unter anderm auch darin, daß jetzt seit etwa 30 Jahren die Bauern, die mehr als die Andern sein wollen, alle nur Tröler- und Rechtsschriften lesen, und seitdem finden die größten Schelme, wie der Hummel, allenthalben Gelegenheit, Meister im Dorf zu werden und sich in Vogt-, Schreiber- und Richterstellen einzuschleichen. Auf diesem Wege sind eine Menge Dörfer dahin gekommen, daß einzelne Menschen, die in dieses Leben hineingezogen werden, sich so darin verstricken müssen, daß es ihnen fast unmöglich wird, davon loszukommen.

Junker. Bei dir hat es doch wenig gebraucht, dich von diesem Leben wieder loszumachen.

Michel. Oh, gewiß nicht wenig.

Junker. Ein paar gute Worte vom Maurer.

Michel. Gewiß nicht Worte, es waren Thaten, die mir ans Herz gingen. Keine Worte, keine Ueberredungen, keine Drohungen, selber die Gefahr vor dem Galgen hätte

mich nicht davon abgelenkt; aber das Herz des Maurers griff mich von einer Seite an, der ich nicht widerstehen konnte.

Diese Antwort rührte den Junker; aber er mußte das Gespräch abbrechen und forderte von ihm noch das Verzeichniß von dem, was jetzt noch von den im Schloß gestohlnen Sachen im Dorf zu finden sei.

---

30. Die Menschen sind sich in den Hütten und in den Palästen allenthalben gleich.

Der Junker erzählte das Gespräch mit dem Michel beim Essen. Therese wunderte sich, daß ein Mensch, der so lange schlecht gewesen, wie der Michel, sich so sehr von des Maurers Güte habe rühren lassen. Aber Glülphi, ein früherer Lieutenant, der sich bei Arner aufhielt und diesen in der Bewirthschaftung seiner Güter unterstützte, sagte: Das gute Herz ist allmächtig, ich möchte sagen, ein Stein wird gerührt, wenn es in Unschuld, Leiden und Wehmuth vor ihm steht. Am meisten aber warfen sie ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß der esprit du corps, der in größern Verhältnissen das menschliche Herz so sehr verderbe und verhärte, selbst auch in den Dörfern und in dem Vorgesetztenverein sich finde und diese dahinbringe, daß sie bei einander auf Gemeinderechnung hin sich schlechte Handlungen erlaubten, die sie sich im Privatleben und in eigenen Geschäften durchaus nicht erlauben würden.

Hierüber redeten sie viel. Glülphi sagte: Bei solchen Collectivhandlungen verschwindet bei einem jeden das lebendige Bewußtsein, daß er das selbst gethan habe, was alle Andern mit ihm gethan. Das geht so weit, daß man in vielen Regierungscollegien den Schlüssen der Mehrheit eine Art von Heiligkeit zuschreibt, über deren Recht und Unrecht die Minorität und die Untergebenen auch nicht einmal sich weiter erlauben dürfen, zu reflectiren; daher findet sich unter diesen Leuten ein böses Collectivgewissen, das mit dem Gewissen,

das alle Menschen in ihrem Privatleben erkennen und erkennen müssen, keine Gleichheit hat und eigentlich einem durchlöcherten Sieb gleich sieht. Die Art, wie auch auf den Dörfern das vereinigte Schelmenleben der Vorgesetzten zum Ehrenleben des Orts werden und pfiffigen Burschen eine gute Laufbahn eröffnen und selbst in solchen kleinen Orten zu guten Heirathen und dadurch zu einer Art von Standeserhöhung helfen könne, belebte diese Unterredung um so mehr, da erst neulich in einer benachbarten Stadt ein pfiffiger Bub aus dem niedrigsten Gesindel dahin gekommen, die Tochter eines der ersten Stadträthe zu heirathen, weil er Mittel gefunden, dem Vater derselben, der der Veruntreuung eines beträchtlichen Stadtkapitals verdächtig war, aus dieser Rechtsverlegenheit zu helfen.

---

31. Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum.

Sie waren kaum vom Essen aufgestanden, so kam der Untervogt Meyer, um beim Junker anzubringen, was er der Schelmenbande versprochen hatte. Er war aber schon beim Grüßen, da der Junker ihm freundlich die Hand bot, so steif, ängstlich und verändert, daß dieser in den ersten paar Minuten zu sich selbst sagte: Er ist kaum acht Tage Vogt und macht schon Augen, wie wenn er Land und Leute verrathen wollte.

Der Vogt aber fing bald an, dem Junker zu verstehen zu geben, daß es gar viel Schwierigkeiten haben werde, die Weide zu vertheilen, und daß es seiner unmaßgeblichen Meinung nach besser wäre, man würde zuerst mit einem kleinern Stück, z. E. mit dem Winkel zwischen dem Wald anfangen, und dann sehen, wie's etwa weiter gehen wollte.

Was ist das für ein Winkel? sagte der Junker.

Vogt. Der da zuoberst an der Wand, wo sie sich zwischen den Tannen gegen den Berg zieht.

Junker (ihn steif ansehend). Der da?

Vogt. Ja — oder wenn Ew. Gnaden ein anderer beliebt.

Junker (ihn immer steif ansehend). Aber du meinst diesen und redest von diesem?

Vogt. Ja.

Junker. Ist's dir auch Ernst?

Vogt. Es sind gar viel Männer im Dorf dieser Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennst du den Winkel?

Vogt. So zum Theil.

Junker. Du kennst ihn gewiß durch und durch, du hast ja Güter anstoßend.

Vogt. Ich kenne ihn, ich kenne ihn, gnädiger Herr.

Junker. Aber du glaubst wohl, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hättest du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt, ich kenne ihn?

Vogt. Es ist mir leid.

Junker. Was ist dir leid?

Vogt. Daß ich ihn Ihnen angerathen.

Junker. Warum ist dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es scheint, finden, daß er nichts tauge.

Junker. Findest du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum hast du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgesetzten waren alle der Meinung, ich müsse es thun.

Junker. Warum waren sie dieser Meinung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht, ich will es dahin gestellt sein lassen; aber was sein muß und unverzüglich sein muß, ist, daß nicht der Winkel,

sondern die ganze Weide, wie sie versprochen, vertheilt werde.

Vogt. Ihre Gnaden werden doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort sage.

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch diesen Sommer fast nicht möglich sein, die Weide zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es ist kein Mensch im Dorfe jetzt eingerichtet, das Vieh im Stall zu halten und die Weide zu entbehren.

Junker. Fehlt's am Futter in eurem Dorf?

Vogt. Ja, man sagt, es sei gar wenig und hingegen viel Vieh da.

Junker. Was will dies „man sagt?" Weißt du das nicht sicher?

Vogt. So ganz sicher nicht, gnädiger Herr.

Junker. So — Aber wie viel du selbst Futter hast, weißt du doch.

Vogt. Das wohl.

Junker. Hast du für dich genug, um dein Vieh im Stall halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht leugnen.

Junker. Was leugnen?

Vogt. Ich meine nur nein sagen.

Junker. Du hast eine eigene Sprache. Aber es ist mir, so wie dies Jahr die Heuernte ausgefallen, sollten alle Leute jetzt überflüssig Futter haben.

Vogt. Nein, ich glaube nicht, daß Ueberfluß da sei und, so viel ich weiß, gar viel Vieh.

Junker. Weißt du weder das eine noch das andere ganz genau?

Vogt. Ganz genau kann ich's nicht sagen.

Junker. Nun, man kann dem helfen. Man muß das Heu messen und das Vieh zählen, damit man richtig urtheilen könne, ob das Dorf die Weide diesen Herbst noch entbehren könne oder nicht. Indessen könnte man die Weide doch vertheilen und das Vieh noch bis Ende Herbst darauf weiden lassen.

Vogt. Das ist richtig, gnädiger Herr, und in dem Fall ist das Heumessen und Viehzählen für den Augenblick nicht einmal nöthig.

Junker. O doch! Ich will genau wissen, ob das Anbringen mit dem Heu und dem Vieh richtig.

Der Vogt stand erschrocken da und wußte nicht, ob er noch anbringen solle, daß der Pfarrer den Hummel des Nachts zu seiner Frau heimlasse. Aber es machte ihm so bang, daß er es den Vorgesetzten versprochen, daß er endlich das Herz in die Hand nahm und zum Junker sagte, er müsse Sr. Gnaden noch anbringen, daß der Pfarrer den Vogt zu Zeiten zu seiner Frau nach Hause heim lasse.

Das ist wieder etwas Krummes, sagte der Junker zu sich selbst und zum Vogt: Bringst du mir das aus dir selbst oder haben es dir Andere aufgetragen?

Diese Frage verwirrte den Vogt und es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: Ich habe es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen anzuzeigen.

Junker. Und ich habe gefragt, ob dir Jemand aufgetragen, es mir anzuzeigen?

Vogt. Ja, sie haben es mir aufgetragen.

Junker. Wer?

Vogt. Die Vorgesetzten.

Junker. Mit Namen?

Vogt (zitternd und todtblaß). Einer wie der andere.

Junker. Mit Namen?

Vogt. Kienholz, Kalberleder, Moosbauer, Rapfer, Kienast, Hügi u. s. w.

Junker. Wie kamst du zu diesen Herren?

Vogt. Gnädiger Herr, so wie es sich gibt.

Junker. Aber eben das wundert mich, wie es sich gab. Gingst du zu ihnen, oder kamen sie zu dir? Trafst du jeden allein an, oder waren sie bei einander, da sie dir diesen Auftrag gaben?

Vogt. Beim Kienholz.

Junker. Und warum? Bei welchem Anlaß?

Vogt. Ich weiß es eigentlich nicht. Ich war nur

wenige Augenblicke bei ihnen und ging so schnell fort, als ich nur konnte.

Junker. Ich glaube das wohl. Aber du wirst doch wissen, was sie in diesem Augenblick hatten und wollten.

Vogt. Ich will's in Gottes Namen sagen.

Junker. Du thust recht daran.

Vogt. Sie suchen das Weidevertheilen zu hintertreiben.

Junker. Das dacht' ich wohl, und du hast dich dazu brauchen lassen?

Der Vogt stand da, wie ein armer Sünder, schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Der Junker aber sagte: Vogt, du hättest dich nicht dazu brauchen lassen sollen, mir Lügen zu hinterbringen, damit sie zu ihrem schlechten Endzweck gelangen.

Jetzt sagte der Vogt: Ich wollte, ich wäre nicht Vogt.

Junker. Das glaub' ich dir auch. Aber du bist es nun einmal und so lange du's bist, thu', was deine Pflicht und recht ist. Da es das erstemal ist, daß du so gegen mich gefehlt, so will ich es dir verzeihen, aber sorge dafür, daß du mir nicht zum zweitenmal also kommst. — Damit befahl er ihm, ungesäumt mit dem Weibel das Heu zu messen und das Vieh zu zählen, das im Dorf ist.

---

32. Der neue Vogt neben seinen Bauern.

Stellt euch den Vogt vor, wie er vom Junker weggegangen, und dann die Bauern, wie sie ihn mit seinem Bericht empfangen, als er zu ihnen zurückkam. Er hatte dem Junker einschwatzen sollen, der Winkel zwischen dem Wald schicke sich gar wohl zum Vertheilen, und er kommt mit der Antwort zurück, es müsse Einer ein Narr sein oder ein Schurke, wenn er diesen Hügel hierzu empfehlen könne; er hatte ihm ferner einschwatzen sollen, sie hätten gar viel Vieh und wenig Futter, und kommt mit der Antwort, er müsse das Vieh zählen und das Heu messen; er hatte den Junker über den Pfarrer aufbringen sollen, und der Junker

wird über das Anbringen aufgebracht; er hatte ihn sollen herumführen, wie wenn er ein Narr wäre, und dieser packt das Geschäft an, wie wenn sie Schelme wären.

Die Bauern wurden verdrießlich, aber dem Vogt war angst. Er sagte wohl hundertmal zu sich selber: Wär' ich doch nur nicht Vogt! Aber ich bin's jetzt und muß ihnen zeigen, daß ich's bin.

Er ging etwas unfreundlich in die Stube und sagte ungefähr so etwas. Das verstanden die Bauern von dem guten Meyer, den sie bisher an der Nase herumführten, gar nicht. Sie sagten ihm: Nur nicht so pöchisch, Herr Untervogt! Wir dürfen doch wohl noch mit dir reden?

Das wohl, sagte der Meyer, aber ich auch mit euch. Der Junker sagt, daß ein Jeder, der den Winkel zwischen den Tannen zum Vertheilen anrathe, entweder ein Narr oder ein Schurke sei, und will jetzt alles Heu messen und alles Vieh zählen lassen.

Bauern. So. — Was ist das? Warum das?

Vogt. Ich denke, er wird wissen wollen, ob ihr wirklich zu viel Vieh und zu wenig Heu habt.

Bauern. Das wäre verflucht. Er will uns also nachrechnen, was wir im Stall und auf der Bühne haben? Zuletzt könnte er uns nachrechnen, was wir in der Küche zu Mittag kochen. Dazu wird er doch, so Gott will, nicht da sein.

Vogt. Das weiß ich nicht; aber er thut einmal dergleichen, wie wenn er zu so etwas da wäre.

Bauern. Er kann dergleichen thun, was er will, aber wir wollen nicht, was er will.

Vogt. Aber ich bin sein Vogt und muß thun, was er will.

Bauern. Du bist ein Narr, du mußt so thun, als ob du thätest, was er wolle, aber im Ernst und in der Wahrheit thun, was wir wollen.

Vogt. Da seid meinethalben ihr Vogt und probirt's, wenn ihr könnt.

Bauern. Das können wir jetzt nicht so, du bist jetzt

einmal unser Vogt und wenn du ein braver Mann und uns Allen lieb sein willst, so mußt du uns dazu helfen, daß er uns im Stall, in der Bühne und in der Küche nicht nachrechnen könne, und eben nicht aufs Haar erfahre, wie viel Heu und wie viel Vieh wir haben.

Vogt. Ich kann's nicht.

Bauern. Du wirst doch nicht wollen ein Schelm an uns sein?

Vogt. Nein, aber euer Narr kann ich auch nicht sein.

Bauern. Du sollst nicht unser Narr sein, im Gegentheil, du mußt klug und brav für uns sein.

Vogt. Das alles möget ihr selbst sein, ich muß jetzt im Dorf das Vieh zählen und das Heu messen, oder morgen bin ich nicht mehr Vogt. Das merkt ihr selber, Nachbarn, und also laßt mich mit dem ruhig, was ich nicht kann. Und er ging fort, den Weibel zu suchen, der ihm bei dieser Arbeit helfen sollte.

Als er fort war, sagten Einige: Wir hätten einem Narren, wir der Meyer ist, unsern Auftrag nicht geben sollen. Andere erwiederten: Wem hätten wir ihn sonst geben sollen? und wieder Andere: Er ist selbst übel dran, was will er machen? Er muß doch thun, was der Junker will. — Das ist wohl wahr, sagte ein Großmaul, aber wenn er ein Kerl wäre, wie ein Vogt in einem Dorf sein sollte, so fände er gewiß Mittel, dem Junker auf diese oder jene Weise eine Nase zu drehen. Angst war Allen. Bei dem Einen aber drückte sich die Angst wild, bei dem Andern furchtsam aus. Einige fluchten, andere sagten seufzend: Was ist doch zu machen?

---

33. Der Vogt neben des Weibels Töchterlein.

Aber der Vogt traf den Weibel nicht an. Seine Tochter, die ihm unter der Thür Antwort gab, sagte, der Vater komme vor Nacht nicht heim, er sei auf dem Wochenmarkt. Der Vogt wußte, daß der Weibel sonst immer zu Hause

war und nie selbst auf den Markt gehe und meinte also, er verleugne sich nur und wisse schon, warum es zu thun sei. Das Letzte war auch wahr. Die Vorgesetzten hatten ihm, sobald sie es mit dem Heumessen und Viehzählen vernommen, im Augenblick sagen lassen, er solle heute ein wenig beiseits gehen und vor Sonnenuntergang nicht wieder heim kommen.

Der Vogt, der schon so verdrießlich war, als er nur konnte, sagte dem Mädchen, er glaube, sie trieben den Narren mit ihm und der Vater sei doch daheim. Das Töchterlein aber, das gar nicht furchtsam und, wie die ganze Haushaltung des Weibels, ihm nicht gut war, fing an, anstatt zu antworten, zu spötteln und sagte: Es scheint, der Herr Untervogt ist nicht guter Laune? — Wenn ich dir rathen soll, so sag' du, dein Vater soll herunter kommen, ich muß mit ihm reden, sagte der Vogt. Und das Töchterchen: Und wenn jetzt der Junker von Arnheim in selbsteigener Person vor mir stände, Herr Untervogt, so müßte ich warten, bis der Vater wieder die Stiege hinauf wäre, ehe ich ihn könnte heißen herunter kommen.

Vogt. Ist er im Ernst zu Markt?

Töchterli. Im ganzen Ernst.

Vogt. Das ist vom Schinder!

Töchterli. Ich will's nicht hoffen.

Vogt. Ist er heute früh fort? und wann kommt er wieder?

Töchterli. Er ist eben fort und kommt vor Nacht nicht wieder.

Vogt. Wenn er eben fort ist, so schick' ihm doch nach.

Töchterli. Ja er ist zu Pferde und ich weiß nicht, ob er über's Moos oder über den Berg reitet.

Vogt. Er hat bei Gott gewußt, was ich will, daß er eben jetzt fort ist.

Töchterli. Er ist doch kein Hexenmeister.

Vogt. Ich weiß jetzt nicht, was ich machen soll.

Töchterli. Vielleicht könnt's der Vater euch sagen, wenn er nur da wäre; aber er ist einmal nicht da.

So ließ des Weibels Töchterchen den neuen Untervogt fortspazieren und lachte dann aus vollem Hals die Stiege hinauf ob der neuen Obrigkeit, die vor ihm fast hatte weinen wollen, daß sie den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen.

---

34. Der Vogt wieder in des Kienholzen Stube, und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Roß sitzt.

Der Vogt ging jetzt wieder zurück zu Kienholz und sagte den Vorgesetzten, es müsse ihm jetzt einer helfen, weil der Weibel nicht da sei. Aber es wollte keiner und der Kienholz sagte zu ihm: Es ist viel besser, du machst diese Arbeit über acht Tage, sie freut uns gar nicht so, daß wir dir dabei helfen möchten.

Vogt. Ihr wißt doch, wie der Junker ist, wenn etwas versäumt wird.

Bauern. Ja, das wohl, aber wir wünschten eben, daß er anders würde, als er ist und wir hoffen, wir können es ihn auch noch lehren, wenn du nur ordentlich mithilfst. Und der Kalberleder sagte zu seinem Nachbar: Wenn der Meyer nicht ein Narr wäre, so sollte er das so gut wünschen, als wir.

Vogt. Ihr werdet ihn so bald nicht anders machen, als er ist.

Die Bauern meinten, probiren schade nichts. Sie wollten einmal jetzt nicht helfen Heu messen und Vieh zählen. Der Vogt aber meinte, sie müßten ihm helfen. Sie aber antworteten ihm: Du kannst uns doch nicht zwingen; wir kommen nicht. Der Vogt wußte nicht, was machen; da sagte ihm der Hügi: Weißt du was? Weil der Weibel nicht da ist und du jetzt Niemand findest, der dir hilft, so laß dir von einem jeden Hausvater angeben, wie viel er Heu auf der Bühne und wie viel Vieh er im Stall habe.

Der Vogt sann eine Weile nach und sagte dann: Ja, aber man muß mir's beim Eid angeben.

Die Bauern erwiederten: Ja freilich, beim Eid — und lachten gegen einander.

Vogt. Ich will auf der Stelle anfangen. Aber ihr seid doch auch zu Haus, wenn ich komme?

Ja freilich, sagten die Bauern, und Etliche setzten hinzu: Wie sollten wir anders dürfen? Sie hatten eigentlich das Gegentheil im Sinn, aber der Hügi, der das merkte, sagte, sobald er fort war: Wir müssen jetzt nicht den Narren mit ihm treiben, wir müssen zu Haus bleiben, sonst könnt's fehlen und so kommen, daß der Junker morgen nicht nur unser Heu und Vieh, sondern uns selber messen und wägen möchte.

Es kam dem Vogt zu gut, daß der Hügi dieses sagte. Er fand sie alle zu Haus und die meisten waren freundlicher als je mit ihm; aber er zweifelte bei Vielen an der Richtigkeit ihrer Angaben. Sie versicherten ihm aber Alle, es sei sicher also, sie hätten ja die Wahrheit beim Eid versprochen.

Vogt. Das wohl, wenn's nur so ist — und ging in Gottes Namen jetzt mit seinem Verzeichniß zum Junker. Auf dem Weg zu ihm traf er eben den Weibel an, der auf dem Pferd vom Markt zurückkam. Dieser rief ihm vom Pferd hinab spöttisch zu: Was hast du da für eine Bürde Papier unter dem Arm?

Ich wollte, dein Roß wäre heut vernagelt gewesen, damit du daheim geblieben; du hast mir nothwendig helfen sollen, antwortete der Vogt.

Weibel. Worin?

Vogt. Ich habe müssen das Heu und Vieh im Dorfe aufschreiben.

Weibel. Warum das? Gibt's Krieg?

Vogt. Nein, nur wegen der Weide.

Weibel. So —

Vogt. Wenn du nur da gewesen wärest!

Weibel. Warum hast du mir's nicht am Morgen sagen lassen? Ich bin erst um Mittag fort.

Vogt. Ich bin auf Schlag 12 Uhr selbst zu dir gekommen und hab' es dir sagen wollen.

Weibel. Das ist doch fatal. Ich bin kaum um die Hausecke herum gewesen, so hab' ich Jemand hören klopfen und mit meiner Tochter reden. Gewiß bist du's gewesen.

Vogt. Daß du auch nicht umgekehrt!

Weibel. Es hat mir nicht geträumt, daß du's seist, oder was du wolleſt, und du hättest mir ja nur pfeifen können. Er konnte sich aber des Lachens fast nicht enthalten und sagte: Mein Roß ist im Schweiß, es muß in den Stall. Ich bin auch im Schweiß, sagte der Vogt, und sie gingen von einander.

---

35. Renold, ein braver Mann, tritt auf.

Die Nacht durch war ein Treibjagen und ein Herumlaufen im Dorf, wie im Wald unter den Zigeunern, wenn sie erfahren, daß eine Bettelsagd angestellt ist. Die Vorgesetzten wollten mit Gewalt Alles unter einen Hut bringen und schickten wohl dreimal zum alten Renold, von dem sie fürchteten, er stehe nicht zu der Art, wie sie Alles abzuleugnen und zu verdrehen unter einander abgeredet hatten, um ihn zu bitten, er solle ihnen in diesen Umständen doch auch zustehen und abwenden helfen, daß nicht noch mehr Unglück im Dorf entstehe. Er ließ ihnen aber zweimal antworten, er möge die Sache ansehen, wie er wolle, so dünke ihn, es wäre das Beste, wenn man sich demüthigen und um Verzeihung bitten würde. Aber dafür hatte Niemand Ohren; bis auf den Schulmeister behauptete Alles, die Demuth sei jetzt kein goldener Apfel in silbernen Schalen.

Endlich entschlossen sich drei Vorgesetzte, selber noch zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden. Sie baten ihn um tausend Gotteswillen, er solle doch wenigstens schweigen und morgen nicht etwas sagen, das sie noch mehr ins Unglück bringen könnte. Er antwortete: Ich mag es ansehen, wie ich will, wir haben verdient, was uns begegnet. Es graut

mir, nur zu denken, wie wir handelten. Vorgesetzte sein und dabei reich, wohlhabend und den armen Leuten im Dorf das Gemeingut verfressen und versaufen — ich schäme mich, so lange unter euch gesessen zu haben. Schelme heukt man um ein paar Thaler und wir verrechneten Schelmereien, die in die Tausende liefen, und kein Mensch durfte uns sagen, daß wir Schelme sind, weil wir Vorgesetzte waren. Die drei Männer sagten: Um Gotteswillen, wie du auch redest!

Renold. Ich kann nicht anders. Vorgesetzte sollten keine Schelme sein und es graut mir, an Menschen zu denken, die auf eine Art im Kleinen oder im Großen die Obrigkeit im Land vorstellen und durch und durch Schelme sind.

Die Männer versanken fast vor ihm und baten ihn, er solle doch um tausend Gotteswillen das Unglück in der Gemeinde nicht noch größer machen, als es schon sei; sie wollten in Zeit und Ewigkeit keine Schelme mehr sein und gern im Stillen der Gemeinde Alles ersetzen, was sie immer noch könnten. Als sie ihn gar zu sehr baten, sagte er endlich, er wünschte, daß er morgen nicht nur seinen Mund, sondern auch seine Augen und Ohren zuhalten könnte. Weiter ließ er sich in kein Versprechen ein, und die Dorfältesten mußten nun erwarten, was morgen geschehen würde.

Wie die Vorgesetzten, also fürchtete sich alles Volk in Bonnal vor diesem Morgen. Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volk hin, das sich vor ihm fürchtete.

Wenn nach langen, heißen Tagen die Erde dürstet und alle Pflanzen nach Wasser schmachten und dann an Gottes Himmel ein Gewitter aufzieht, so zittert der arme Bauer vor den steigenden Wolken am Himmel und vergißt das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und denkt nur an das Schlagen des Donners, an die Verheerung des Hagels, an den entzündenden Strahl und an die überschwemmende Fluth; — aber der im Himmel wohnt, vergißt nicht das Dürsten des Feldes und das Serben

der Pflanzen im brennenden Boden und sein Gewitter tränkt mit Segen die Felder der armen Leute, die im Blitzglanz der Mitternachtsstunde beim donnernden Himmel zitternd nach den Bergen hinsehen, von denen sein Gewitter daher rollt. Dann sieht der Arme am Morgen die Hoffnung seiner Ernte verdoppelt und faltet seine Hände vor dem Herrn der Erde, vor dessen Gewitter er zitterte.

Das ist das Bild der armen Leute, die sich vor ihrem Herrn fürchteten, und das Bild Arners, der jetzt zu ihrem Trost und zu ihrer Hülfe nach Bonnal eilte.

---

36. Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer.

Arner war nun da. — Beladen mit den Entschlüssen des Tages und bestürmt von den Bildern einer schlaflosen Nacht, war er stiller und ernster als sonst. Er fühlte jetzt die Last des kommenden Tags und die Sorgen des Mannes, dessen Kinder die Wege ihrer Thorheit vor ihrem Vater verbergen.

Schon beim Aufgang der Sonne stand er im Pfarrhofe neben seinem Pfarrer. Die ersten Strahlen glänzten auf der Thräne des Mannes, der sanft und mild gegen sie hinsah und sagte: Gott geb', daß ich sie heute mit leichtem Herzen untergehen sehe. — Das gebe Gott, erwiederte sein Pfarrer mit eben so bewegter Seele.

Dann redeten sie vom Hummel. Der Pfarrer sagte: Ich kann nicht begreifen, wie er durch alle Wildheit und Gewaltthätigkeit seines Lebens sich noch so viel gesunden und kraftvollen Sinn hat erhalten können.

Der Junker erwiederte: Es braucht auch zum großen Schelmenleben große Naturkraft und einen wo nicht gesunden, doch nicht ganz abgeschwächten Sinn. Aber was mich wundert, ist, er scheint jetzt zu einem wirklich frommen Sinn hinzulenken.

Pfarrer. Es gab Augenblicke, wo ich das wirklich

hoffte, aber die Gewaltthätigkeiten seines alten Lebens mischen sich auch in seine Besserungsaugenblicke; dann war mir auch auffallend, der erste Anfall zu seiner Besserung ging sichtbar von seiner Furcht vor dem Teufel und der Hölle aus und es schien mir, diese Furcht erfaßte ihn wie ein Fieber und die frommen Worte, die der Mensch fieberartig ausspricht, sind mir immer verdächtig; sie mögen sich auch schleich=, faul= oder gallenfieberartig aussprechen, sie arten alle gewöhnlich gern in immer wiederkommende Wechsel=fieber aus und diese sind für den Seelenzustand die gefähr=lichsten. Darum bin ich auch in meinem Urtheil über des Vogts Besserung etwas bedächtig. Doch muß ich auch sagen, ich habe ihn über des Rudi großmüthige Handlung in einer Stimmung gefunden, die über alle meine Er=wartung war.

Ihr Gespräch führte sie eine Weile auf die Obstbäume, welche der alte Junker schon vor mehr als 20 Jahren auf dem Bonnaler Ried gepflanzt und der Gemeinde verehrt hatte, die aber nirgends gedeihen wollten. Der Hummel hatte nämlich dem Pfarrer gestern gesagt, es fehle da gar nicht am Boden, sondern nur an der Besorgung, und man solle die Bäume nur unter Leute austheilen, die Obst nöthig hätten, so würden sie bald groß und schön sein.

Der Junker verwunderte sich über die Ausgaben, die jährlich dieser Bäume wegen der Gemeinde verrechnet würden und über die Frohndienste, die die Gemeinde jährlich auf diesem Ried thue. Der Pfarrer sagte ihm aber, dies Alles geschehe nur zum Schein, damit die Vorgesetzten ein paar Tage im Jahr mehr auf gemeine Unkosten fressen und saufen könnten und sie möchten den Armen so wenig einen Obst=wachs gönnen, als sie ihnen die Weide gönnten; darum werde, so lange es so sei, aus diesen Bäumen nie etwas werden.

Der Junker sagte bei diesem Anlaß, seine Leute äßen bei der sitzenden Lebensart, die je länger je mehr aufkomme, gewiß zu viel und zu unvermischt Erdäpfel und man könne deshalb das Pflanzen der Obstbäume gewiß nicht genug

betreiben. Und auch der Pfarrer bedauerte, daß so viele Leute sich fast nur mit Kraut, Rüben und Erdäpfeln behelfen müßten. Es wäre doch allenthalben so leicht einzurichten, daß auch die ärmste Haushaltung etwa ein Dutzend tragbare Obstbäume nnd eine Geiß halten könnte, sagte der Junker. Und es ist doch nirgends eingerichtet, erwiederte der Pfarrer. Ach, es ist für den Armen nirgends etwas eingerichtet, bis man ihn ins Spital nimmt, sagte der Junker und erklärte sich im gleichen Augenblick, nicht nur die Bäume auf dem Ried zu vertheilen und eigenthümlich zu machen, sondern für alle seine Leute in seinen Baumschulen so viel junge Bäume zu ziehen, als sie mit Vortheil setzen und brauchen könnten. Er setzte hinzu: Und ich will alles thun, damit ihnen die Bäume recht lieb werden und sie bald Frucht davon haben. Ich denke, ich könne ihnen allemal bei ihren Hochzeiten und Taufanläßen welche schenken.

Pfarrer. Ein solches Andenken an die wichtigsten und freudigsten Ereignisse ihres Lebens kann nicht anders, als für ihr zeitliches und ewiges Wohl heilsam wirken.

Junker. Das geb' Gott!

Pfarrer. Ich kann mich jetzt zwanzig Jahre über mein Grab hinaus denken und mir vorstellen, wie Sie, lieber Junker, dann einst mit meinem, will's Gott, bessern und stärkern Nachfolger Ihre Leute auf dieses Ried, welches bis dahin ein Baumgarten für Ihre Armen werden kann, hinführen und da ein Volksfest feiern werden, das Ihrer würdig sein wird.

Junker. Was für ein Volksfest?

Pfarrer. Das Fest der dankbaren Armuth, welche Sie mit diesen Bäumen erquicken werden.

Junker. Sie machen mich auch träumen!

Pfarrer. Denken Sie, was das für ein Fest sein wird, wenn Ihre Leute am schönsten herbstlichen Tag auf ihrem Ried unter dem Schatten von Bäumen voll reifer Früchte, in dieser herrlichen Aussicht, im Angesicht des Himmels und der Erde ihren Taufbund und ihr Nachtmahlgelübd

erneuern und das Angedenken der Freuden ihrer Hochzeittage und ihres Kindersegens feiern werden.

Junker. Würde ich wohl ein Mensch sein, wenn ich dieses Fest denken könnte und nicht stiften würde?

Pfarrer. Sie werden es stiften.

Junker. Ja, ich will es stiften, und so lange mein Volk dasselbe feiern wird, so soll es Ihrer gedenken.

Pfarrer. Lassen Sie dann Ihr Volk Birnen essen und Aepfel, und gedenken, daß ihre Väter das nicht hatten. In allen Volksfesten des Alterthums wird der Arme mit Speis und Trank erquickt und am Feste des neuen Bundes selber nahm der Herr Brod und gab den Seinigen zu essen, und Wein und gab ihnen zu trinken; und überhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen das heilige äußere Zeichen des Christenthums und des Wesens der Gottesverehrung, die der Heiland auf Erden in seiner Liebe gestiftet. Dieser Geist der Sorgfalt der Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen drückt sich auch schon in der Gesetzgebung Moses ganz aus. Sie lenkte mit großer sichtbarer Kraft dahin, das Eigenthum unter dem Volk Israels minder drückend zu machen, als es unter den Völkern der Heiden war, und es ist mir unbegreiflich, daß der Geist seiner Gesetzgebung unter den christlichen Völkern nicht tiefer in das Wesen ihrer bürgerlichen Verfassungen hineinzugreifen vermochte. Zwar war der Klostergeist in seiner ursprünglichen Reinheit geeignet, die religiöse und bürgerliche Liebe und Sorgfalt für die Armen wirklich noch weit höher zu heben, als er durch die Mosaische Gesetzgebung bürgerlich und gesetzlich organisirt war; aber er, der christliche Klostergeist, überlebte auch seine ursprüngliche Reinheit schon fast in seiner Geburtsstunde. Die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen der christlichen Völker blieben allenthalben weit hinter dem kraftvollen Einfluß der Mosaischen Sorgfalt für das leibliche Wohl des Volks Israels und seiner Armen zurück.

Beide, der Junker und der Pfarrer, redeten warm und herzlich über diesen Gesichtspunkt und waren einig, das

Christenthum sei in bürgerlicher Hinsicht das höchste Ideal der göttlichen Vorsicht, den ewig nothwendigen Unterschied der Stände und des Eigenthums des Drückenden, das sie in einer heidnisch rohen Ansicht ihres Rechts haben, zu entledigen, und den Aermsten und Elendesten aller christlichen Gemeindegenossen zum frohen theilnehmenden Mitgenuß der wesentlichen irdischen Segnungen, die Gott für alle Erdenbewohner in aller Fülle erschaffen, zu erheben. Es war Arner und dem Pfarrer angenehm, die Stiftung dieses Fests der dankbaren Armuth im Zusammenhange mit den menschlichen Beförderungsmitteln des wahren Christenthums ins Auge zu fassen.

Der Junker wiederholte mehrmal die Worte: „Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich dieses Fest nicht stiften würde“ — und verloren in den Gefühlen dieser schönen Ansicht sann er eine Weile diesem Gedanken nach. Dann sagte er bald: Ach, so schön, wie wir es uns träumen, wird auch diese Stiftung nicht werden, und so schön, als wir es uns träumen, wird nie etwas auf Erden. Es ist wahr, sagte der Pfarrer, aber wir müssen das Gute thun, nicht damit es außer uns gelinge, sondern damit wir es gethan haben. Der Lohn der Tugend ist nicht, daß wir das Unkraut von der Erde vertilgen, sondern daß wir es mindern und zwar jeder vorzüglich auf seinem Acker, und wir freuen uns, wenn unser guter Saame darauf gedeiht und die Bäume, die wir pflanzen, erst auch hinter unserm Grab Früchte tragen werden.

---

37. Arner fängt seine Tagesarbeit an.

So ging heute die erste Stunde nach der Sonne Aufgang dem Herrn und dem Pfarrer von Bonnal vorüber.

Gegen acht Uhr kam der Untervogt Meyer mit dem Verzeichniß von Vieh und Heu. Er entschuldigte sich, daß er dasselbe nur beim Eid habe aufnehmen können, weil der Weibel, der ihm hätte helfen sollen, auf dem Markt gewesen.

Warum hast du nicht an seiner Statt einen andern Vorgesetzten zu dir genommen? sagte der Junker. Es hat Keiner kommen wollen, erwiederte der Vogt.

Junker. Hast du ihnen gesagt, es sei mir daran gelegen, daß dir Jemand helfe?

Vogt. Ich hab' es freilich gesagt.

Junker. Und doch hat Keiner kommen wollen?

Vogt. Nein, ich hab' mögen sagen, was ich hab' wollen, so war's vergebens.

Junker. Hast du also weiter Niemand bei dir gehabt, und ist das Verzeichniß von Niemand unterschrieben?

Vogt. Nein.

Junker. So nimm dasselbe nur wieder und geh' so geschwind, als du kannst, lies einem Jeden in Gegenwart von zwei Vorgesetzten von Neuem vor, was er ausgesagt, und bring' das Verzeichniß von diesen zwei Zeugen unterschrieben zurück. Aber eile, daß du mit der Arbeit fertig werdest, ehe die Gemeinde angeht.

Vogt. Ich treffe sie just beim Kienholz bei einander an.

Junker. So? — Was thun sie da bei einander?

Vogt. Nichts weiter. Sie haben's so im Brauch, daß sie allemal vor der Gemeinde zusammen kommen.

Junker. Wer?

Vogt. Alle, welche meinen, sie hätten was zu bedeuten.

Junker. Es ist gut, daß ich das weiß; ich vernehme vielleicht ein andermal, was sie eben bei einander gemacht haben. Ich habe schon erfahren, daß dir dergleichen Sachen, wenn du sie schon weißt, nicht eben gar zu leicht aus dem Mund entschlüpfen. Komm jetzt aber nur mit deinem unterschriebenen Verzeichniß bald wieder. — Und damit ließ er ihn gehen.

---

38. Bauern, die von ihrem Herrn reden.

Der Vogt ging zum Kienholz und sagte der Stube voll Nachbarn, sie müßten ihm ihr Heu und Vieh noch

einmal angeben. Warum das? schrien sie Alle wie aus einem Munde, und hier und dort machten einige Augen gegen ihn, wie ein gestochener Bock. Ich kann nicht helfen, sagte der Vogt, er meint vielleicht, ihr könntet geirrt haben, oder sagen, ihr hättet geirrt. Er hat immer etwas zu meinen. Wenn er uns nicht traut und meint, er könn's besser, als wir, so kann er ja selber kommen und messen und zählen, sagten dann Andere. Aber Andere erwiederten: Nein, dazu möchten wir ihn jetzt doch nicht rufen. Der Hügi setzte hinzu: Er könnte uns für das Zählen und Messen eine Apothekerrechnung machen. Ein dummer Bube vom Kienholz sagte: Wir wollen's ihm auf der Nase abwägen. Still, Bub! sagte der Vater, du hast dein Maul immer offen.

Der Meyer aber unterbrach jetzt diesen Bauernrath und sagte: Ich habe keine Zeit zu verlieren, ich muß noch vor der Gemeinde mit dem Aufschreiben fertig werden. Jetzt muß ich einem Jeden vorlesen, was er ausgesagt, und dann müssen zwei Vorgesetzte unterschreiben, daß ein Jeder seine Aussage bestätigt. Hinter dem steckt der Teufel; es kann dann ja keiner mehr sagen, du habest mit der Feder geirrt, oder du habest ihn nicht recht verstanden, sagte der Hügi. Ich kann nicht helfen, erwiederte der Vogt. Aber es wollte Keiner an den Tanz, bis er seine Rolle Papier unter den Arm nahm und sein Tintenfaß in den Sack schob und sagte, er müsse das anzeigen, mache dann der Junker seinethalben, was er wolle.

Jetzt bequemten sie sich endlich, hießen ihn bleiben und thaten, was sie mußten; denn sie merkten jetzt, daß es besser sei, zu bestätigen, was sie einmal gelogen und es ordentlich unterschreiben zu lassen. Es war ihnen aber dabei doch nicht wohl ums Herz. Dennoch waren Einige noch ferner unverschämt und grob. Der Moosbauer sagte überlaut: Aber wenn mein Fleck heut kalbt, so hab' ich morgen noch ein Stück Vieh mehr im Stall; du kannst ihm das noch mündlich beifügen.

Der Weibel, der es als Zeuge unterschrieb, und so sehr

er dem Vogt häſſig war, ſich dennoch nie in etwas Verfängliches einließ, ſagte ihnen aber doch, es werde gut ſein, wenn es beim Schreiben bleibe, denn wenn es zum Reden kommen ſollte, ſo möchte es fehlen.

Der Hügi rief dem Vogt, als er fortging, noch nach, er ſolle doch machen, daß der Junker jetzt mit dieſem genug habe. Ich kann mit ihm juſt ſo viel machen, als mit euch, ſagte der Meyer. Dann iſts eben wenig, ſagte der Hügi, und ließ ihn gehen.

---

39. Arner macht die Thür zu.

Jetzt weiß ich doch ſicher, was ſie ausgeſagt. Was ich jetzt aber weiter wiſſen muß, iſt, was daran wahr ſei, ſagte der Junker, als ihm der Meyer das beſtätigte Verzeichniß zurückbrachte. Er befahl ihm, ungeſäumt mit dem Weibel von Haus zu Haus ein neues Verzeichniß aufzunehmen, aber es ſich nicht angeben zu laſſen, ſondern das Vieh ſorgfältig zu zählen und das Heu zu meſſen.

Sogleich ließ er das Zeichen läuten, daß ſich die Gemeinde verſammle und ſagte dann: Ich will expreß, daß die Hausväter nicht zu Haus ſind, wenn ihr zählen und meſſen müßt, und wenn ein Weib oder ein Knecht unter dem Titel: Der Meiſter iſt nicht daheim, ſich widerſetzt, ſo laſſet ſie, es mag ſein, wer es will, durch den Flink gefangen hieher bringen und fahrt mit eurer Arbeit fort. Ich gebe euch den Michel von hier und den Hühnerträger von Arnheim mit, die euch helfen ſollen.

Vogt. Es wäre doch auch beſſer und mehr Anſehen darin, wenn wir noch einen Vorgeſetzten mitnähmen.

Arner. Ich will, daß ihr dieſe mitnehmet.

Vogt. Es iſt dieſe Woche allerlei Geſchwätz mit dem Hühnerträger vorgefallen, und ich fürchte, es ſetze Verdruß, wenn er in alle Häuſer hinein muß.

Junker. Eben darum muß er gehen und wenn ihn Jemand nicht hineinlaſſen will, ſo wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Hierauf besetzte der Junker noch alle Zugänge zum Gemeindeplatz und befahl den Wächtern, unter keinem Vorwand einen Menschen vom Platz wegzulassen, bis die Gemeinde verabschiedet sei.

---

40. Sie werden jetzt bald aufhören zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.

Die Gemeinde war bei der Linde versammelt. Aber so lange Bonnal steht, sahen die Bauern nie so wunderlich aus, als heute. Viele, die den Kopf sonst immer hoch tragen und die Beine stellen, wie Soldaten, ließen ihn jetzt hängen und schlichen daher, wie alte Weiber. Einige, die sonst einander haßten, standen jetzt zusammen und flüsterten sich in die Ohren. Andere, denen der Mund vom Morgen bis am Abend nie zuging, redeten jetzt kein Wort. Leute, die sonst immer die Sonntagskleider anzogen, wenn sie an die Gemeinde gingen, kamen jetzt in Werktagsröcken und Schurzfellen. Die meisten saßen da, wie wenn sie nicht wüßten, was sie mit einander reden sollten, und mancher fragte seinen Nachbar wohl zwei bis drei Mal: Gibt's diesen Abend nicht Regen?

Der Hügi und einige Vorgesetzte, die das bemerkten und glaubten, es sei doch nicht das Spiel, daß Alles so traurig thue, fingen an ihr Maul zu brauchen, wie wenn sie sich nicht fürchteten. Einige redeten lustig vom Junker Heumesser und Herrn Kuhzähler. Andere schworen, er richtet nichts damit aus, denn eine Gemeinde hat einen Arm, wenn sie zusammenhält und darf sich alle Stunden mit so einem Jünkerli messen, wenn's Ernst gilt.

Der Hartknopf that am stärksten sein Maul auf und behauptete, man müsse seine leibliche und geistige Freiheit vom Teufel sich nicht so rauben lassen. Er sagte: Wir haben jetzt ja unparteiische Zeugen, daß sein Hühnerträger es selber eingestanden, er sei mit dem Teufel in einen Bund eingetreten, und wer in der Welt sollte uns zwingen können,

etwas zu halten, was man uns also mit Teufelskünsten zu versprechen beredet?

Die Schelmenbande gab ihm lauten Beifall und behauptete, man müsse das treiben, so weit man könne und damit anfangen.

Ein junger Renold widersprach: Ich für mich glaube, der Junker werde da anfangen, wo er will, und unparteiische Zeugen habt ihr keine; denn wenn eine Gemeinde klagt, so können ihre Bürger nicht unparteiisch zeugen.

Wir müssen halt erwarten, was kommt, sagte der Rabserbauer. Und ein Nachbar, der das hörte, sagte, das sei das Allervernünftigste von Allem, so heute noch geredet worden.

---

41. Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.

Indem sie so redeten, kam noch der alte Trümpi, der sein Lebtag allenthalben zu spät kam, und brachte die Nachricht, der Vogt und der Weibel spazierten mit dem Michel und dem Hühnerträger die Kirchgaß hinunter gegen das Dorf und hätten Papier und Tinte und Federn bei sich.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht in allen Bänken unter der Linde herum. Von allen Ecken rief man dem Trümpi zu: Was sagst du? Was ist das? Was sagst du? Vornehmes und Gemeines, alles streckte die Köpfe jetzt nur gegen den Trümpi und so lange er lebte, hatte er nicht den zehnten Theil so viel zu antworten, als jetzt.

Es ist nichts anderes, als das verfluchte Kuhzählen und Heumessen geht wieder an, sagten die Bauern aus einem Munde und begriffen jetzt, wo es hinaus wollte, daß sie ihre Aussage wieder hatten bestätigen müssen. Alles war so betroffen, daß von den dickern Bauern kein Einziger seine natürliche Farbe mehr hatte, als der dickhäutige Rabser und der kothfarbige Kienast, und auch diesen sah man's am Mund an, daß sie sich entfärbt hätten, wenn sie sich jemals hätten entfärben können.

Wenige Augenblicke darauf kam's dem Einen in den Sinn, er habe sein Schnupftuch vergessen, einem Andern, seinen Tabak, einem Dritten, er habe nothwendig mit seiner Frau zu reden, dem Vierten, er habe etwas herumliegen lassen, das ihm könnte gestohlen werden — kurz, es kam einer Menge von ihnen zu Sinn, daß sie heim sollten. Der Speckmolch fing sogar an, aus der Nase zu bluten, damit er heim könne.

Aber der Harschier, der in der Lindengasse stand, hieß sie alle wieder zurückgehen, rieth ihnen, Tabak und Schnupftuch bei den Nachbarn zu entlehnen und diesmal das Nasenbluten bei dem Brunnen unter der Linde zu stillen. Kurz, sie mußten zurück und auf ihren Bänken erwarten, was der Vogt und der Weibel und der Hühnerträger und der Michel bei ihren Weibern daheim Gutes oder Böses anstellen möchten.

---

42. Es fängt an, Ernst zu werden.

Ihre Angst erhöhte sich einen Augenblick noch mehr, da jetzt der Befehl zur Linde kam, die Vorgesetzten alle und die größern Bauern, zusammen ihrer siebzehn, sollten auf der Stelle zum Junker ins Pfarrhaus kommen. Was will er mit uns allein thun? sagten sie. Was weiß ich? antwortete der Wächter.

Sie waren aber kaum fort, so fing es an, den Gemeinen nicht ganz übel zu gefallen, daß er diese allein rufe. Hans und Heyni murmelten in den Bänken: Wenn er Schelme sucht, so hat er sicher die rechten. Leisi sagte: Es wäre wohl gut, wenn er es mit diesen allein ausmachte und uns andere gehen ließe. Einer, den sie Hallöri hießen, sagte: Es sind etliche unter ihnen, die sind bei Gott schlimmer als der Vogt. Stickelhauer sagte seinem Nachbar ins Ohr: Ein Stück von der Weide wäre doch nichts so Schlimmes. Und sein Nachbar erwiederte: Wenn die siebzehn nicht wären, so würden unter den Andern nicht mehr sechs sein,

die nicht auch gern eins hätten. Der arme Micheli sagte überlaut: Wir wollen doch nicht wider unser eigen Brod sein. Wenn die nicht wieder zurückkommen, so ist dir kein Mensch dawider, sagten ihm Etliche zur Antwort.

Aber die Hartknöpfe und die Ehrenverwandtschaft der siebzehn streckten die Köpfe so stark, wo so ein Wort floß, und machten so große Augen, daß es den Meisten, fast ehe es heraus war, im Hals erstickte.

Indessen suchte Arner die siebzehn im Pfarrhaus mit Freundlichkeit zu einem freiwilligen Bekenntniß zu führen. Aber es war umsonst. Sie glaubten jetzt vielmehr, er fürchte sich hinterher, daß er so um den Brei herumtappe. Der Kalberleder unterbrach ihn sogar, fast ehe er ausgeredet hatte, und sagte: Wir wissen und begreifen nicht, weder was Sie sagen, noch was Ihre Klage ist.

Junker. Wer sind die Wir, in deren Namen du redest?

Kalberleder. Niemand; ich rede nur in meinem Namen.

Junker. Nein, Kalberleder, ihr habt es abgeredet und darum ist dir das Wir entronnen. Darüber aber verliere ich kein Wort. Ihr wollt meine Klage wissen? Sie ist diese: Daß ihr das Gemeindegut veruntreut, die Gemeinderechnungen verfälscht und mit Allem, was unter euren Händen war, wie meineidige, untreue Buben gehandelt habt.

Das war jetzt deutlich und mehr und härter, als sie erwartet. Sie sahen einander an. Eine Weile redete Niemand; doch bald darauf sagte der Moosbauer: Ich für mich begehre Recht und Gericht wider diese Klage in aller Form und Ordnung. Und die andern Bauern begehrten zwar betroffen, aber doch aus einem Mund das Gleiche, und schlugen dem Junker ab, neben dem Hummel ein Wort auf Alles, was dieser anbringen möchte, zu reden.

Der Junker warnte sie noch einmal. Sie blieben standhaft und behaupteten, sie seien unschuldig. Das ist genug, sagte er jetzt, aber ihr seid von dem Augenblick an Gefangene; ihr werdet nicht anders, als mit einer Wache nach

euren Plätzen an die Gemeinde zurückkehren und es ist euch verboten, daselbst mit irgend Jemand weder über wenig, noch über viel euch zu unterreden. Entfernt euch! Die Wache folgte ihnen auf dem Fuß nach und die Befehle, sie zu bewachen, waren scharf.

Aber der Renold, der bei ihnen war, stand zuhinterst und außer der Thüre. Die Andern drängten sich ihm mit Fleiß vor, damit er dem Junker nicht zu nahe unter die Augen komme, und da die Stube des Pfarrers klein war, so kamen die hintersten nicht hinein, und der Renold, dem das Herz so groß war, daß er gern hundert Stunden weit von Allem weg gewesen wäre, stand in einer Ecke in der Laube weit von der Thüre, und wußte noch kein Wort, was vorgefallen, als Arner jetzt laut der Wache rief, sie zu begleiten.

In der Gemeinde war es plötzlich mäuschenstill, als die Männer mit dieser zurückkamen.

Freunde und Vettern standen jetzt um sie her und fragten: Was ist das?

Aber ihre Antwort: Wir dürfen nicht reden, schlug allen denen, die mit ihnen leugnen wollten, den Muth nieder und der Hartknopf, der jetzt wider den Hühnerträger, wie das letztemal wider den Pfarrer, eine Rede einstudirt, sagte zu seinem Nachbar: Es ist heute nicht gut predigen.

---

43. Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volks, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.

Indessen kam Arner und befahl den Gemeindegenossen sich zu setzen und den Beklagten, stehen zu bleiben.

Dann erzählte er, daß die siebzehn Männer, denen er wichtige Klagen, die er jetzt wiederholte, aus Freundlichkeit und Schonung im Pfarrhaus eröffnet, sich mit ihrer Unschuld groß gemacht und ihm sogar abgeschlagen, in Gegenwart

des Hummel sich auch nur zu verantworten, und daß er um deswillen ihnen jetzt vor der ganzen Gemeinde sagen und zeigen wolle, wer und was sie seien.

Dann befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichniß von den Diebstählen aus dem Schloß diejenigen Artikel vorzulesen, welche diese siebzehn Männer beträfen.

Der Schreiber las hierauf, wie folgt:

„Im Wagenschopf des Richter Kienast stehen zwei Räder, die aus dem Schlosse gestohlen. — Des Kalberleders Karre ist aus dem Schlosse gestohlen. — Des Kirchmeyer Hoorlachers junge Bäume sind aus den Schloßreben. — Des Moosbauers Güllenfaß ist aus dem Schloß; es hält 15 Saum und ist No. 44 aus dem vordern Keller. — Der Speckmolch hat einen ganzen Pflug, wovon alles Eisen noch jetzt das Schloßzeichen hat. — Die große Winde auf dem Rabserhof ist aus dem Schloß. — Des Hügi große Kuhschelle ist aus dem Schloß."

So las der Schreiber fast eine Viertelstunde Sachen vor, die aus dem Schlosse gestohlen worden und sich in den Häusern der Männer, die da standen, befanden. Von allen siebzehn war, außer dem Renold, kein Einziger, den diese Vorlesung nicht traf. Sie waren erschrocken; denn diese Punkte waren jetzt gewiß, und sie wußten, daß, wenn sie leugneten, er gerade in ihre Häuser schicken konnte, sie zu überführen.

Das ist gar nicht die Hauptsache, aber es ist die Frage, ob ihr vorläufig das leugnen wollt, sagte der Junker.

Eine Weile antwortete Niemand. Dann stand Kienholz auf und sagte: Gnädiger Herr, wollten Sie uns eine Viertelstunde Bedenkzeit erlauben? — Man führe den Kienholz ins Gefängniß, war die Antwort des Junkers, und es geschah alsobald. Die Uebrigen standen jetzt da und wußten weder was sie sagen, noch was sie thun sollten. Aber es ward auf einmal in allen Bänken ein lautes Gerede. Freunde und Verwandte riefen ihnen zu: Um Gotteswillen, ihr seht ja, daß er Alles weiß, warum bekennt ihr doch nicht? — Doch standen sie noch da wie verstummt.

Aber der Renold, der wieder einer von den Hintersten war, drängte sich jetzt durch seine Mitvorgesetzten hervor, stellte sich erblaßt und erschrocken vor den Junker und sagte: Gnädiger Herr! Ich bin ein alter, eisgrauer Mann, und Gott weiß, daß ich keinen Gefallen hatte an dem Uebel und an der Bosheit, die unter uns geherrscht; aber was Sie klagen, ist wahr.

Der Junker antwortete ihm: Alter Mann, du dauerst mich; ich weiß, daß du unter allen am wenigsten schuldig, und es ist mir Leid, daß du mit Leuten verwickelt, die so viel verbrochen und die noch jetzt, da die Sachen offen am Tag liegen, nicht einmal bekennen wollen.

Renold. Gnädiger Herr, sie sind jetzt wie verwirrt und wissen vor Angst nicht, was sie thun sollen.

Da fragte sie Arner noch einmal: Wollt ihr eingestehen, daß das, was euch vorgelesen worden, wahr ist oder nicht? Jetzt antworteten sie endlich, es sei wahr, sie seien in diesem Fehler, sie könnten es nicht leugnen und bäten um Verzeihung.

Als Arner sie so vor sich sah, entsank ihm eine Thräne. Er trocknete sie und sagte mit bewegter Stimme, aber laut zu der ganzen Gemeinde: Einen traurigern Anblick kann ich mir nicht vorstellen, als Männer, die in ihren Dörfern gleichsam die Obrigkeit vorstellen und in dieser Rücksicht der Gemeinde an Gottes Statt vorstehen sollten, als die ersten Verderber alles göttlichen und menschlichen Rechts und als die Quelle der Aufhebung aller bürgerlichen Ordnung und alles bürgerlichen Segens also vor mir stehen zu sehen — und zwar eure Vorgesetzten alle mit einander.

Als er das Wort „alle mit einander" aussprach, erblickte er den Renold, der mit nassen, aber offenen Augen ihn ansah, indessen die andern alle ihre Köpfe gegen den Boden senkten und kein Auge aufheben durften. Er wandte sich an diesen Mann mit den Worten: Nein, ich muß dich doch davon ausnehmen. Ich habe keine Klage gegen dich, als daß du zu ihren schlechten Handlungen geschwiegen. Aber es betrübt mich und ich muß dich nothwendig fragen:

Warum hast du das gethan? Renold wollte zuerst mit der Sprache nicht heraus und antwortete: Ew. Gnaden möchten es übel nehmen und glauben, ich wolle jetzt noch mit den Andern die Fehler, die wir bekennen müssen, entschuldigen. Der Junker aber bat ihn freundlich, er solle ihm hierüber die Wahrheit sagen, sie möge auch sein, welche sie wolle.

Da bat Renold den Junker, ein paar Schritte beiseits zu kommen, und sagte ihm, aber so leise, daß es auf drei Schritte von ihm weg kein Mensch verstehen konnte, es sei unter seinem Großvater unmöglich gewesen, über alle diese Unordnungen zu klagen, wenn man nicht muthwillig in sein eigen Unglück habe hineinrennen wollen.

Der Junker antwortete ihm: Kannst du mir Leute nennen, die unter ihm unglücklich geworden, weil sie das versucht haben? Der Renold nannte ihm den Bamberger und mehrere Andere und der Junker bat ihn, sobald er immer könne, einmal zu ihm zu kommen, um ihm darüber umständliche Nachricht zu geben, denn er hatte jetzt nicht Zeit, ihn weiter anzuhören; er sah eben, daß die Männer, die im Dorf das Heu messen und das Vieh zählen mußten, auf den Gemeindeplatz zurückkamen. Er nahm ihnen das Verzeichniß ab und verglich es langsam und genau mit der Aussage. Dann sagte er: Es sind ihrer zwei und zwanzig, die da ihr Vieh und Heu falsch angegeben, und von euch, die ihr anderer Verbrechen wegen schon angeklagt seid, mangelt auch darin kein einziger.

Arner seufzte, da er dies sagte. Die zwei und zwanzig sind: Der Geschworne Kalberleder; Christoph Kalberleder, sein Bruder; Jacob Kalberleder, der Dicke; der Geschworne Kienast; Joggel Kienast, der Metzger; der Geschworne Kienholz; Christoph Moosbauer; Hans Moosbauer; der Rabser-bauer; der Rabser Kuri, sein Bruder; der Geschworne Speckmolch; der Sennbauer, sein Schwager; der Geschworne Meyer; Meyer, der Freßmolch genannt; der Geschworne Hügi; der Sigrist; der Schulmeister; der Rütibauer; der Lindenberger; der Kuhhändler Stoffel; der Stierenbauer Heirech; des Roßrütschers Röppi.

44. Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.

Der Sigrist und der Schulmeister waren keine Bauern, sondern der eine ein Schneider und der andere ein Schuhmacher; aber sie machten den Betrug aus lauter Hochmuth mit ihrem wenigen Vieh und Heu den andern Bauern auch nach. Es ist ihnen aber übel bekommen. Zum Spaß oder zum Unglück waren sie beide, als der Vogt und die Männer ins Dorf kamen, zu Hause, der Eine wegen der Schule und der Andere wegen des Läutens. Sie wohnten unter einem Dach und waren Brüder.

Der Sigrist hatte noch alles Heu, das auf dem Kirchhof wächst. Er hatte kein Vieh und verkaufte das Heu alle Jahre um baares Geld. Aber er erschrak gar gewaltig, als die Männer ins Dorf kamen; denn er hatte ausgesagt, er habe nur eine Klafter Futter, und es waren mehr als zwei. Geschwind deckte er jetzt eine Ecke vom Heu mit so viel Strohwellen, als er nur hatte und als die Männer in seine Tenne kamen, sagte er, die Kappe unter dem Arm haltend und die Hände reibend: Ihr wisset wohl, ihr Herren, ich mache keinen Halm Futter, als von dem Kirchhöfli, das macht etwa eine Klafter, wie ich es angegeben.

Du verkaufst doch sonst alle Jahre zwei Klaftern und noch mehr, sagte der Hühnerträger. Es sind jetzt gewiß nicht zwei, antwortete der Sigrist. Wir müssen es messen, sagte der Weibel. Der Sigrist erwiederte: Ihr könnt doch gleich sehen, daß das nicht zwei Klaftern sind.

Michel. Ist hinter diesen Wellen Stroh kein Heu mehr?

Sigrist. Kein Halm, ich versichere, kein Halm. Es ist Streu, die ich schon zwei Jahre habe.

Ich kann's doch fast nicht glauben, sagte der Michel, und indem er's sagte, legte er etliche Strohwellen beiseits und hinter den Wellen war Heu. Das schmeckt nicht nach dem Kirchendienst, sagte der Michel, und der Weibel maß jetzt das Heu und sagte dann: Es ist viel über zwei Klaftern.

Der Sigrist war erschrocken und giftig und sagte zur

Antwort: Wenn ihr Jedermann so alle Winkel ausgesucht, so wird sich Mancher um eine Klafter geirrt haben. Der Vogt erwiederte: Wenn du 20 Klaftern hättest, so würde es denn gar nichts machen, daß du um eine dich geirrt hättest. Thut mir doch den Gefallen und schweigt von dieser Klafter, sagte der Sigrist. Das kann nicht sein. Man muß Einen halten wie den Andern, erwiederte der Michel.

Sigrist. Du machst dich groß, Michel, aber du bist gar ein ehrlicher Mann.

Und du bist Sigrist, erwiederte der Michel.

Der Vogt aber sagte: Es ist nicht möglich, wir müssen's anzeigen. — Und dann gingen sie zum Schulmeister.

Dieser hatte anstatt einer Kuh, die er hatte, ihrer zwei angegeben. Er wollte deshalb den Vogt und seine Leute auch fast gar nicht in den Stall hineinlassen. Als er aber zuletzt mußte, sagte er: Ja, ich habe jetzt meine eine Kuh nicht mehr, sie ist gestern fort. Aber ich habe sie doch schon vor acht Tagen fortführen sehen, sagte der Hühnerträger.

Schulmeister. Du hast gewiß eine andere für meine angesehen. Meine ist keine vier Tage fort, und dann wußte ich's auch nicht; meine Frau hat den Stall unter den Händen.

Vogt. Das ist jetzt gleichviel. Wir können dir einmal nur eine aufschreiben, weil nur eine da ist.

Schulmeister. Wenn sie doch auch nur ein paar Tage fort ist?

Michel und Vogt. Wir können da nicht eintreten.

Schulmeister. Ihr wißt auch wenig, was es heißt, Barmherzigkeit erweisen.

Michel. Die Barmherzigkeit ist in diesem Fall des Junkers Sache und nicht die unsrige.

Schulmeister. Ihr seid einmal jetzt da und nicht der Junker.

Michel. Aber wir müssen unsre Pflicht thun, und wir sind nicht Schuld, daß du ein Narr warst und mit deiner einzigen Kuh mit den Vorgesetzten und großen Bauern an einem Seil ziehen wolltest.

Und damit gingen sie von ihm weg in einen andern Stall. Da die Schule aus war, ging der Schulmeister eilend zum Sigrist und beide klagten einander ihre Noth. Nach einer Weile aber sagten sie, sie wollten jetzt noch in die Gemeinde, damit der Junker nicht meine, sie seien um ihres Heues und um ihrer Kuh willen zu Haus geblieben. Sie gingen wirklich ein paar Minuten nach dem Vogt und dem Weibel, die jetzt mit ihrer Arbeit fertig waren, dahin. Doch blieben sie immer einige Schritte hinter ihnen und hielten mit einander Rath, wie sie sich in dieser bösen Sache benehmen wollten, und der Schulmeister meinte, sie könnten vielleicht beim Junker noch eher Gehör finden, als bei dem schönen Michel, der ihnen nie ganz wohl wollte. Als sie aber näher gegen den Gemeindeplatz kamen, sah der Sigrist plötzlich die Vorgesetzten, die, die Köpfe gegen den Boden gesenkt, vor dem Junker standen und einige sogar auf den Knien vor ihm liegen und sagte zu seinem Bruder, dem Schulmeister: Es ist mir, als ließe er sie Gras rupfen oder gar ein Hexenstückchen probiren, wie das mit dem Hühnerträger. Aber der Schulmeister fürchtete, der Hühnerträger, der nur einige Schritte ihnen voraus war, möchte jetzt das Wort verstanden haben. Er stupfte seinen Bruder, den Sigrist, und sagte ihm: Bist du denn auch ganz blind? Der Hühnerträger hat's gewiß verstanden. — Und es war wirklich so. Dieser stand einen Augenblick umgekehrt still und blickte ihn an, wie man einen Schülerbuben, der Dummheiten macht, anblickt, aber einen Schulmeister nie anblicken sollte. Der arme Sigrist wollte bei ihm abbitten, aber sein Bruder winkte ihm, er solle es nicht thun, es helfe doch nichts. Er meinte, es wäre besser, sie gingen wieder zurück. Sie probirten auch wirklich umzukehren, aber sie waren schon innerhalb der Wache und der Hühnerträger, dem das Hexenstückchen doch nicht recht lag, winkte dem Wächter, er solle sie nicht zurücklassen. Dieser hielt fest auf dem Befehl, den er hatte. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten jetzt mit den bösen Heumessern und Kuhzählern unter die Linde, schlichen sich still hinzu und stellten sich zuhinterst

in einen Winkel, wo sie meinten, daß der Junker sie nicht sehe.

---

45. Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen.

Nachdem der Junker das alte und neue Verzeichniß verglichen, und die zwei und zwanzig, welche Heu und Vieh falsch angegeben, mit Namen genannt, befahl er dem Weibel, die sechse, welche neben den sechszehn falsche Angaben gemacht hatten, hervorzurufen.

Der Weibel that's und ihrer vier kamen sogleich, aber der Sigrist und Schulmeister zauderten. Sind diese nicht hier? sagte der Junker. Wohl, sie sind hier, sagte leise der Meyer. Und, ja freilich sind sie hier, riefen laut Etliche aus den hintersten Bänken.

Wer sagte nein? antwortete der Sigrist und ging nun mit dem Schulmeister auch hervor, stellte sich dann ehrerbietig vor den Junker hin, machte in aller Ordnung eine Reverenz und sagte dann, die Hände zusammenhaltend und die Augen verkehrend: Ach, mein gnädiger Junker, ich mache doch auch keine Handvoll Futter, als von dem armen Kirchhöfli, und hatte jetzt das Unglück, bei dem elenden Bischen Heu zu irren und es für weniger anzusehen, als es ist.

Der Junker sah ihn an, wie wenn er ihm sagen wollte, du möchtest lügen und kannst es nicht. — Er ließ ihn einige Augenblicke so stehen und schwitzen. Endlich sagte er: Du hast also geirrt, Sigrist?

Ja gewiß, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, antwortete der Sigrist.*)

Um wie viel? fragte der Junker.

Sigrist. Um eine Klafter.

Junker. Wie viel hast du Futter von deinem Kirchhöfli?

---

*) Es ist ein erschrockener Sigrist, dem der Leser verzeihen muß, daß er in diesem Zustand zu dem Junker „wohlehrwürdiger Herr Pfarrer" sagt.

Sigrist. Sie sagen jetzt, es seien zwei Klaftern, und ich muß es wohl gelten lassen.

Junker. So. — Es wird doch wahr sein, was sie sagen?

Sigrist. Nun — ja.

Junker. Und wie viel hast du angegeben?

Sigrist. Eine.

Junker. Also einmal weniger, als du hattest.

Sigrist. Ich habe in Gottes Namen geirrt.

Junker. Unter allen denen, die mich in dieser Sache betrügen wollen, hat sich doch Keiner um das Halbe geirrt, als du.

Sigrist. Es ist mir Leid.

Junker. Halt deinen Mund.

Da er jetzt schwieg, fing der Schulmeister an und sagte: Ihr seid erzürnt, gnädiger Herr, aber ich bitte unterthänigst um ein Wort. Zwei, wenn du willst, und viere auch, aber die Wahrheit, wenn's dir lieb ist, erwiederte der Junker. O gewiß, die Wahrheit, gewiß alle Wahrheit, sagte der Schulmeister, und erzählte dann, wie vor ein paar Tagen ohne sein Wissen seine eine Kuh aus dem Stall gekommen. So, erwiederte der Junker, du hast also bei der Kuh geirrt und dein Bruder im Heu; ihr seid, scheint's, beide schöne Herren.

Schulmeister. Es ist mir Leid; aber ich habe vergessen, daß der Metzger von Rebstal sie schon abgeholt.

Junker. Es muß dir sehr am Gedächtniß mangeln.

Schulmeister. Die Zeit her gar sehr.

Junker. Ich hörte sonst immer, du habest ein gar gutes Gedächtniß, aber wenig Verstand.

Schulmeister. Es ist nicht mehr, wie vor Altem; — und dann nimmt sich meine Frau fast allein des Stalls an; ich habe in der Schule zu thun.

Junker. Du hättest also deine Frau sollen angeben lassen, wie viel Vieh du hast.

Schulmeister. Es ist wahr — aber — —

Junker. Ich brauche keine Aber. — Du bist Schul-

meister und die Jugend des Dorfs ist in deinen Händen, und du hast mit kaltem Blute eine Meineid-Aussage zweimal bestätigt.

Schulmeister. Aber in Gottes Namen, man kann doch auch etwas vergessen.

Junker. Jugehalten mit „in Gottes Namen", Kerl! Wenn du nicht hättest betrügen wollen, so hättest du in den Stall gehen können, zu sehen, ob du eine oder zwei Kühe habest, und ich meine, du solltest wissen, daß man schuldig ist, seine Augen zu brauchen, wenn man etwas bei seinem Eid aussagen muß.

Man hätte meinen sollen, das wäre jetzt für alle genug gewesen. Aber der Kuhhändler Stoffel meinte es nicht. Er trat auf und sagte: Aber ich, Junker, ich bin völlig unschuldig; ich erwarte das Vieh, das ich angegeben, alle Tage.

Junker. Man hat dich doch nicht gefragt, was für Vieh du erwartest, sondern was du habest.

Stoffel. Das ist wohl wahr. Aber da ich das Vieh alle Stunden erwartete, mußte ich wegen der Weide darauf zählen.

Junker. Nicht wahr, es sind acht Stück, die du mehr angegeben, als du hast?

Stoffel. Zu dienen, Ihr Gnaden.

Junker. Von wem hast du sie gekauft?

Stoffel. Sie kommen mir von ungleichen Orten.

Junker. Auf wann erwartest du sie?

Stoffel. Spätestens in drei Tagen.

Junker. Alle acht Stück?

Stoffel. Ganz sicher.

Junker. Ich hoffe, das sei wahr, was du mir da sagst.

Stoffel. Wenn die acht Stück in drei Tagen nicht kommen, so will ich entgelten, was recht ist.

Junker. Dein Anbringen ist in seiner Ordnung, wenn es wahr ist.

In diesem Augenblick standen jetzt noch ihrer vier auf und sagten, sie hätten auch Vieh gekauft und erwarteten

dasselbe. Aber die Meisten trauten nicht, schwiegen und wollten mit dem Vieh auf dem Weg nichts zu thun haben. Hingegen der Schulmeister, der sich zuerst erklären ließ, was die fünfe aussagten, muckte jetzt auch noch auf und sagte, er erwarte auch wieder ein Stück Vieh und habe das seine nur vertauscht. Du sagtest eben, du habest es dem Metzger gegeben, erwiederte der Junker. Das macht nichts, er hat mir ein anderes versprochen, sagte der Schulmeister. So — sagte der Junker und sah ihn spöttisch an, und fast in allen Bänken lachten die Bauern ob der Kuh, die der Schulmeister an den Metzger vertauscht.

Den andern aber, die vor ihm gesagt, daß sie Vieh erwarteten, war angst ob seiner Dummheit, die, wie sie meinten, ihnen das Spiel verderben könnte. Der Junker aber nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Ich halte eure Entschuldigungen für ganz gut, wenn sie wahr sind; aber nehmt euch in Acht, daß ihr nicht lügt.

Sie bestätigten wieder, daß es gewiß wahr sei, und der Junker erwiederte: Vergesset nicht, Nachbarn, daß ihr alle schon, ehe von eurem Vieh und von eurem Heu die Rede war, als schlechte Leute und Betrüger vor mir gestanden. Ihr werdet also nicht denken, daß ich mich von euch an der Nase herumführen lassen wolle. Ihr werdet es natürlich finden, daß ich mich sicher stellen muß, daß ihr die Wahrheit geredet. Ihr bleibet die drei Tage, bis euer Vieh kommt, im Schloß, und ich wünsche, daß es geschehe und ich hierin eure Wahrhaftigkeit und eure Treue finde, an der ich sonst Ursache habe zu zweifeln.

Das hatten sie jetzt nicht erwartet und sie sahen einander an, wie wenn sie sich noch nie gesehen hätten. Aber warum wollt ihr uns nicht heimlassen? — sagte Stoffel der Kuhhändler. Um des einzigen Grundes willen, erwiederte der Junker, weil ihr, wenn ich euch heim lasse, in 24 Stunden eine ganze Heerde Vieh zutreiben könnt, ohne daß ihr jetzt schon eine Klaue davon gekauft habet.

Es entstand hierauf eine große Stille. Was bedeutet diese Stille? sagte der Junker. Es antwortete Niemand

sogleich. Nach einer Weile aber sagte der Stoffel: Ja, meine Käufe sind noch nicht alle vollkommen richtig.

Du sagtest doch eben, daß dir das Vieh — nicht wahr, 8 Stück? — bis übermorgen sicher zukommen werde.

Stoffel. Ja, wenn ich heim kann, so bin ich sicher, daß mir alle bis dann kommen.

Junker. Aber da ich dich jetzt nicht heim lasse, kommen sie dir nicht alle acht?

Stoffel. Nein, so bin ich nicht sicher, daß mir alle achte kommen.

Junker. Aber es kommen dir doch auch sieben oder sechs sicher, wenn du dableibst.

Der Stoffel antwortete darauf kein Wort. Auf die zweite Anfrage aber antwortete er: Nein, ich bin dessen nicht sicher.

Der Junker erwiederte: Wenn dir zuletzt nur vier kommen, so will ich wegen der andern Hälfte, die nachkommt, dann gern ein Aug zuthun.

Hierauf erwiederte der Stoffel: Es kommen mir alle acht, wenn ich nur heim kann.

Junker. Aber, wie es scheint, gar keins, wenn du nicht heim darfst.

Stoffel. Nein, wenn ich keinen Bericht schicken darf, glaube ich, es könne wohl sein, daß keins kommt.

Junker. Ich glaub's selbst nicht und hab's nie geglaubt, daß dir auch nur eine Klaue kommen werde ohne einen Bericht, an den du vorher nicht gedacht hast, so wenig, als ich glaube, daß der Schulmeister dem Metzger seine Kuh vertauscht. Oder wie ist's, Schulmeister, wenn du im Schloß bleibst, kommt dir die Kuh, die du vom Metzger vertauscht?

Der Schulmeister antwortete auch nichts. Und der Junker sagte: Und ihr andern, damit ich's kurz mache, nicht wahr, die ganze Heerde Vieh, die ihr erwartet und gekauft, ist erlogen, und ihr habt geschwind heim gehen und durch den ersten besten Juden oder Christen, der euch angelaufen wäre, das Vieh, das euch mangelt, zutreiben lassen wollen?

Es antwortete kein Mensch. Das machte den Junker verdrießlich. Man sah das und das Volk fing in allen Bänken an, unwillig zu werden und laut zu sagen, sie hätten das nicht thun sollen, das sei nicht in der Ordnung. Selbst der Hartknopf gab ihnen jetzt Unrecht und behauptete, wenn er hundert Klaftern Heu gehabt hätte, so hätte er's angegeben. Aber er hatte keinen Schuh breit Land und war ein Strumpfweber. Seine Nachbarn antworteten ihm dennoch auf diese Rede, er drehe den Mantel nach dem Winde und habe erst diesen Morgen noch gesagt, wenn's doch nur Gottes Wille sei, daß die Vorgesetzten glücklich seien und ihnen nichts Unrechtes auskomme.

---

46. Jacob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.

Das Geschwätz in den Bänken war so laut, daß der Junker es merkte, daß das Volk seinen Unwillen über die armen Sünder, die vor ihm knieten, zu äußern anfing. Ich wollte gern, sagte er, ich könnte denken, daß die, die in den Bänken übrig sind, viel besser wären, als die, die vor mir stehen; aber es ist mir Leid, daß ich sagen muß, daß es oben und unten im Dorf und in allen Ecken gleich steht und daß fast kein Haus im Dorf ist, in dem nicht Karste, Seile, Säcke und dergleichen Sachen, die ins Schloß gehören, versteckt sind, und ich weiß, daß der Eine und Andere von euch sogar da vor meinen Augen in einem Rock steckt, der mit Kornsäcken von meiner Schütte gefüttert ist.

Diese Worte waren ihm kaum aus dem Munde, so legte der Hartknopf seinen Rock über die Hosen zusammen, daß man das Futter davon nicht mehr sehen konnte, und ward feuerroth.

Es war aber so auffallend, daß es seine Nachbarn links und rechts merkten und ihm vorn und hinten die

Zipfel seines Rocks umkehrten, das Futter zu sehen. Er ward wie rasend. Er wußte aber auch warum, denn sie fanden bald in einem Zipfel wirklich das Schloßzeichen am Futter, und es entstand ein so lautes Gelächter um ihn her, daß Arner fragen mußte, was das sei.

Der Hartknopf hat das Schloßzeichen im Rockfutter, rief Einer überlaut. Ich habe das Futter schon vor zehn Jahren gekauft, sagte der Hartknopf. Aber das Schloßzeichen ist von den neuen Säcken, die keine fünf Jahr alt sind. Die alten Säcke hatten nur Striche — rief wieder Einer aus den Bänken. Wenn ich du wäre, so würde ich den Rock jetzt heimtragen, damit es still würde, sagte der Junker. Der Hartknopf erwiederte: Gar gern, aber ich habe ihn nicht gestohlen. Es kann nicht fehlen, daß das Tuch rechtmäßig in deinen Händen ist, denn du kennst das Schloßzeichen nicht, erwiederte der Junker.

Hartknopf. Ich weiß nicht, was der Schneider mir für Zeug zum Futter genommen.

Junker. So? Der Schneider hat dir also das Futter dazu gegeben?

Hartknopf. Ja, wahrlich, gnädiger Herr!

Junker. Was für ein Schneider?

Der Hartknopf besinnt sich. — Ich weiß nicht — ich kann nicht sagen — — wohl, der von Wylau hat mir den Rock gemacht, sagte er.

Junker. Ist's wahr? Muß ich ihn kommen lassen?

Hartknopf. Ja er ist todt.

Junker. So, — aber ist der Schneider von Bonnal, der hier ist, nicht dein Gevatter?

Hartknopf. Das wohl, aber er hat darum den Rock nicht gemacht.

Junker. Er ist also vergebens so feuerroth geworden, seitdem von deinem Rock die Rede ist. Aber ich mag weder seine, noch deine Verantwortung anhören und was ich am liebsten sehen würde, ist, daß du deinen Rock jetzt mit dir heimtrügest, damit es stille würde.

Der Hartknopf ging jetzt. Aber an der Kirchgasse wollte

ihn der Wächter nicht weiter gehen lassen und da er nicht mit dem Wächter zurück wollte, den Junker zu fragen, ob er ihn heim lassen dürfe, mußte er bei ihm warten, bis die Gemeinde aus war. Er setzte sich unter des Kienholz großen Kirschbaum, erzählte dem Wächter sein Unglück und bat ihn um eine Pfeife Tabak, weil er seinen im Verdruß auf der Bank hatte liegen lassen.

---

47. Arners Urtheil über die armen Sünder.

Nach einer Weile, da es wieder stille geworden, verurtheilte Arner die sechszehn, die er ins Pfarrhaus hatte kommen lassen, dahin, daß sie unter sich das Loos werfen sollten, welche zwei von ihnen am nächsten Sonntag in der Kirche neben dem Vogt der Gemeinde vorgestellt werden sollten als Männer, die an allen Verbrechen des Hummel Antheil genommen. Den Renold, der der Siebenzehnte war, entschuldigte er selbst noch einmal vor den andern und ließ ihn von aller Strafe frei. Aber der Renold sagte, er wolle nicht, daß man hierin eine Ausnahme mit ihm mache, er wolle das Loos mit den Andern ziehen und treffe es ihn dann, so wolle er sich in Gottes Namen mit Geduld darein finden. Das rührte den Arner so sehr, daß er sich sogleich vornahm, eher den Andern allen diese Strafe zu schenken. Aber er schwieg jetzt darüber und sagte nur noch über den letzten Betrug der zwei und zwanzig mit dem Heu und dem Vieh, er sehe ihre Handlung nicht unter dem Gesichtspunkt an, daß sie gegen ihn geschehen, sondern vielmehr in dem weit wichtigern, daß sie durch ihren Betrug die Vertheilung der Gemeindeweide hätten verhindern und dadurch ihren armen Gemeindegenossen das Recht der wirklichen Benutzung ihres Eigenthums entziehen und sie desselben berauben wollen, und nach diesem Gesichtspunkt wolle er sie auch bestrafen.

Er befahl hierauf dem Weibel, er solle zwölf alte Männer von den ärmsten aus der Gemeinde an die Plätze der Vor-

gesetzten setzen und die zwei und zwanzig sollten vor ihnen wegen ihres Vergehens gegen die Gemeinde hier öffentlich um Verzeihung bitten.

Das geschah sogleich. Der Weibel ging zu den Bänken und sagte es einigen alten Männern. Einige kamen gern; andere baten, daß er doch andere suche, und sie sitzen lasse. Der Kriecher drückte sich, ehe er ihm noch rief, hervor, wie wenn man ihm ein Stück Brod darstreckte. Willst du auch hervor? sagte der Weibel zu ihm. Wie ihr meint, antwortete der Kriecher. Komm nur, wenn's dich so gelüstet, sagte der Weibel. Er hat doch auch gar keine Scham im Leibe, sagten seine Nachbarn.

Als die zwölf bei einander waren, befahl der Junker der ganzen Gemeinde, mit entblößtem Haupt zu stehen, und den zwölf Männern, sich zu setzen und die Hüte aufzusetzen; aber die meisten hatten keine. Man gebe ihnen nur der Vorgesetzten ihre, die brauchen jetzt keine, sagte der Junker. Und der Weibel nahm zwölf Vorgesetzten die Hüte aus den Händen und gab sie den Armen, die sie dann aufsetzten.

Nun befahl der Junker dem Schreiber, einem Jeden dieser zwei und zwanzig vorzulesen, was er bei seinem Eid dem Untervogt Meyer angegeben, das er an Heu und Vieh besitze, und dann, was sich gefunden, das er an beiden Stücken wirklich besessen; und ein Jeder mußte in Ansehung beider Stücke laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde bekennen, daß es so sei, wie man ihm vorgelesen.

Der Schreiber las jetzt: Der Geschworne Kalberleder, zuerst 10 Klaftern Heu und jetzt 18. Ist's nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter, zuerst 17 Stück Vieh und jetzt 10. Ist's nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter, Christoph Kalberleder, sein Bruder, zuerst 12 Klaftern Heu und jetzt 19. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter, zuerst 14 Stück Vieh und jetzt 9. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Jacob, sein Bruder, der Dicke, zuerst 9 Klaftern Heu und jetzt 15. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Ferner: Zuerst 13 Stück Vieh und jetzt 8. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Der Geschworne Kienast, zuerst 13 Klaftern und jetzt 22. u. s. w.

So fuhr er fort, dem Joggel Kienast, dem Metzger, dem Christoph Morlauer, dem Hans Morlauer, dem Geschwornen Rabser, dem Rabser Curi, dem Speckmolch, dessen Schwager, dem Sennbauer, dem Geschwornen Meyer, dem Meyer, Freßmolch genannt, dem Geschwornen Hügi, dem Sigrist, dem Schulmeister, dem Rütibauer, dem Geschwornen Lindenberger, dem Marx, seinem Bruder, dem Stierenbauer Heirech, dem Roßrütscher Stoffel vorzulesen, wie den obigen, und nachdem der Schreiber mit seinem „Ist's nicht so?" und die zwei und zwanzig mit ihrem „Es ist so" fertig waren, mußten sie noch bei den zwölf Armen, einem nach dem andern, wie oben gesagt, Abbitte thun. Dann entließ Arner die Gemeinde. Es war schon ein Uhr. Auf den Schlag drei Uhr, befahl er, müsse die Gemeinde wieder versammelt sein.

---

48. Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.

Beim Mittagessen ließ Arner den Renold zu sich ins Pfarrhaus kommen und bat ihn, ihm die Geschichte des Bambergers weitläufig zu erzählen.

Es entfiel dem Renold eine Thräne, da der Junker dies forderte; denn der Bamberger war ihm von Jugend auf lieb und er konnte ihm dieses Opfer der Wehmuth nicht vorenthalten. Dann erzählte er, wie der Bamberger von Kindesbeinen auf so gerade und treu gewesen, daß er um

deswillen hundertmal für einen Narren gehalten worden, daß er aber doch bis in sein fünf und dreißigstes Jahr still, ruhig und ungekränkt gelebt, in welchem Jahr ihn der alte Junker sel. zum Vorgesetzten gemacht. Von dieser Zeit an habe er keinen Augenblick mehr in Frieden und Ruhe leben können und sei immer mit allen Mitvorgesetzten im Streit gewesen, weil er nie zu etwas, das nicht den geraden Weg ging, Hand bieten und ja sagen wollte. Er habe in jedem Fall, wo er Gelegenheit gehabt, auch vor dem Junker die Wahrheit gesagt, wie er sie angesehen, es habe angehen mögen, wen es gewollt habe, und es auf eine Zeit sogar dahin gebracht, daß der Junker angefangen, Mißtrauen gegen den Hummel zu zeigen und es diesen wirklich sehr viel Kunst und Mühe kostete, sich bei ihm wieder in seinen alten Sattel zu setzen. Er sei deswegen auch wie wüthend über den Bamberger geworden, habe ihm von allen Seiten her allen nur erdenklichen Verdruß und Herzeleid angethan, und es so weit getrieben, daß sogar die Schloßdiener auf desselben Anstiften ihrem alten, knurrigen und gehässigen Hund den Namen Bamberger gegeben. Das und hundert dergleichen Dinge habe den guten, etwas furchtsamen Mann dahin gebracht, daß er zuerst leutescheu geworden und sich aus Furcht, es begegne ihm etwas Unanständiges, vor Niemand mehr gern gezeigt. Später sei diese Aengstlichkeit in eine Gemüthskrankheit ausgeartet, so daß er es nicht mehr habe ausstehen mögen, weiter in einem Dorf zu wohnen, wo sogar die Kinder auf der Straße ihm Bosheiten nachgeschrien. In diesem Zustand habe er Alles, was er in Bonnal besessen, verkauft und sei ins Kaiserliche gezogen, wo er erst vor ein paar Jahren in Armuth gestorben; aber ein paar Wochen vor seinem Tod habe er durch einen Landsmann noch heim sagen lassen, er wollte lieber unter den Türken sterben, als zurückkommen, so lange es sei, wie es sei.

Der Junker redete hernach auch vom Hummel mit dem Renold. Dieser sagte unverholen, das Uebel sei vor dem Vogt schon eingewurzelt gewesen und wenn im Schloß

Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm gekommen, wie mit hundert andern Müßiggängern; er hätte entweder fort aus dem Land müssen, oder die Noth hätte ihn beten und arbeiten gelehrt.

Er sagte wohl noch mehr. Es zerschnitt dem Junker das Herz, aber er ließ ihn reden, denn er sah, daß er die Wahrheit sagte.

Er ließ sogar auch den Vogt noch eine Weile vor sich kommen und der Renold drückte ihm freundlich die Hand und tröstete und ermunterte ihn. Das that auch der Junker und der Pfarrer. Da es bald drei Uhr werden wollte, bat der Renold den Junker, er möchte doch den sechszehn das Looswerfen schenken, oder ihn auch unter sie stellen, damit sie keinen Groll gegen ihn faßten. Auch der Vogt bat für sie und sagte die merkwürdigen Worte: Sie sind jetzt zu ihrer Strafe nicht vorbereitet wie ich, und werden darob nur wüthend werden. Der Junker besann sich einen Augenblick, was er thun sollte, dann sagte er: Ich will's ihnen auf eure Fürbitte schenken. Und der Renold und der Vogt dankten ihm herzlich.

Ueber diese Zeit hatte er sein Essen ganz vergessen. Er war überwältigt vom Gefühl des Guten, das im Innern der Menschen, die so tief gefallen waren, noch wallte, nahm den Pfarrer bei der Hand und ging noch einen Augenblick mit ihm in den Garten. Sie redeten noch mit einander von der merkwürdigen innern Gleichheit und Ungleichheit der Menschen und von der Gefahr ausgezeichneter Talente in verführerischen Lagen und Umständen. Der Vogt, der Michel, der Renold und der Bamberger waren ihnen merkwürdig, und der Pfarrer sagte bei diesem Anlaß zum Junker: Ich will es ewig nicht vergessen, ich habe selbst auf Wegen gewandelt, auf denen ich hätte werden können, was der schlechteste Mensch auf Erden werden kann. Ja, Junker, damals, als ich vier Jahre lang ohne Brod, ohne Dienst und ohne Hülfe herumirrte und wie ein Bettler vor das Schloß eures Großvaters kam, lernte ich, was ein Mensch

ist, und was auch ich geworden wäre, wenn Gottes ob mir waltende Hand mich nicht wunderbar gerettet hätte.[4])

Der Junker umarmte den Pfarrer. Dieser aber sagte nach einer Weile: Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die diesen Mann verheert hat und Gott ist's, der den einen früher, den andern später von dem Gift dieser Quelle heilt. Ihr Gift selbst wird dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern aber ein Geruch des Todes zum Tode und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen leben, die sie fast unwiderstehlich und unwiederbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht in Einklang zu bringen und der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen.

Ja, lieber Pfarrer, sagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen. Unsere jetzigen Erfahrungen zeigen uns deutlich und klar, daß wir mit unserm Volk nur dadurch zu einem guten Ziel kommen werden, wenn wir es dahin bringen, sein jetziges Leben mit fester Kraft an die Hoffnungen des künftigen zu knüpfen.

Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer sagte, ehe er wieder in die Gemeinde ging.

---

49. Wohin den Menschen sein armes Herz bringt, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat, sogar in eine Ohnmacht.

Die Weiber von Bonnal konnten diesen Morgen fast nicht erwarten, wie die Gemeinde abgelaufen, und sprangen ihren Männern aus Stall und Küche eilends entgegen, als sie heim kamen. Aber die Vorgesetzten und überhaupt die zwei und zwanzig und was ihren Anhang ausmachte, waren nicht in der Laune, ihren Weibern freundliche Antwort zu geben und sich darüber mit ihnen in ein Gespräch einzulassen.

Er ist mit uns umgegangen, wie wenn wir Hunde wären, sagte der Kalberleder. Du Narr, wärst mit uns gekommen, so hättst's gesehen, sagte der Morlauer. Es ist mir, ich sei aus dem Fegfeuer entronnen, sagte der alte Meyer. Laß mich doch erst verschnaufen, ehe ich mit dir plaudern muß, sagte der Speckmolch. Ich will lieber ins Bett, als jetzt essen und schwatzen, sagte der Kienast. Und Alle gaben ihnen zuerst ungefähr solche Antworten.

Doch es half nichts; ob sie verschnaufen oder ins Bett wollten, sie mußten jetzt erzählen, was ihnen begegnet, und es ging keine halbe Stunde vorbei, so wußten die Weiber so ziemlich Alles haarklein. Aber die meisten wurden wie wild. Die Rabserbauerin, die jede faule Birne unter den Bäumen aufliest, sagte selbst: Hundert Gulden Buß thäten mir nicht so weh, als daß du das verfluchte Bettelvolk öffentlich hast müssen um Verzeihung bitten.

Die Kienholzin verschwor sich, Jahr und Tag nicht mehr in die Kirche zu gehen und sich vor Niemand mehr zu zeigen. Die Speckmolchin heulte, daß sie jetzt just auf den Sonntag Gevatter stehen sollte, wo ihr Mann vielleicht unter die Kanzel müsse. Die Kalberlederin brachte eben von der Erzählung ihres Mannes weg ihren Schweinen das Mittagessen. Die Thiere streckten, wie gewöhnlich, als sie kam, ihr und dem Fressen die Köpfe so weit aus dem Trog entgegen, als sie nur konnten: aber die Frau schlug ihnen mit dem Riegel des Sautrogs, den sie eben in der Hand hatte, auf die Schnorren, daß sie derb bluteten.

Und die Morlauerin warf den Hut ihres Mannes, den der Bettelmann Niggeli heute aufgesetzt hatte, den geraden Weg ins Feuer. Sie wollte zwar nicht, daß es Jemand wissen sollte, aber der Hut stank so sehr, daß, wer nahe beim Hause war, hinzukam und fragte, was so röche. Hinter dem Haus sagte das Elseli dem Hans Löli geradezu die Wahrheit. Vor dem Haus fragten ihrer drei oder vier. — Ihr Narren, ein Bein, das man ins Feuer geworfen, antworteten der Mann und die Frau. Aber der Löli kam eben dazu und sagte: Ja — ich weiß es besser, dein Hut riecht

so, deine Frau hat ihn dir verbrannt. Wer sagt das? schrie die Morlauerin. Euer Elseli antwortete Löli. Und die Frau schmiß das Fenster vor Zorn zu und schlug dem Elseli die Hand auf den Mund, daß es noch stärker blutete, als der Kalberlederin ihre Sau. Eine Weile darauf aber besann sie sich, der Mann brauche um drei Uhr wieder einen Hut; und das Elseli, das kaum ausgeweint hatte, mußte jetzt eilends zum Hutmacher, einen zu holen. Aber der war noch nicht vom Markt heim und die Frau wußte vor Angst nicht, was machen; sie schickte das Kind jetzt noch zum Dreher, der ihnen schuldig war, er solle doch dem Vater den Gefallen thun, und ihm den seinigen leihen. Aber dieser war schon in der Gemeinde und der Morlauer mußte also in der Kappe in die Gemeinde und sich da wegen des verbrannten Hutes auslachen lassen.

So sehr verwirrte die Tagsgeschichte unter der Linde die Weiber der Dorfmeister in Bonnal. Eine Weile konnten sie vor Verdruß nicht erzählen, wie es auch ihnen während der Zeit gegangen. Dann aber fingen sie doch an, ihren Männern zu erzählen, wie sie den verdammten Hexenmeister, den Hühnerträger Christoph in ihre Ställe und zu ihren Kühen hätten hineinlassen müssen.

Die junge Kalberlederin hielt sich besonders über dieses Unglück auf und sagte, sie habe sich doch verflucht und verschworen das nie zuzulassen, und sie habe es jetzt doch thun müssen: ob ihr das nicht an ihrer Seligkeit schaden könne? Du mußt den Hartknopf darüber fragen, antwortete der Mann. Das will ich auch, sagte die Frau. Ich glaub' dir's, erwiederte der Mann und erzählte ihr dann, daß der Prophet, wie er ihn nannte, in der Gemeinde wegen eines gestohlenen Rockfutters erbärmlich zu Schanden gemacht worden, und setzte hinzu, er wolle ihn mit dem Hund vom Hause wegjagen, wenn er wieder kommen würde. Aber es ist der Frau bei dieser Erzählung beinahe ohnmächtig worden, und bei der Drohung, daß ihr Prophet nicht mehr zum Hause hinzu dürfe, vergaß sie vollends weiter daran zu denken, ob es ihr nicht etwa an der Seligkeit schaden könnte, daß

sie den Schwur wegen des Hühnerträgers nicht hatte halten können.

Viele andere Weiber fragten auch, und einige gar ängstlich, ob denn mit dem Sonntag auch Alles aus sei und ob der Junker dann weiter nicht nachforsche. Einige von den Hochmüthigsten erkundigten sich auch, ob sie jetzt den Hühnerträger als einen ehrlichen Mann gelten lassen und Alles mit der Weide und der letzten Gemeinde liegen lassen sollten, wie es liege, und wie der Junker und ein paar Bettelbuben im Dorf es gern sähen.

Unter dem ärmern Volk aber war's in vielen Stuben gar lustig. Mehr als ein Dutzend thaten Thüren und Fenster zu und verspotteten dann vor ihren Weibern die Herren Vorgesetzten, wie sie den Bettelmann Niggeli und Compagnie hätten um Verzeihung bitten müssen, wie man ihnen einen großen Schelmenbrief vorgelesen und wie sie zu Allem „Es ist so, es ist so" hätten sagen müssen. Der Eine habe das Maul verbissen, der Andere habe es herabgehängt, der dritte habe gezittert, der vierte mit den Füßen gestampft. Viele tranken auf Arners Gesundheit und auf die künftigen Jahre, wo sie, wenn der Junker es forthin so angreife, will's Gott ruhiger Brod haben würden; und einige Weiber und Kinder weinten wirklich Freudenthränen bei diesen Erzählungen.

---

50. Die wahre Regierungs-Weisheit wohnt in Menschen, die also handeln.

Nachmittag legte der Junker der Gemeinde seinen Plan wegen der Weidevertheilung vor, zeigte, was sie nie wußten und nie dachten, daß nämlich vermittelst der reichen Wasserquellen, die jetzt unnütz dalägen und ihr gutes Land nur versumpften, ein großer Theil zu gutem Mattland gemacht werden könne, und bewies ihnen überhaupt, daß durch diese Vertheilung ein jeder Gemeindegenoß 3 bis 400 fl. gutes

zinstragendes Eigenthum erhalten werde. Er nahm die Kosten der Wasserleitung, die sich nach vorläufiger Schätzung auf 7 bis 800 fl. belaufen möchten, auf sich und bestimmte dafür einen Bodenzins, auf eine halbe Juchart Mattland 4 Batzen, um den Zins der 700 Gulden Vorschusses zu vergüten. Er versicherte dabei die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Land dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen dürfe, und erkannte mit äußerster Bestimmtheit das Recht der ihnen gebührenden, unbeschränkten Nutznießung dieses ihnen als vorher unbeschwerten Eigenthums zustehenden Landes, und äußerte sich eben so bestimmt über das Unrecht der herrschaftlichen Anmaßung, von dem durch bessere Cultur in höhern Abtrag gebrachten Lande vom armen Volk mehr Nutznießung zu fordern, als das gleiche Land ihnen bei schlechterer Cultur eingetragen. Er sagte über diesen Punkt wörtlich zu der Gemeinde: Das Land ist euer und ist euch von euern Vorfahren als Gemeingut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlassen worden und ich will nichts weniger, als euch von euerm Land, wenn ihr es gut baut, mehr bezahlen zu machen, als ich davon zu beziehen das Recht habe, wenn ihr es schlecht oder gar nicht baut. Er sagte, einen Augenblick beiseits gehend, dem Glülphi: Der Menschen Anspruch auf Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes Dasein, ist, von Gottes und des Christenthums wegen, höher, als alles Eigenthums- und alles Herrschaftsrecht.[5])

Er war aber auch im Innern seines Fühlens, Denkens und Handelns mehr Mensch, als Herrschaftsherr. Sein Eigenthum und seine Rechte waren in seiner Hand Mittel seiner innern, reinen Menschlichkeit. Er sicherte durch dieselben seinen Angehörigen jeden ihnen erreichbaren Genuß des Lebens und bot ihnen durch sie Mittel an, diesen Genuß sich selbst auf eine Weise zu erhöhen, wie sie ihn, ohne Dazwischenkunft seiner Rechte und seiner Liebe, nicht hätten erhöhen können, und that Alles, ihren Haussegen auch dadurch zu verstärken und für die Zukunft zu begründen, daß

er sie selber, durch eigne häusliche Sorgfalt für seine Zwecke mitzuwirken, hinzulenken suchte. Er rieth ihnen in dieser Rücksicht, die Bäume, die sein Großvater ihnen auf diesem Ried gepflanzt, unter sich zu vertheilen, und bot ihnen an, Jedermann, der schickliche Plätze für junge Bäume habe und ihm verspreche, sie wohl zu besorgen, mit solchen aus dem Schloßgarten zu versehen.

Das Volk, das schon lange diese Bäume ferben sah, erkannte den Vortheil und war gleich bereit zu dieser Vertheilung.

---

51. Ein Kläger, dem die Sonne scheint.

Indem das Volk von Bonnal anfing, von seiner Tagesfurcht vor Arner zu einigem Vertrauen auf ihn zurückzukommen, erschien der Hühnerträger von Arnheim und brachte vor der Gemeinde an, wie er doch sein Lebtag keinem Kind etwas zu Leide gethan und über fünfzig Jahre mit Jedermann in Friede und Liebe gelebt, aber jetzt auf einmal ein Hexenmeister sein sollte und von seinen besten Leuten geflohen würde, wie wenn er die Pest mit sich herumtrüge.

Der Junker sah einen Augenblick herum, was diese Klage jetzt für einen Eindruck auf die Leute machen würde, und sah bald, daß sie ihnen zur Unzeit gekommen und daß sich Viele wirklich schämten. Denn sie steckten allenthalben die Köpfe zusammen und einige sagten laut: Das Hexenwesen wird jetzt bald vergessen sein, weil die Gemeindeweide vertheilt ist.

Der Junker that, wie wenn er's nicht hörte und sagte: Glauben kann ein Jeder von euch, was er will, aber einen Andern mit eurem Glauben zu kränken und ihm Unrecht zu thun, davor will ich euch bewahren. Wenn ihr den Mann unter dem Vorwand, als ob er ein Hexenmeister sei, um sein tägliches Brod bringen und nicht mehr in eure Hühnerställe hineinlassen wollt, so mache ich ihn euch zum Sigrist (Meßner), und dann müßt ihr ihn bei euren Kind-

taufen und Hochzeiten neben euch stehen lassen und ihn noch zu euren Mahlzeiten einladen. Da entstand ein allgemeines Gelächter. Ihrer viele sagten auf einmal: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unsre Küh- und Hühnerställe hineinlassen, als ihn zum Sigrist haben.

Dieses Gespräch brachte den noch lebenden Sigrist fast außer sich. Er sagte zu seinen Nachbarn: Damit, daß er mir mein Amt nehmen und es einem verdächtigen Mann geben würde, wäre denn doch nicht bewiesen, daß er unschuldig ist. Der Junker sah das Gemurmel um den Sigrist herum, und der arme Tropf mußte, ob er wollte oder nicht wollte, jetzt laut wiederholen, was er eben zu seinen Nachbarn gesagt. Der Junker aber erwiederte: Das versteh' ich nicht so. Ich will Niemand Unrecht thun und auch Niemand in Schutz nehmen, der Unrecht hat. Wenn Jemand eine Klage wider den Hühnerträger hat und etwas Gefährliches oder Ungebührliches über ihn weiß, der trete vor, ich will ihm Recht gegen den Mann verschaffen, so weit sein Recht zu gehen vermag. Aber es war kein Mensch, der ein einziges Wort gegen ihn anzubringen vermochte. Da sagte der Junker: Ihr seht doch jetzt, mit welchen Erbärmlichkeiten ihr euch herumtreibt und einander plagt, aber euer Stillschweigen ist mir jetzt nicht mehr genug. Ich meinte, es sollte doch jetzt bald Einem der Vorgesetzten und Angeklagten zu Sinn kommen, offen zu bekennen, daß es mit diesem Verschreien des Hühnerträgers ein abgeredetes Spiel und blos darauf abgesehen war, die Weidevertheilung zu erschweren und zu hintertreiben. Die Vorgesetzten sahen einander an, und der Renold, der unter ihnen saß, bat links und rechts, sie sollten sagen, was an der Sache sei, und sie folgten jetzt das erste Mal in ihrem Leben dem guten Mann. Sie begriffen den Vortheil des Augenblicks, den Junker, den sie nicht meistern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer vier standen auf und bekannten, ja, es sei wahr, sie hätten mit diesem Gerede nur die Weidevertheilung hindern wollen.

Aber der junge Speckmolch, der nahe bei dem Junker stand, sagte zu seinem Nachbar: Es glaubt doch noch fast

die ganze Gemeinde, daß es wahr sei. Der Junker, der das hörte, wandte sich gegen den Mann und sagte: Was sagst du? Und ob er wollte oder nicht wollte, er mußte wiederholen, was er eben gesagt hatte, und da er sah, daß er mußte, sagte er endlich: Wenn es sein muß, so darf ich's keck heraussagen, Junker. Es glauben noch sehr viele Leute in der Gemeinde, es sei Alles wahr, was man über ihn gesagt hat, und man könne es ihm noch beweisen, daß er selber ausgeredet, er habe sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen. Erst gestern hat ein Mann, der jetzt auch in der Gemeinde ist, noch zu mir gesagt, er wollte lieber hundert Rockfutter gestohlen, als nur mit einem Haar in des Hühnerträgers Handel verflochten sein und es sei gewiß tausendmal besser, Rockfutter zu stehlen, als mit dem Teufel einen Bund machen. Er setzte noch hinzu, man möge sich jetzt Mühe geben, wie man wolle, die Sache wegzuleugnen und zu behaupten, es sei einer ein Narr, wenn er's glaube, so sei das gleichviel. Die halbe Gemeinde achte das nicht und glaube, was sie glaube. Indem aber der Mann so von dem allgemeinen Glauben der Leute an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel redete, war in allen Ecken der Gemeinde ein lautes Gelächter über den Vorschlag des Junkers, den Hühnerträger, wenn sie ihn nicht mehr in ihre Küh- und Hühnerställe hineinlassen wollen, zu ihrem Meßner zu machen, daß der Speckmolch selber merkte, der Glaube an diesen Teufelsbund sei den Leuten nicht mehr so warm im Kopfe, wie er geglaubt. Darum sagte er noch zum Junker, ihn gehe aber die Sache nichts an; er habe nur erzählt, was er gehört habe und es sei ihm ganz recht, wenn es nicht sei.

Du siehst doch jetzt, daß die ganze Gemeinde darob lacht und ihn nicht zu ihrem Sigrist will, sagte der Junker jetzt laut, und etliche Bauern antworteten ihm eben so laut: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unsere Küh- und Hühnerställe hineinlassen, als ihn bei unsern Taufen und Hochzeiten neben uns stehen und sitzen lassen.

52. Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bett.

So machte der Junker diesem Glauben des Volks an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel durch einen spaßhaften Einfall ein Ende. Es ist in vielen Fällen gut, Fehler und Thorheiten des Volks auf eine so leichte Weise zu behandeln und das in Spaß zu ziehen, was einer ernsten Behandlung nicht werth oder auch nicht geeignet ist, um Nutzen von ihr zu ziehen. Vielen Menschen thut es weit mehr weh, wegen ihrer Fehler ausgelacht, als nur so halbweg gestraft zu werden. Diese nachsichtige Handlung ist allenthalben gut. Wo die Fehler der Menschen nur aus Schwachheit und Dummheit herkommen und nur Augenblickshandlungen der Selbstsucht einzelner schwacher Menschen sind, da ist diese Manier immer sehr gut. Aber wo solche Fehler von einer kraftvollen Bosheit eingelenkt und unterstützt werden, und auch da, wo sie im Feierkleid eines bürgerlichen Rechts oder im Panzer einer öffentlichen Gewalt erscheinen und durch collectives Zusammenstehen einen eigentlichen Gewaltszustand des Unrechts ausbilden und dadurch demselben eine Art von öffentlicher Weihe ertheilen, unter deren Schutz man ohne Gefahr seine Nebenmenschen beschädigen und um Ehr und Gut und Leib und Leben bringen kann, solche Arten von Vergehungen passen nicht unter die Rubrik von Fehlern, die ein Herrschaftsherr bloß in Spaß ziehen darf.

Der Junker achtete das Verkaufen der Himmelstropfen, mit denen der Treufaug die Vogtin vergiftet hatte, für eine Art solcher Vergehungen, derenthalben sich durchaus nicht mit dem Volk spaßen lasse. Als der Hans jetzt aus dem Pfarrhause unter die Linde kam und dem Junker und dem Pfarrer sagte, die Vogtin glaube jetzt selbst, daß sie von des Treufaugs Tropfen vergiftet sei, und wünsche, daß ihr Mann noch zu ihr heimgelassen würde, ehe sie sterbe, so verließ den Junker die gute Laune über das Hexenwesen mit dem Hühnerträger plötzlich und er rief mit einer Stimme, wie

ich ihn noch nie gehört, ob der Henkerstropfenverkäufer nicht in der Gemeinde sei. Seine Nachbarn antworteten, nein, er sei nicht da, er sei zu Haus.

Auf der Stelle rief der Junker dem Weibel und befahl ihm, hinzugehen und ihm zu sagen, daß er diesen Augenblick hieher komme.[6])

Der Treufaug hatte, wie gewohnt, heute viel getrunken und stand müßig und etwas schläfrig unter seinem Fenster, als er den Weibel gegen sein Haus kommen sah. Er rief ihm zum Fenster hinaus, was er bei ihm wolle.

Weibel. Du sollst auf der Stelle unter die Linde kommen, der Junker befiehlt es.

Treufaug. Und warum das?

Weibel. Ich denke, es sei wegen der Vogtin und deiner Himmelstropfen.

Sobald der Treufaug das hörte, erschrak er und sagte zum Weibel: Du weißt, wenn es auf den Abend geht, so ist es für mich zu spät, über so etwas Red und Antwort zu geben; sage doch dem Junker, ich läge schon im Bett und es sei mir gar nicht wohl, aber ich wolle morgen oder übermorgen ins Schloß kommen, wenn er wolle. Der Weibel, der den Treufaug haßte, brachte dem Junker die Antwort eben wie er sie ihm gegeben, nämlich, er habe ihm zum Fenster heraus und in der Perücke geantwortet, er sei krank, liege im Bett u. s. w. Aber der Junker, der sich die Frechheit dieser Antwort mit derjenigen, die Leute ungestraft im Rausch mit den Himmelstropfen morden zu dürfen, in einigem Zusammenhang dachte, verstand jetzt keinen Spaß, er sagte dem Weibel spöttisch, aber bitter lachend: Bringt mir den Mann, damit ihm sein Spaziergang unter die Linde nicht etwa weh thue, im Bett und auf der Tragbahre, wie er geht und steht, mit der Perücke auf dem Kopf und auf keine andere Weise, als auf diese, hierher, er mag dazu sagen, was er will.

Es ahnte aber auch dem Treufaug Böses wegen seiner Antwort. Sobald der Weibel fort war, nahm er sein altes Perspectiv von der Wand und guckte auf den Gemeindeplatz

hinunter, zu sehen, wie der Weibel mit dem Junker redete, und merkte augenblicklich seinem Mund an, daß er das Gespött mit ihm treibe. Das erschütterte ihn, wie wenn er das Fieber hätte, und da er jetzt noch gar den Harschier zum Junker hervortreten sah, fiel ihm das Fernglas fast aus der Hand und zum Fenster hinaus. Was ihm in der Angst zu Sinn kam, war, er müsse ins Bett, damit er darin sei, wenn allenfalls der Harschier kommen sollte. Aber ehe er ging, nahm er das Fernglas noch einmal, und sah jetzt viele Leute mit Tragbahren beim Junker stehen. Es däuchte die jungen Burschen lustig, den Herrn Doctor im Bett unter die Linde zu bringen. Sie sprangen zu Dutzenden und brachten die Menge Tragbahren.

So viel Tragbahren müssen etwas anderes bedeuten, dachte der Doktor, athmete wieder etwas leichter und ging nicht ins Bett, sondern in den Keller, in einer Weinflasche Trost wider seinen Schrecken zu suchen. Er hatte sie aber kaum heraufgebracht und auf den Tisch gesetzt, so pochten der Flint und die Burschen mit der Tragbahre an seine Thür; da ward ihm grün und schwarz vor den Augen, als er den Harschier, die Tragbahre und das nachlaufende Volk vor seiner Thüre sah. Was wollt ihr hier mit eurer Tragbahre? rief er stotternd vom Fenster hinunter. Wir müssen dich darauf zum Junker tragen, antworteten die Träger. Die jungen Burschen, die mitliefen, erhoben ein lautes Gelächter. Aber der Flink rief ernsthaft: Macht uns auf, ihr müßt mit uns.

Der Treufaug, beinahe ohne zu wissen, was er that, zog die Thür auf. Sie gingen hinauf und der Flink berichtete ihm in Form und Ordnung, was jetzt sein müsse. Er aber fluchte und sagte, er vermöge ja zu zahlen und wenn's 1000 fl. kostete und mehr, wenn er etwas verfehlt; er lasse sich nicht so behandeln. Die jungen Burschen antworteten ihm, der Junker thue das nur, ihn zu schonen, weil er gehört, das er krank sei und im Bett liege. Der Flink aber sagte, er solle Vernunft brauchen und gutwillig thun, was sich nicht ändern ließe. Aber der Treufaug war

wie wüthend und fluchte, daß er nicht so mit sich umgehen und sich nicht auf der Tragbahre unter die Linde tragen lasse.

Zuletzt war der Flink müde und sagte, wenn er nicht gutwillig kommen wolle, so müsse er ihn binden. Bei Gott, sagte der Treufaug, probir' es Einer und rühr' mich an, er wird erfahren, was ihm begegnet. Ohne ein Wort zu antworten, faßte ihn jetzt der Flink so tüchtig beim Arm, daß er das Messer, das er eben in der Hand hatte, fallen ließ und schrie: Jesus! Jesus! Ich habe eine Fontanelle am Arm, laßt mich doch gehen. Der Harschier antwortete, wenn er freiwillig thue, was jetzt sein müsse, so wolle er ihn nicht anrühren. Da setzte sich der Doctor heulend und schluchzend auf die Matratze, die der Harschier schon auf die Tragbahre gelegt; dann deckten sie ihn noch mit seinem Oberbett und trugen ihn so fort. Er aber hüllte sein Gesicht mit sammt der Perücke unter die Decke, da sie ihn so durchs Dorf trugen. Am Ende des Dorfs aber mußte er sich doch Luft machen, denn er war fast erstickt unter der Decke.

---

53. Ein aufgelöstes Räthsel, und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder.

Die zwei Männer, die ihn trugen, hießen Kühnerfridli und Reutihans. Sie waren aber noch nicht weit, so that auf einmal dem Kühnerfridli der Arm weh und im Augenblick kam ihm in den Sinn, daß der Treufaug gesagt, es solle Einer versuchen, ihn anzurühren, er werde dann sehen, was ihm begegne. Der Doctor schien ihm jetzt zehnmal schwerer, als im Anfang, und der Kopf war schon voll von Gedanken, er werde aufs wenigste für seinen Lebtag am Arm lahm bleiben. Schweißtropfen liefen ihm über Stirn und Nase herab, da er ihn abstellte. Jetzt griff er sogleich mit der Hand an den Ort, wo der Schmerz herzukommen schien, da fand sich, daß ein großer messingener Knopf ihm gerade zwischen das Tragband und die Schulter zu liegen kam.

Er sah die Ursache seines Schmerzes, athmete wieder freier und trocknete den Schweiß von der Stirn.

Da sie jetzt den Doctor unter der Linde abstellten, war ein unbändiges Gelächter unter dem Volk; aber der Treufaug sprang, so besoffen als er war, wüthend aus seiner Bettdecke heraus und sagte, den Junker und wer da stand, nicht achtend, so gehe man mit keinem Hund, geschweige mit einem Menschen um.

Der Junker war, vom Gelächter des umstehenden Volks hingerissen, nicht in der Laune, das ihm übel aufzunehmen, sondern sagte ihm nur: Du stirbst doch nicht davon, wie die Vogtin von deinen Tropfen, und fuhr dann ernsthafter fort: Ich habe dir schon einmal verboten, deine Henkerstropfen zu gebrauchen; jetzt verbiete ich dir es nicht mehr; brauch' sie, so viel du kannst, und tödte meinethalben mit ihnen so viel Leute, als sich gern von dir wollen tödten lassen; aber wenn Jemand unter deinen Händen stirbt, so mußt du ihm sein Grab machen. Da du aber alt, abgesoffen, und vom Husten geplagt bist, daß du nicht mehr graben kannst, so kannst du in diesem Fall einem Taglöhner deinen grauen Rock mit den vielen Knöpfen und deine schwarze Perücke leihen und er darf in diesem Aufzug für dich das Grab machen, aber du mußt auf einer Bank neben ihm sitzen und ihm zusehen, bis er damit fertig ist; verschweigst du mir aber Jemand, der unter deinen Händen gestorben, so setze ich dich an den Schatten und sorge dann sicher dafür, daß du mit deinen Tropfen Niemand mehr ins Grab bringst.

Damit ließ er ihn jetzt heimgehen, und sagte nur noch: Wenn du etwa in dem Zustand, in dem du jetzt bist, nicht alles verstanden hast, was ich zu dir gesagt habe, so kannst du morgen, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen, bei diesen Nachbarn, die Alles gehört haben, dir darüber Raths erholen.

54. Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.

Arner entließ jetzt die Gemeinde und sagte zu den umstehenden Nachbarn: Ich habe heute Vieles wieder erfahren und gelernt, Gott gebe, daß ich es zu meinem und eurem Heil recht benutze, und auch ihr habt Vieles gehört und gesehen, und Vieles lernen können, das ihr zu Herzen nehmen und benutzen könnt. Er redete noch eine Weile mit dem Glülphi und dem Pfarrer, und ritt dann heim in seine Burg. Im Angesicht derselben glänzte die untergehende Sonne ihm entgegen. Er erinnerte sich ihres Aufgangs und seiner Morgenbitte und sagte: Gottlob, ich kann sie mit frohem Herzen untergehen sehen! Und die letzten Stunden des Tags waren ihm Wonne.

Noch nie hatte er in der Umarmung seines Weibes und seiner Kinder sich edler und größer gefühlt.

---

55. Es nahet ein Todbett.

Seitdem der Vogt am Morgen von seiner Frau weg wieder ins Pfarrhaus gekommen, verschlimmerte sich ihr Zustand von Stunde zu Stunde so, daß sie selber fühlte, es könne kaum mehr als noch ein paar Tage gehen, daß sie sterben müsse. Sie begehrte noch von ihrem Manne Abschied zu nehmen und der Pfarrer schickte ihn eilend zu ihr hin.

Als er kam, weinte er überlaut. Sie bat ihn, ruhig zu sein, nahm von ihm Abschied und sagte noch: Verzeih mir, was ich dir Unliebes und Böses gethan! Er erwiederte: Es ist an mir, dich um Verzeihung zu bitten. Ich bin am Elend deines Lebens Schuld.

Vogtin. Es ist ja jetzt überstanden. Bitte Gott für mich, daß er mich zu sich nehme, und freue dich, daß ich jetzt dieses Lebens los werde. Ich würde dir jetzt selber noch zur Last werden.

Ach Gott! Ach Gott! Sag' doch das nicht, es zerschneidet mir das Herz, erwiederte der Vogt, und im Augenblick da-

rauf trat der gute Pfarrer in ihre Stube. Das Gespräch brach sich ab. Die Frau streckte ihre sterbende Hand nach ihm aus und faßte sie mit einer Kraft, wie eine gläubige Seele im Geist ihren Heiland umfaßt. Er saß schweigend neben ihr da, aber sein Auge, das Liebe und Trost aussprach, blickte sie unverwandt an. Er legte ihr das Kopfkissen zurecht, er trocknete ihr den Schweiß von der Stirn, er machte ihr mit seinem eigenen Tuch den Mund rein. Zwischen diesen Thaten der Liebe hinein redete er einige Worte des Glaubens und der Hoffnung, sagte einige Trostsprüche der Bibel und sprach erhebende Worte des Gebets aus, die die Sterbende nachsprach.[7])

Auch diesmal schien sie sich etwas wieder zu erholen, und als der Pfarrer sie jetzt einen Augenblick schmerzenlos und ruhig daliegen sah, äußerte er den Wunsch, daß sie die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, noch ehe sie stürbe, vor ihr Bett kommen lassen und sie um Verzeihung bitten möchte. Die Vogtin erwiederte, sie thäte das so gern und hätte auch schon daran gedacht, aber sie fürchte, die armen Leute hätten zu viel Unwillen gegen sie in ihrem Herzen, als daß sie ihr noch den Gefallen thun würden, zu ihrem Todbett zu kommen.

Der Pfarrer erwiederte: Fürchte das nicht. Ich bin sicher, sie werden von Herzen gern kommen, wenn du es begehrst.

Jetzt wandte sich die Vogtin an ihren Mann und sagte: Es läßt mich leichter sterben, wenn sie kommen; nicht wahr, du gehst zu ihnen und bittest sie darum?

Pfarrer. Er kann jetzt nicht von dir gehen. Ich will den Klaus herumschicken, sie zu bitten.

Vogtin. Wenn er's gern thut, Herr Pfarrer, so laßt ihn doch gehen.

Und der Vogt, den die Frau jetzt wehmüthig ansah und die Hand drückte, ward auch gerührt. Er stand auf und sagte: Ich will gehen; es ist recht, daß ich gehe, sie darum zu bitten, und Niemand anders. Und der Pfarrer wandte nichts mehr dagegen ein. Der Vogt hatte Thränen

in den Augen, da er zu den Armen hinging. Auch rührte diese sein Anblick, sobald sie ihn sahen, und ihre Antworten waren allgemein freundlich und schonend.

Sag' doch deiner Frau, sie soll unserthalben nur ruhig sterben, sagte der Eine. — Es ist ja jetzt Alles vorbei, und was vorbei ist, daran denke ich nicht mehr, sagte der Andere. — Es ist ja nicht nöthig, daß sie sich mehr Kummer mache; ich wünsche ihr von Herzen alles Gute und ein seliges Ende. — Es ist ein Jammerthal auf Erden. Wir thun alle zusammen viel Böses. Sie soll sich doch unseretwegen nicht grämen. — Sie hat mir dann und wann auch etwas Gutes gethan und mir in der Noth, weiß Gott, ein paarmal geholfen, ohne daß du es wußtest. — So freundlich gaben die armen Leute dem Vogt, der jetzt demüthig vor ihnen stand, Antwort und alle sagten: Ja, ja, wenn es sie freue, so wollten sie morgen kommen, und alle wünschten ihr eine leichte ruhige Nacht, und, wenn's Gottes Wille sei, gute Besserung.

Nur die Hoorlacherin zitterte, als er zu ihr kam, und sagte: Ich will ihr gern verzeihen, wenn nur meine Kinder in meinem Elende nicht zu Grund gehen. Der Vogt stand sprachlos vor ihr und antwortete nichts. Im Augenblick nahm die Hoorlacherin ihr Wort zurück und sagte: Vogt, ich will dich in deinem Unglück nicht kränken. Das Wort ist mir nur so entfahren. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen. Sag' deiner Frau, ich verzeihe ihr gern und wolle gern zu ihr kommen.

---

56. Die Liebe besiegt Alles.

Als der Pfarrer die Vogtin verließ, ging er noch zum Treufaug. Aber als er die Thür aufthat, fuhr ihn dieser an und fragte, was er jetzt noch bei ihm wolle.

Euch für einmal einen guten Abend wünschen, erwiderte der Pfarrer liebreich und bot ihm die Hand, aber sah ihn dabei doch steif an. Der Doctor fing bald an freundlicher

zu werden, leerte den besten Stuhl, den er in der Stube hatte, von Kräutern, die darauf lagen, und bat den Pfarrer, sich darauf niederzusetzen. Eine Weile war das Gespräch unbedeutend, aber da jetzt der Pfarrer von der Vogtin zu reden anfing, kam der Treufaug augenblicklich in Eifer und sagte: Ich habe zum Voraus gedacht, ihr würdet mir damit kommen; aber man thut mir Unrecht; kein Doctor in der Welt kann es verantworten, wenn ihm ein Patient stirbt.

Pfarrer. Aber eure Himmelstropfen setzen den Menschen zwischen Leben und Tod.

Treufaug. Alle guten Arzneien müssen angreifen, und ihr versteht das nicht, worüber ihr redet.

Pfarrer. Ich behaupte nicht, daß ich die Heilkunst verstehe, aber ich fürchte, ihr versteht sie auch nicht.

Treufaug. Ihr habt euch nicht darein zu mischen. Ich habe nie gehört, daß ein Pfarrer dazu da sei, den Aerzten in ihr Handwerk zu reden und Rath zu geben.

Der Pfarrer wollte ihn freundlich zum ruhigen Anhören hinlenken, aber der Treufaug wurde immer heftiger und redete von seinem Recht, Alles, was Krankensache angehe, allein und nach seinem Gewissen zu beurtheilen und zu behandeln, mit einer solchen Derbheit, daß der Pfarrer endlich die Geduld verlor und ihm antwortete, kein Vieharzt habe das Recht, ein Stück Vieh mit seinen Arzneimitteln also auf Gerathewohl hin zwischen Tod und Leben zu setzen.

Der Treufaug erwiderte, er sei kein Vieharzt.

Pfarrer. Aber unendlich mehr als ein Vieharzt schuldig, zu wissen, was ihr Kranker halber zu thun oder nicht zu thun habt.

Treufaug. Das weiß ich auch, so gut als irgend ein Anderer.

Pfarrer. Nein, ihr geht gewiß nicht gewissenhaft mit euren Kranken um.

Treufaug. Das laß ich mir nicht sagen.

Pfarrer. Ihr müßt es euch sagen lassen, denn es ist wahr.

So ging das Gespräch eine Weile fort. Der Treufaug

ward immer gröber. Endlich war der Pfarrer müde und sagte ihm: Mein Amt und meine Pflicht befehlen mir, euch zu sagen, daß ihr ein gewissenloser Mann seid, und ich habe sichere Nachricht, daß ihr an dem Abend, wo euch die Vogtin zu sich rufen ließ, in einem Zustand gewesen, in welchem kein kluger Bauer von einem Vieharzt eine Arznei für sein Pferd oder für seinen Stier mit Vertrauen annehmen würde, und in diesem Zustand habt ihr ihr eure Tropfen gegeben, und jetzt, seitdem es gefehlt, habt ihr sie seit drei Tagen liegen lassen, ohne sie auch nur zu besuchen. Ich sage noch einmal, so geht kein ehrlicher Vieharzt mit einem Stück Vieh um.

Er wollte sich jetzt noch entschuldigen, aber der Pfarrer unterbrach ihn schnell und sagte: Ich habe jetzt genug mit eurem Gerede; die Vogtin wird sterben, und wenn man sie aufschneidet, so wird es sich zeigen, daß ihr sie vergiftet.

Sobald das Wort aufschneiden dem Pfarrer zum Mund heraus war, entfiel dem Treufaug aller Muth. Er wußte nicht, was er sagte, und stotterte endlich die Worte: Vom Aufschneiden wird doch keine Rede sein?

Der Pfarrer erwiderte: Wenn ihr euch nicht anders benehmt, so ist's nothwendig, daß man sie aufschneide, und ich werde darauf dringen, daß man es thue.

Jetzt sagte der Treufaug: Ihr seid doch auch gar zu sehr wider mich, Herr Pfarrer.

Pfarrer. So lange ihr euch nicht erkennt und in euch selber geht, so muß ich gegen euch sein, wie ich bin.

Treufaug. Was wollt ihr denn, daß ich thun soll?

Pfarrer. Ich will, daß ihr nicht mehr heilt, oder wenigstens die Himmelstropfen Niemand mehr gebt.

Treufaug. Ich habe doch Leuten geholfen, denen sonst Niemand hat helfen können, und mit Arzneimitteln, die sonst Niemand hat. Soll ich nun diese in die See werfen oder mit mir ins Grab nehmen?

Pfarrer. Ich will das eben nicht fordern.

Treufaug. Nun, was fordert ihr denn?

Pfarrer. Ich meinte, ihr solltet einen verständigen Arzt suchen, ihm eure Erfahrungen mittheilen und eure Arzneien offenbaren.

Treufaug. Das heißt, ich solle mir das Stück Brod, das ich mir mit meinen Arzneien verdienen kann, aus dem Mund nehmen lassen und es einem Andern geben. Und ist mir das zuzumuthen, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ihr könnt vor Gott und mit gutem Gewissen nicht sagen, daß ihr ohne Gefahr für das Leben eurer Mitmenschen euer Doctorwesen so forttreiben könnt, wie ihr es bisher getrieben, und ihr wisset, in welche Gefahr ihr kommt, wenn man die Vogtin aufschneidet.

Das wiederholte Wort aufschneiden erschreckte ihn aufs Neue. Er sagte: Aber, Herr Pfarrer, warum kommt ihr doch immer mit eurem Aufschneiden?

Pfarrer. Ihr zwingt mich dazu, wenn ihr in eurem Beruf fortfahren wollt, wie bisher.

Jetzt schwieg der Treufaug und sah ihn nicht erbittert, sondern wirklich bewegt an. Da sagte der Pfarrer: Lieber Mann! Ihr müsset auch sterben, wie die Vogtin jetzt stirbt, und möchtet ihr auf eurem Todbett es noch auf eurem Gewissen haben, daß ihr auch von heute an noch mehr Menschen wider euer Wissen und Gewissen mit euren Arzneien ins Grab gebracht? Möchtet ihr nicht lieber etwas Gutes gethan und für die Wohlfahrt der Andern auch etwas aufgeopfert haben?

Jetzt sagte der Treufaug: Ja, wenn man so mit mir umginge und redete, so würde ich das vielleicht nicht weit wegwerfen, was ihr zu mir sagt. Ich vermag zuletzt zu leben, ohne eben viel mit diesen Tropfen zu gewinnen. Aber der Junker ist mit mir umgegangen, wie man mit keinem Hund umgehen sollte; es muß ja den Menschen zur Verzweiflung bringen, wenn man ihn behandelt, wie er mich behandelt hat.

Der Pfarrer erwiderte: Ich glaube selbst, der Junker sei in der Art, wie er euch behandelt, zu weit gegangen, und ich kann nichts weniger als sagen, daß die Tragbahren-

geschichte und auch das Grabmachen, zu dem er euch verurtheilt hat, mir sehr gefalle, aber das Eine ist jetzt geschehen und ihr müßt es in Gottes Namen vergessen, über das Andere will ich mit dem Junker reden und ich hoffe, ich werde ihn darüber wohl auf andere Gedanken bringen können.

Der Treufaug erstaunte über diese Aeußerung und sagte: Wollt ihr das thun, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Gewiß und von Herzen gern.

Treufaug. Ich habe nicht geglaubt, daß ihr es so gut mit mir meint, und ich muß es sagen, ich bin wegen der Vogtin selber jetzt nicht recht mit mir zufrieden, und ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die drei Tage über nicht mehr zu ihr gegangen.

Der Pfarrer erwiderte ihm, daß es ihn freue, daß er hierin seinen Fehler erkenne, und munterte ihn auf, von nun an in seiner Lage christlich und vernünftig zu handeln. Der Treufaug widersprach kein Wort mehr, und der Pfarrer fing jetzt an, von der Vogtin zu reden, wie bußfertig sie noch vor ihrem Ende geworden, und wie sie sich vorgenommen, morgen früh alle Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, noch vor ihr Bett kommen zu lassen und sie um Verzeihung zu bitten.

Der Treufaug war jetzt von seinem Unverstand und von seinen bösen Launen so weit zurückgekommen, daß er dem Pfarrer sagte, er möchte doch dieser Abbitte der Vogtin gern zusehen. Der Pfarrer erwiderte, es könnte ihr Verdruß machen, ihn, nachdem er so lange nicht mehr zu ihr gekommen, bei diesem Anlaß zu sehen. Er erwiderte, er wolle nur in die Nebenkammer hinein, wo er Allem zusehen könne, ohne daß sie ihn sehe.

Das mochte jetzt der Pfarrer wohl leiden. Er hoffte, der Anblick dieses Auftritts werde ihn so rühren, daß er ihn in seinen guten Vorsätzen noch weiter bringen könne. Damit nahm er von ihm Abschied.

57. Menschlichkeit im niedern, ich möchte fast sagen, im verworfenen Volk.

Der Morgen dieses Auftritts und zugleich der Morgen ihres Todestages war da. Sie erwachte nach einem erquickenden Schlummer, und sah sinnend aus ihrem Bette in die Sonne, die ihr nun zum letzten Mal auf dieser Welt aufging. Jenseit des Grabes wartet meiner eine bessere Sonne, war der Gedanke, den sie bei diesem Anblick hatte.

Gertrud war vor ihrem Erwachen schon bei ihr und milderte ihr jeden Augenblick die Leiden ihres schmerzhaften Lagers; bald trocknete sie ihr den Schweiß von der Stirn, bald legte sie ihr Kopfkissen zurecht, bald kehrte sie sie auf die linke, bald auf die rechte Seite; sie reinigte die Luft ihrer Stube mit Essig und stellte alle Stühle und Bänke, die im Hause waren, den Armen, die nun kommen sollten, zurecht.

Als sie einst die Sterbende so sanft umkehrte, sagte diese: Die Hand des Gottlosen ist überall hart; und ohne dein Herz, Frau, könntest du mich gewiß nicht umkehren, daß es mir so wenig weh thäte. Ich spüre auch hierin, was mir in meinem Leben gefehlt.

Der Treufaug kam mit dem Pfarrer. Gertrud sah ihn von ferne, erschrak und sagte zu sich selbst: Was will der in dieser Stunde? Sie stand auf mit dem Vorsatz, dem Pfarrer zu sagen, er solle ihn zurückschicken. So ging sie vor die Thür und der Pfarrer sah, was sie wollte, und sagte: Er will nur in der Nebenstube zusehen, ohne daß ihn Jemand sieht. Dann mag ich's wohl leiden, sagte die Gertrud, ließ ihn hineingehen und führte den Pfarrer zur Sterbenden.

Es schlug bald darauf 8 Uhr und die Armen, die sie zu ihrem Todbett berufen, kamen fast alle auf den Schlag mit einander zu ihrem Haus und warteten daselbst, bis alle bei einander waren, weil sie glaubten, das viele Auf-

und Zuthun der Stubenthüre könnte ihr bei ihrer Todesnähe noch beschwerlich fallen.

Der Pfarrer ging zu ihnen hinaus, dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit, den Wunsch der sterbenden Vogtin noch zu erfüllen, und bat sie dann, so still als immer möglich hineinzukommen. Jetzt zogen viele Männer und Weiber, die in ihren Holzschuhen dastanden, dieselben ab, nahmen sie in die Hand und folgten dem Pfarrer baarfuß in die Stube hinein. Es waren ihrer bei vierzig Personen, Männer, Weiber und Kinder.

Die Vogtin sah Eins nach dem Andern, wie sie hereinkamen, steif an und bewegte gegen ein Jedes ihr sterbendes Haupt. Die Armen erwiederten ihr den Gruß alle mit freundlichem Nicken und hatten meistens Thränen in den Augen, aber Keines redete ein Wort. Die Hoorlacherin sah aus wie der Tod. Die Vogtin sah sie, zwei Kinder, die vom Hunger und Mangel zeugten, auf ihren Armen, und ihre zerrissenen Schuhe in der Hand, vor sich stehen, und gebeugt, aber geduldig nach ihr hinblicken und dann ihr Aug gen Himmel erheben. Die Sterbende zitterte bei diesem Anblicke und nahm ihren Mann bei der Hand. Dieser verhüllte sein Angesicht in die Decke ihres Bettes.

Die Vogtin erholte sich wieder. Sie hatte, seitdem sie erwacht war und die vorige ganze Nacht fast keinen andern Gedanken gehabt, als was sie diesen Unglücklichen noch sagen wolle und sagen müsse. Sie bat sie jetzt, sich zu setzen, und jedes suchte still das nächste Plätzchen, und Männer und Weiber nahmen die Kinder auf den Schoß.

---

58. Worte einer Sterbenden.

Dann sagte die Frau: Gott grüß euch, ihr lieben, armen, so oft von uns gedrückten und gedrängten Leute! Lohn's euch Gott, daß ihr euch meiner noch erbarmet, und jetzt, da ich euch nöthig habe, zu mir kommt. Ich hab' es nicht

um euch verdient! Wenn ihr in Noth und Elend zu mir kamet, so verschloß ich mein Herz vor eurem Jammer. Ich achtete den Hunger und Mangel, der aus euren Augen redete, wie nichts, und sah nur den Pfenning, der in eurer Hand war. Ich sparte den Tropfen im Glas, der euch gehörte, ich leerte das Maß nicht aus, in dem euer Mehl war, ich nahm den Rahm von der Milch, die ihr für eure Kinder kauftet, von Brod und Butter, von Wein und Fleisch gab ich euch nie das volle Maß und Gewicht und zwang euch, von mir theurer zu kaufen, was euch andere wohlfeiler gegeben hätten.

Um der Sünde unsers Hauses willen seid ihr alle, und noch Hunderte, die nicht da sind, unglücklich geworden. Um unserer Sünde willen haben die Kinder des Dorfs ihre Eltern, die Dienstboten ihre Meister, die Weiber ihre Männer bestohlen und den Raub in unser Haus gebracht. Darum sind wir elender geworden, als alle Menschen. —

Viele von euch litten die Strafe des Diebstahls, und haben für uns gestohlen. Viele litten den Unsegen ungehorsamer Kinder, und sind um unsertwillen ungehorsam worden. Viele verzweifelten, weil sie bei uns verführt worden. Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zu Grunde gerichtet und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserm Haus Fallstricke gelegt worden! —

Es ist noch viel mehr, ich kann's nicht aussprechen — ich kann's nicht mehr ändern. Wir haben Gottes und seines Wortes vergessen, wir haben den Glauben verleugnet, wir haben die Liebe verloren und wußten nicht mehr, was Beten und Bußethun ist.

Jetzt fing sie plötzlich in ihrer Rede an zu stocken und sagte: Mein Kind, mein armes Kind, als es auf dem Todbette lag, hat noch das letzte Wort der Erbarmung zu uns geredet, aber wir vergaßen es bald und lebten wie vorhin.

In diesem Augenblick warf sie ihren Blick auf die drei schwarzen Finger des Vogts. Entsetzen ergriff sie. Ihre Sinne verloren sich, ihr Auge verwilderte sich, ihre Lippen bebten, sie rief plötzlich mit einem Schrei: Ich hab' es

verdient, sie enthaupten mich! — Bete ein Jedes ein gläubiges Vaterunser für mich! —

Entsetzen ergriff jetzt alles Volk. Unwillkührlich stand Alles von den Sitzen auf und sprang gegen ihr Bett zu, wie wenn es ihr helfen wollte. Die Verwilderung des Augenblicks war aber bald vorüber. Sie war nicht mehr außer sich, sie lag nur ohnmächtig, aber still und ruhig auf ihrem Bett. Der Pfarrer fiel jetzt mitten unter den Armen auf seine Kniee für die arme Sterbende, und als er sein kurzes Gebet geendet, sagte er noch: Sie hat euch alle um ein gläubiges Vaterunser gebeten, sprechet mir alle laut nach. So betete er mit allen Armen laut das heilige Vaterunser. Es war, wie wenn sie es hörte, ihr Gesicht erheiterte sich sichtbar, ob sie gleich nicht erwachte. Dann gab der Pfarrer den Armen das Zeichen, daß sie nun gehen sollten. Sie gingen jetzt still weg. Kein Auge war ohne Thränen. Selbst die Kinder auf den Armen der Mütter hatten Thränen in den Augen.

Der Pfarrer fand den Treufaug in der Kammer so durch und durch bewegt, daß er ihm von freien Stücken sagte, er könne es nicht aushalten und wolle in Gottes Namen seinem Rath folgen. Er bat den Pfarrer, die Vogtin für ihn um Verzeihung zu bitten, und dieser, um ihn in seinen Entschlüssen noch mehr zu befestigen, bat ihn, nächster Tage zu ihm zu kommen und mit ihm zu Mittag zu essen.

---

59. Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

Ein alter Mann sagte noch viele Jahre nachher über diesen Vorfall: Ich saß auch da mitten unter den Leuten; aber ich kann's nicht ausdrücken und nicht beschreiben, wie uns allen zu Muthe war, als sie ohnmächtig vor uns hinsank.

Geist des Herrn! Der du wie ein Wind wehst und wie ein Feuer brennst, die Herzen der Menschen zu lenken, du segnetest und heiligtest die Worte der Sterbenden, daß

die Schaar der Armen, die gestern noch über sie seufzten und Rache schrien und bitter redeten, jetzt für sie jammerten, wie für eine Geliebte, und ihre Liebe suchten, wie die Liebe einer Schwester, und ihren Segen wünschten, wie den Segen einer Mutter.

Geist des Herrn! Der du die Menschenworte segnest, daß sie werden wie Worte Gottes, ruhe ewig auf den Worten dieser Sterbenden, daß ihr Licht nicht erlösche und ihre Kraft nicht verschwinde, so lange Reiche auf Erden drücken und Arme leiden werden.

Meine Seele preise den Herrn und mein Geist lobe seinen Namen, denn er hat der Sterbenden Barmherzigkeit bewiesen, er hat ihr ihre Sünden verziehen und ihre Missethat ausgelöscht. Ihre Armen beten für sie; selbst die Thränen des Unmündigen auf dem Schoße der Eltern beten für sie zum Herrn. Preise meine Seele den Herrn, und lobe, o mein Geist, seinen Namen!

---

60. Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Im Heimgehen von der sterbenden Vogtin führte der Weg die Hoorlacherin neben dem Renold vorbei. Dieser saß eben in Gedanken vertieft vor seinem Hause. Die Vorfälle dieser Tage lagen ihm schwer auf dem Herzen. Am meisten machte ihm das Wort Mühe, das der Junker zu ihm gesagt, der Hummel und die Vorgesetzten hätten sehr oft seinem Großvater, wenn ihm dies oder jenes, das sie gethan hatten, nicht ganz in der Ordnung schien, geantwortet, er kenne doch den braven Renold, und wenn etwas Krummes und Unrechtes dahinter gesteckt hätte, so hätte dieser nicht Theil daran genommen. So diente ihnen, sagte er jetzt zu sich selber, mein guter Name und mein

Stillschweigen zu einem Rückhalt, hinter dem sie ihre schlechten Streiche noch verbergen konnten. In diesen Gedanken vertieft, sah er die Hoorlacherin mit ihren drei Kindern nahe bei sich. Er meinte, sie wolle ein Almosen von ihm bitten. Sie that es nicht, grüßte ihn nur, aber sie hatte Thränen in den Augen. Er wußte, daß sie von der Vogtin kam und sagte zu ihr: Bist du auch bei ihr gewesen? — Ja, Gott Lob! sagte die Hoorlacherin.

Der Renold sagte: Du wirst viel davon haben! — Ihr Elend ging ihm nämlich so zu Herzen, daß ihm dieses unvorsichtige Wort entschlüpfte. Die Hoorlacherin aber antwortete: Ja, ich habe viel davon. Wenn sie mich auch doppelt elend gemacht hätte, ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß ich nicht bei ihr gewesen wäre. Ich habe jetzt erfahren, wenn man in seinem Herzen aufgemuntert und beruhigt wird, so ist's mehr, als wenn man gegessen.

Der Renold konnte es fast nicht begreifen, daß sie in ihrem Elend so sprechen konnte, und sie mußte ihm jetzt Alles umständlich erzählen, was in dieser Stunde bei der Vogtin vorgefallen. Er hörte mit großer Rührung zu, und als sie nun fertig war, sagte er: Warte jetzt noch einen Augenblick, ich will und muß dir zeigen, daß mir ihr Todbett auch zu Herzen geht. —

Dann ging er zu seiner Frau in die Stube und sagte: Frau, ich habe im Sinn, der Hoorlacherin wieder zu ihrem Haus zu verhelfen. Du kannst nur vier oder fünftehalb hundert Gulden in die Hand nehmen, wenn du das im Sinn hast, sagte die Frau. Und der Renold: Ich weiß wohl, so viel haftet darauf.

Frau. Und willst es doch?

Renold. Ja.

Frau. Das wär' ein Almosen, man könnte hundert daraus machen.

Renold. Es liegt mir am Herzen, wie kein anderes.

Frau. Ich könnte nicht sagen, daß es mir gefiele.

Renold. Frau, ich habe mein Gewissen in des Vogts Haus oft beschwert und mitgegessen und mitgetrunken, wo

ich nicht hätte trinken sollen, und geschwiegen, wo ich hätte reden sollen; und ich möchte gern zeigen, wie ich darüber denke. Du weißt, wenn es 4000 Gulden gälte, wie 400, ich könnte es ja thun.

Frau. Wenn du's also ansiehst, so thu' in Gottes Namen, was du willst und was du glaubst, das recht sei.

Es freut mich, daß du nicht dawider bist, ich hätte es auch nicht gern gegen deinen Willen gethan, sagte der Renold und erzählte ihr dann noch ein paar Worte von der Vogtin Todbett. — Das rührte die Frau sehr, und er ging jetzt hinaus und sagte der Hoorlacherin, was er ihr thun wolle.

Es übernahm die Frau, daß sie einen Augenblick nicht reden konnte. Er sah ihre innere Bewegung, die sie stumm machte. Jetzt dankte sie plötzlich mit einem Schrei und sagte: Gott ist heute bei mir; er war bei der Vogtin bei mir, er ist jetzt bei mir. Jetzt dankte sie wieder, zitterte und weinte laut, und alle drei Kinder, die die Mutter weinen sahen, weinten auch. Um Gottes Willen, macht nicht so auf offener Straße, komm mit mir in die Stube, sagte der Renold. Sie ging mit ihm hinein. Er stellte ihr einen Stuhl dar, ließ sie setzen und sagte: Erhol' dich ein wenig, Frau, ehe du heimgehst.

Der Anblick ging auch der Renoldin zu Herzen. Es freute sie jetzt, was ihr Mann gethan hatte. Sie gab ihren Kindern noch die Taschen voll dürre Birnen, ließ sie eine Milch essen mit einem schönen Nidel und schnitt ihnen viel Brod hinein, denn sie sah, daß sie hungerten.

Die Vogtin vernahm das Geschenk des Renold an die Hoorlacherin noch in ihrer letzten Stunde. Das ist doch eine Freude, die ich will's Gott mit mir in den Himmel nehme. Das war auch das letzte Wort, das sie in dieser Welt noch redete. Eine Stunde vorher sagte sie noch, sie komme jetzt zu ihrem Kind in den Himmel, das freue sie sehr. Sie löschte sanft aus, wie ein Licht.

Gertrud besorgte sie zum Grabe, und als die Todtenglocke läutete, weinten die meisten Menschen im Dorfe und

ihr Mann ging eine Viertelstunde, nachdem sie verschieden, in sein Gefängniß zurück.

---

61. Der Pfarrer beim Hartknopf.[8])

Der gute Pfarrer suchte in seinem Eifer den Augenblick der Rührung und Beschämung des Dorfs von allen Seiten zu benutzen und ging in dieser Rücksicht auch zum Hartknopf, der ihn aber eben so unfreundlich als der Treufaug empfing. Seine Rockfuttergeschichte machte, daß er in viele Häuser nicht mehr hineindurfte, wo er ehedem gut gelitten war. Er konnte das nicht vertragen. Der arme Tropf wußte von nichts weniger in der Welt, als davon, daß der Mensch aus jedem Unglück, das ihm begegnet, den größten Nutzen ziehen könne, wenn er sich überwinden kann nachzuforschen, wie weit er selbst daran schuld sei. Er wüthete nur darüber, daß Jedermann sein Gespött mit ihm trieb und dachte nicht, daß seine Thorheiten und Laster ihm dieses Gespött zugezogen hatten. Aber so ist der Mensch. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahr ein Narr und ein Tropf sein und es dürfe dann doch Niemand darüber etwas sagen, wenn es ihm auskomme. Aber die Welt ist nicht so. Sie lacht über die Thoren, denen ihre Thorheit auskommt, und läßt dumme Tröpfe, die sich selbst zu Schanden gemacht haben, immer lieber vor der Thür stehen, als zu sich in die Stube hineinkommen. Doch gibt es immer noch Leute, die nicht lachen, sondern Mitleid haben. Der gute Pfarrer war gewiß auch Einer von diesen, obschon es der Hartknopf nicht glaubte, sondern meinte, er komme jetzt nur zu ihm, ihn auszuhöhnen. Aber der Pfarrer war so herzlich mit ihm, daß er bald von seinem Irrthum zurückkam.

Er ging recht tief mit ihm in die Ereignisse seines Lebens hinein und sagte ihm unter Anderem: Wahrlich, du bist ein eigentlicher Meinungennarr gewesen, und hast immer vergessen, daß wir alle blind sind auf Erden und uns darum über keine Meinungen zanken und ereifern sollten. Es ist

recht heidnisch, wie du an deinen unverstandenen und unverdauten Meinungen gehangen und dir eingebildet hast, wer nicht denke wie du, der kenne Gott nicht und habe den wahren Glauben nicht. Wahrlich du hast die gute Lehre vom stillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute, die dir glaubten, am Wort Gottes klaubten und das Evangelium studirten, wie ein böses trölerisches Volk ein verfängliches Gesetzbuch studirt, um einander das Leben zu verbittern und das Blut unter den Nägeln hervorzudrücken. Indessen bist du mit diesem Leben ein Lump geworden und wenn du Kinder hättest, du könntest sie nicht mit Gott und Ehren erziehen. Ich will kein Blatt vor den Mund nehmen und sage dir: Wenn du dich nicht änderst und fleißiger wirst, so fällst du in Kurzem der Gemeinde zur Last, denn ich kenne deine Verhältnisse und weiß auch, daß du in allen Ecken weit mehr schuldig bist, als du zahlen kannst.

Der Hartknopf wollte das nicht an sich kommen lassen und fing an, seinen Meinungentand der Weite und der Breite nach zu rechtfertigen und beweisen zu wollen, daß der liebe Gott selber daran einen Gefallen habe. Der Pfarrer aber ließ ihm das nicht gelten und sagte ihm: Du bist ein einfältiger Tropf, daß du glaubst, der große Gott im Himmel achte viel auf der blinden Menschen armes Geschwätz über Sachen, die ihr Aug' nicht gesehen, die ihr Ohr nicht gehört, und deren reine Wahrheit noch von keines Menschen Mund ausgesprochen, weil sie noch in keines Menschen Herz aufgestiegen. Der Hartknopf wollte lange aus der Bibel beweisen, daß er recht habe u. s. w., aber da er mit dem Pfarrer auf diesem Wege nicht zurecht kam, fing er an, unverschämt zu werden, und sagte ihm, er meine jetzt, weil ihm das mit dem Rockfutter begegnet sei, so dürfe er zu ihm sagen, was ihm in den Mund komme. Wenn das nicht wäre, endete er, Herr Pfarrer, so würde ich euch eine Antwort geben, wie es sich gebührt.

Pfarrer. Antworte mir nur, wie du kannst und magst, dein Rockfutter darf dich gar nicht daran hindern.

Hartknopf. Nun, so will ich's euch gerade heraus sagen, Herr Pfarrer, ihr redet völlig, wie ein Ungläubiger.

Pfarrer. Es muß dir so vorkommen, denn dein Maulbrauchen ist dein Glauben, und einen andern hast du nicht und deines Maulbrauchens und deines Lebens halber bin ich freilich ein Ungläubiger, so sehr man ein Ungläubiger sein kann.

Hartknopf. Ich weiß wohl, daß ihr mich verachtet und immer verachtet habt, aber ihr wißt nicht, was das heißt: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet."

Pfarrer. Aber es heißt nicht, aus dem Mund der Lumpen und Schuldenmacher und der Leute, die dem Schwatzen über Gott und göttliche Dinge nachlaufen, um dafür zu essen und zu trinken zu kriegen, wo sie es nicht verdient und wo es sich nicht gebührt; es heißt auch nicht, Gott habe einen Gefallen, wenn man seinen Namen unnütz und leichtfertig nennt und, wie die Heiden bei den Götzenopfern, laut aus vollem Hals „Herr! Herr!" ruft.

Der Hartknopf wußte nicht, wie ihm war, da ihm der Pfarrer also redete. Er unterbrach ihn und sagte: Was sagt ihr mir da, was sagt ihr mir da, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer erwiederte: Ich sage und wiederhole es dir, der Spruch aus der Bibel: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet" will nicht sagen: Der im Himmel wohnt, habe einen Gefallen daran, wenn man, wie du, anstatt mit täglichem Fleiß und mit Gott und Ehren sein Brod zu verdienen, täglich einfältigen Weibern nachläuft und mit Geschwätzwerk über das ewige Leben Brod, Wein und Braten für das zeitliche Leben abschwatzt.

Hartknopf. Herr Pfarrer! Ich lasse mir das nicht sagen; ich lasse mir das nicht nachreden, daß ich so ein Mann bin.

Pfarrer. Du mußt es dir nachreden lassen, denn es ist wahr. Du hast mit deinem Maulbrauchen über die Bibel nichts anderes gethan, als was jeder Lump, der im

Wirthshaus besoffenen Bauern den Kalender und die Zeitungen erklärt und dafür mitessen und mittrinken darf, was auf dem Tisch steht. Gewiß, gewiß, Hartknopf, du hättest seit vielen Jahren schon besser gethan, zu Haus zu bleiben und zu arbeiten, anstatt in allen Häusern herumzuziehen und am End über deinem dummen Geschwätze noch Schulden zu machen.

Hartknopf. Meine Schulden gehen euch nichts an, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Das ist denn doch die Frage.

Hartknopf. Ich wüßte nicht, wie sie euch etwas angehen könnten.

Pfarrer. Ich kann dir das gar leicht sagen.

Hartknopf. Das möchte ich sehen.

Pfarrer. Das sollst du. Da ich gestern Abend aus dem Schloß heim kam, traf ich den Stierenbauer von Hirzau und den Müller von Grienbach an, die mir auf die Frage, was sie Gutes machten und wo sie hinaus wollten, antworteten, ihre Weiber hätten sie dahin gebracht, dem Ehegaumer Hartknopf mehr Geld zu vertrauen, als sie jetzt wohl sähen, daß sie ihm hätten vertrauen sollen; es gingen Schuldenmachenshalber so viele Gerüchte über diesen Mann herum, daß sie zu ihrer Sache schauen wollten, ehe es zu spät sei. Und nun, Hartknopf, was habe ich Ungläubiger gethan? Und was hättest du, gläubige Seele, an mir gethan, wenn dir Jemand etwas Aehnliches von mir erzählt und es in deiner Hand gestanden hätte, mich unglücklich zu machen? Ich will dir die Antwort ersparen und dir nur sagen: Ich habe den Männern gesagt, wenn der Wagen falle, so seien der Räder immer fünfe und es sei doch jetzt auch möglich, daß man seiner Schulden halber mehr sage, als wahr sei. Ich setzte noch hinzu, wenn es übel stehe, so sei es auch für sie besser, sie griffen dich nicht öffentlich an, denn sie würden, wenn du überstoßen würdest, von ihrer Schuld weniger bekommen, als wenn sie mit Schonung und Sorgfalt mit dir zu Werk gingen.

Was keine Vernunftgründe bewirkten, das bewirkte jetzt

der Schuldenzustand beim Hartknopf. Er verlor alle Farbe. Seine Lippen hatten eine Farbe wie ein abgestandener Fisch. Er sagte jetzt: Es ist wahr, diese zwei Männer könnten mich zu Grunde richten, wenn sie ihr Geld auf der Stelle von mir fordern würden. Seine Angst machte, daß er dem Pfarrer fast nicht einmal dafür recht danken konnte, daß er ihm bei diesen Männern zum Besten geredet. Er stotterte und wußte fast nicht, was er sagen sollte. Der Pfarrer aber unterbrach ihn und sagte: Du siehst jetzt, wohin dich dein Hochmuth und deine Trägheit geführt haben. Oder glaubst du es nicht selber, du hättest besser gethan, fleißig auf deinem Strumpfweberstuhl zu arbeiten, als mit Geschwätzwerk über Sachen, die du nicht verstehst, dir selber den Kopf zu verdrehen, und mit einem Heiligenschein, hinter dem nichts steckt, die Stierenbäurin von Hirzau und die Müllerin von Grienbach dahin zu bringen, daß ihre Männer dir Geld leihen mußten, das du ihnen wahrscheinlich nicht mehr zurückgeben kannst? Jetzt war der Hartknopf in seiner Anmaßung so heruntergearbeitet, daß er dem Pfarrer bekannte, es sei wahr, er sei träge und esse wirklich gern zu Zeiten etwas Gutes, das er sich in seinem Haus nicht mehr zu verschaffen vermöchte, und er könne nicht leugnen, das habe hie und da Einfluß auf sein Benehmen gehabt. Am Ende gab er noch dem Magister Heiligenzahn Schuld, der ihn schon vor zwanzig Jahren so in das Bücherwesen hineingeführt und ihm den Kopf davon so voll gemacht, daß er freilich vieles Andere darob vergessen. Wußte der Magister Heiligenzahn, daß du ein Strumpfweber warst? sagte der Pfarrer. Ja, erwiederte der Hartknopf.

Pfarrer. So hatte er Unrecht. Man muß Jedermann bei seinem Handwerk lassen und der Mensch muß sich nie in Sachen hineinbegeben, die gar zu ungleich sind mit denen, die er in seiner Jugend gelernt und durch die er sein Brot verdienen muß. Sage selbst: Wenn du ein fleißiger, braver Strumpfweber geblieben wärest und deinen Kopf immer recht warm bei deinem Stuhle und deinem Garne gehabt hättest, wärst du nicht viel ehrlicher, viel zufriedner und an

Leib und Seel gesünder, als du jetzt bist mit all dem dummen papiernen Kram, den du im Kopfe hast? Hartknopf! Nicht wissen und nicht verstehen wollen, was Einem zu hoch ist, dabei bleibt's Einem wohl. Man singt dann ruhig sein Glaubenslied und kommt heiter zum Grabe; und wer am meisten weiß, weiß immer, daß er nichts weiß. — Hätte dir der Magister Heiligenzahn anstatt des Kopfes das Herz mit der Bibel voll gemacht, so hättest du über ihr sicher nicht so vieles Andere vergessen.

---

62. Das Begräbniß der Vogtin, und die Weisheit des Pfarrers gegen den Treufaug.

Wenige Stunden, nachdem die Vogtin die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, um Verzeihung gebeten, starb sie. Ihr Begräbniß wahr rührend. In Bonnal begleiten Männer und Weiber die Todten zum Grab.

Die Menge der Armen, denen Unrecht in des Vogts Haus geschehen, kamen zur Leiche und boten dem Vogt freundlich die Hand. Auch der Treufaug begleitete sie zum Grabe. Der Pfarrer hatte dem Junker schon vorher geschrieben, die Erscheinung des Treufaugs beim Grabmachen der Vogtin würde einen Spottauftritt veranlassen, der wohl zur Verwilderung der Volks, aber nicht zur Besserung des Treufaugs beitragen würde. Der Junker antwortete dem Pfarrer, er sehe ein, daß er in seinem diesfälligen Urtheil zu weit gegangen; er solle dem Treufaug sagen, er wolle ihm diese Strafe schenken, aber er verbiete ihm, diese Tropfen wieder Jemand zu geben.

Auch der Junker begleitete die Leiche und der Treufaug bückte sich fast an den Boden, da der Junker ihn grüßte, als er neben ihm vorbeiging, und Jedermann, der den Junker und den Treufaug unter der Linde gesehen, mußte jetzt mitten in der ernsten Stimmung, die allgemein bei diesem Begräbniß herrschte, über den Bückling des Treufaug

lachen. Dieser aber ging noch am gleichen Abend zum Pfarrer, ihm zu danken, daß er ihn von dem schrecklichen Grabmachen erlöst, mit dem ihn der Junker bedroht, und war jetzt bei ihm in einer so guten Laune, als er vorher in einer bösen war. Der Pfarrer setzte ihm eine Flasche vom besten Wein vor, den er im Keller hatte. Der Treufaug nahm sie an, war sehr gesprächig, und sie kamen bald auf die Zaubermittel, die er von seinem Großvater geerbt. Der Pfarrer schlug ihm freundlich auf die Achsel und sagte: Aber nicht wahr, ihr habt an diese Gaukel-ceremonien nie geglaubt?

Treufaug. Ganz gewiß, Herr Pfarrer, eine sehr lange Zeit, wie an das Evangelium.

Pfarrer. Aber wie ist das möglich?

Treufaug. Es sind mir dabei Sachen begegnet, die mir bis auf den heutigen Tag unbegreiflich sind.

Pfarrer (immer lächelnd). Es gibt allenthalben viel Außerordentliches. Aber ihr habt's gut. Wenn euch die Hexerei geräth, so sagt ihr: Da seht ihr die Wahrheit unserer Kunst; fehlt sie aber, so sagt ihr, es fehle nicht an der Kunst, es fehle nur am Glauben, oder es sei nicht die rechte Stunde und dergl.

Treufaug. Zu Zeiten gibt es wirklich dergleichen Antworten.

Pfarrer. Ihr saht aber doch bald ein, daß eure Zaubermittel Betrug waren.

Treufaug. Um die Wahrheit zu sagen, merkte ich nach einiger Zeit, daß hinter den Recepten des Großvaters nicht Alles stecke.

Pfarrer. Aber ihr brauchtet sie doch fort.

Treufaug. Ich mußte wohl. Wenn ich gesagt hätte, sie wären nichts nutz, so wäre ich um mein Brod gewesen und am Ende war ich solcher Worte so gewohnt, daß ich meinte, sie gehörten zur Sache, ohne etwas dabei zu denken, ungefähr wie unser Kaminfeger; der meint auch, sein Kamin wäre nicht gefegt, wenn er nicht noch ein Lied oben zum Loch hinaus gesungen hätte.

Pfarrer. Aber ihr haltet doch jetzt mit dem Singen von solchen Kaminfegerliedern etwas ein?

Ja, ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß, sagte jetzt der Treufaug, und war beim Leeren seiner Flasche immer noch heiterer und gesprächiger; doch da er nun weggehen wollte, und der Pfarrer ihm wiederholte, er solle jetzt bald mit dem Dr. Müller auf ein Mittagessen zu ihm kommen, verfinsterte sich sein Gesicht und er sagte: Diesem möchte ist denn doch nicht Alles erzählen, was ich euch jetzt gesagt habe; wir haben uns nie recht gut mit einander vertragen können.

Pfarrer. Aber ihr kommt doch; er ist ein sehr verständiger Mann und kann euch gewiß dienen.

Das versprach jetzt doch der Treufaug dem Pfarrer noch beim Weggehen in die Hand. Mit solchem Ernst, mit solcher Liebe und mit solcher Sorgfalt benutzte der Pfarrer die Rührung und Beschämung, daß er in diesem Augenblicke viele Menschen im Dorfe für seine Wahrheit empfänglicher machte, als sie es bisher nicht waren.

---

63. Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.

Die Vorfälle dieser Tage hatten indessen auf das Dorf einen äußerst großen Einfluß. Es zeigte sich seit ein paar Tagen ein Anfang von der Möglichkeit, daß sich Vieles im Dorf leichter ändern und bessern könne, als man sonst gewöhnlich annimmt und glaubt. Das aber ist wichtig. Die Anfangspunkte solcher Aenderungen und Besserungen sind in verdorbenen Dörfern schwer zu erzielen. Aber sie waren erzielt. Sie standen sichtbar vor Arners, Glülphis und des Pfarrers Augen und zeigten sich vorzüglich und auffallend darin, daß jetzt Alles mit dem Pfarrer gut sein wollte. Die Weiber machten's am buntesten. Wenn er vorbeiging, riefen sie ihren Kindern aus den Fenstern über die Gasse zu: Siehst du auch den wohlehrwürdigen Herrn

Pfarrer? Gib ihm das Häudchen. — Die Männer waren überhaupt ſtiller, doch auch freundlich. Aber faſt Jedermann ſchämte ſich, der Eine ob dem, der Andere ob jenem. Der Eine gab dem, der Andere einem Andern Schuld. Aber Jedermann geſtand, daß man Unrecht und der Junker Recht gehabt. Alles war jetzt ſogar dem Maurer und ſeiner Frau zur Aufwartung bereit, und Alles ließ den Hartknopf, den Kriecher und ſogar des Sigriſten Leute ſtehen und gehen. Sogar der Lips mußte entgelten, was er gethan. „Hüni, Hüni, du haſt ein wüſtes Ei gelegt," riefen ihm links und rechts die Jungen und Alten zu. Der Hühnerträger fand Küchelchen und Eier feil, ſo viel er nur wollte; und ſelbſt die junge Kalberlederin, die ſich vorgeſtern noch wegen ihrer Seele Heil bekümmerte, daß ſie ihn in den Stall hineinlaſſen müſſe, rief ihm jetzt mit lachendem Mund unter der Thür, ſie hätten drei paar ſchöne reife junge Tauben.

Ueberhaupt aber war es ſichtbar, daß Arner alles Volk, ſo zu reden, wieder zu ſich ſelbſt gebracht und bewirkt hatte, daß Jedermann ſich weniger um das Fremde und mehr um das Seinige bekümmerte.

---

64. Zu einem guten Ziel kommen, iſt ganz ſicher beſſer, als vom guten Ziel viel Wortweſens machen, und dabei zurückbleiben.[9])

Aber ſchon am erſten Abend, nachdem der Vogt als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht worden und ihn der Pfarrer auf dieſe Strafe, die noch auf ihn warte, vorbereiten wollte, zeigte er das äußerſte Entſetzen vor dieſer Strafe und ſagte gerade heraus, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als ſich unter die Kanzel ſtellen. Der Pfarrer konnte dies Entſetzen nicht begreifen, wollte ihm Vorſtellungen machen und ſagte: Das iſt entſetzlich geredet. Der Vogt erwiederte: Ich kann nicht helfen, unter dem Galgen wußte ich, daß ich dem Henker unter den

Händen sei und meine Vergehungen kamen mir an diesem Ort so lebendig vor Augen, daß ich, bis zum Einsinken von ihnen ergriffen, nicht sah, was um mich her und mit mir vorging, in der Kirche aber wird es durchaus nicht also sein; es wird mir nicht sein, ich leide eine Strafe, es wird mir nur sein, man treibe Gespött mit mir, und die hundert und hundert, die ich dann mich kaltblütig und boshaft angaffen sehen werde, werden mir tausend und tausend Dinge in den Kopf bringen, von denen ich wünschen muß, daß kein Einziges von allen bis an mein Grab mir in den Kopf komme. Der Pfarrer that etliche Stunden nach einander Alles, um ihn von dieser leidenschaftlichen Ansicht dieser Strafe abzulenken, aber es war unmöglich. Thränen flossen ihm haufenweis über die Wangen, wenn der Pfarrer nur ein Wort wieder davon anfing. Einmal sagte er gerade heraus: Denkt, Herr Pfarrer, wie es mir wird sein müssen, wenn die Vorgesetzten, die um kein Haar besser als ich sind und von denen Viele, wenn ihre Thaten näher untersucht würden, eben wie ich unter den Galgen gehörten, in ihren Kirchenstühlen wie heilige Männer dastehen und ihre Weiber, die ich so oft in meinem Haus voll und toll sah, anstatt auf eure Predigt zu achten, die ganze Zeit über ihre Augenweide an meinem Dastehen haben werden; Herr Pfarrer, denkt, was alles dieses für einen Eindruck auf mich haben wird und habt wenigstens Mitleiden mit mir, wenn ihr es nicht ändern könnt. Gewiß aber ist, ich wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel.

Der Pfarrer ward durch diese Vorstellung wirklich bewegt, suchte aber noch ein paarmal, ihn von dieser Ansicht seiner ihm noch bevorstehenden Strafe zurückzulenken. Da er es aber unmöglich fand, schrieb er gegen das Ende der zweiten Woche seiner Gefangenschaft dem Junker folgenden Brief:

Wohledelgeborner Herr!

Ich bin schon wieder in der Lage, Sie zu bitten, dem Vogt das unter der Kanzel stehen zu schenken, wie ich Sie

gebeten, dem Treufaug das Grabmachen zu schenken. Ich redete, sobald er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht wurde, mit ihm und wollte ihn auf das, was auf ihn wartete, vorbereiten, aber er sagte mir, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als so in die Kirche. Ich fand es im Anfang unverschämt und konnte es nicht begreifen, aber er erklärte sich über den Einfluß, den diese Strafe auf ihn machte, so lebhaft, daß ich einsah, sie werde weder auf ihn, noch auf das Volk einen wohlthätigen, sondern einen sie beiderseits so verwildernden Einfluß haben, wie keine Kirchenhandlung je einen solchen auf die Menschen haben soll. Ich muß also, wenn ich meiner Ueberzeugung folgen will, Ew. Gnaden bitten, den Mann am Sonntag in seinem Gefängniß und mich mit der Gemeinde allein reden zu lassen u. s. w.

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle:

Lieber Herr Pfarrer!

Sie fassen meine Strafurtheile alle mit so viel Menschenkenntniß und Menschenfreundlichkeit ins Auge, daß ich fast denke, ich sollte keines mehr ausfertigen, ohne es vorher durch Ihre Censur passiren zu lassen, und doch bin ich gar nicht der Meinung, daß die bürgerlichen Urtheile viel gewinnen würden, wenn sie alle nur durch ein kirchliches Exequatur als gültig und vollständig erklärt werden müßten. Aber Ihre Ansicht des Gegenstands ist so richtig und einleuchtend, daß ich fast nicht begreifen kann, daß solche Strafen Jahrhunderte bestehen konnten, ohne daß ihre Unschicklichkeit jemals öffentlich zur Sprache kam. Doch man achtet den Eindruck, den irgend etwas in animam vili haben mag, nirgends gar viel. Wären Sie in einer Hauptstadt und nicht in einem armen Dorf einer kleinen Herrschaft, so würde Ihre Psychologie vielleicht Folgen haben; doch nicht unter einem Helidor.*) Der würde Sie als der Kirche und dem Staat gefährlich erklären, wenn Sie einen

*) Helidor ist der allmächtige Minister des Landes, in dem Arners Herrschaft liegt.

alten Gebrauch, wie das unter die Kanzel stellen ist, und der auf das Volk oft wie eine Carnevals-Lustbarkeit wirkt, auch nur von ferne antasten wollten.

Leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer ꝛc. ꝛc. —

Der Pfarrer freute sich über des Junkers Brief und sagte dem Hummel, daß er zu Haus bleiben könne. Dann las er den Brief noch ein paarmal, weil er im Anfange meinte, der Junker sei doch über die Censur seiner Urtheile etwas empfindlich geworden. Aber je mehr er ihn las, desto mehr verschwand diese Besorgniß. Er fand im Gegentheil alle Augenblicke mehr, der Brief sei in ganz guter Laune geschrieben und nicht so wohl gegen ihn, als gegen den Clerus und gegen die Gelüste nach Ausdehnung ihrer Censur- und Gewaltsrechte gerichtet. Diese aber kannte er selbst als entbehrlich und von einer Natur, daß sie die Spottworte der bürgerlichen Gewalt nicht selten gar wohl verdienen. Zufrieden ging er jetzt auf seine Studirstube und bereitete sich auf seine Morgenpredigt.

Die Gemeinde aber war voller Erwartung, was der Pfarrer am Sonntage über den Vogt wohl sagen möchte, und wie es geht bei solchen Anlässen, so beschäftigte man sich viel mit dem Vogt und seinem vergangenen Leben und dieser und jener wußte ein Stück daraus zu erzählen, das ihnen jetzt in seinem wahren Lichte erschien, während sie früher über seine Schelmenstreiche, die er in der Weinlaune wohl selbst erzählt hatte, gelacht hatten. Wir müssen auch hineinschauen in sein vergangenes Leben, um die Wurzeln einer solchen Verderbtheit zu erkennen und daraus zu lernen, wie das Böse klein anfängt und groß endigt.

---

65. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich in der Zeit.

Hummel war geboren im Jahr 1729 und ist den 28. Heumonat desselben Jahres in hiesiger Kirche getauft worden. Seine Taufzeugen waren ein Geschworner Kienholz und

eine Frau Eichbergerin. Er erinnert sich aber nicht, weder von dem Einen noch von dem Andern ein einziges Wort christlicher Lehre oder irgend eine Warnung oder Aufmunterung zu etwas Gutem oder Nützlichem gehört zu haben, vielmehr habe er dem Kienholz allemal, wenn er zu ihm gekommen, alle Bubenstücke und bösen Streiche, die sie im Holz und Feld verübt, erzählen müssen.

Seine Eltern, Christoph Hummel und Margarethe Kienholz, gehörten unter die zahllosen Unglücklichen, denen das Wesentlichste ganz mangelte, was zur guten Erziehung eines jeden Kindes nothwendig ist. Ihre Wohnstube war kein Tempel Gottes. Sie athmete nichts, als menschliches Elend und tägliche Auftritte der Schlechtigkeit und Gottesvergessenheit. Sie lebten ohne Hausordnung, ohne Ueberlegung, ohne Liebe, ohne Achtung, ohne Segen im Verderben eines armseligen sinnlichen Hinschlenderns, in der Elendigkeit eines zwecklosen, willenlosen Lebens. Sie kannten nichts Edles, sie suchten nichts Gutes und fanden im Schlechten und Bösen, das sie thaten, auch keine Befriedigung.

Das Christenthum war ihnen nichts, als etwas Aeußerliches. Sie beteten zwar, wie es damals der Brauch war, am Morgen und Abend. Sie aßen nicht ungebetet und gingen alle Sonntage zur Kirche, selbst wenn's regnete und schneite. Sie glaubten, sie müßten das dem lieben Gott thun, wie sie Zehnten und Bodenzins dem Junker ins Schloß bringen mußten. Aber daß ihr Herz den lieben Gott etwas angehe, davon hatten sie keine Ahnung.

So wie ihnen der liebe Gott innerlich nichts war, ob sie gleich äußerlich thaten, was jeder Hausvater und die ganze Gemeinde dem lieben Gott an den Sonntagen und an Werktagen auch thut, so waren ihnen ihre Kinder innerlich auch nichts, ob sie sie gleich äußerlich nährten, kleideten und in die Schule schickten. Sie thaten alles das auf eine Weise, die nicht schlechter sein konnte. Ihre Kinder waren ihnen in den meisten Fällen, wo sie etwas für sie thun sollten, zur Last. Der Vater war ein Uebelhauser und die Mutter eine unwirthschaftliche Tröpfin und so unordentlich,

daß sie fast allenthalben, wo sie hingekommen, und selbst in der Kirche den Leuten zum Gelächter geworden ist. — Aber was schlimmer war, als ihre krumme Haube und ihre schmutzigen Kleider, war ihr Hochmuth und ihr mißgünstiges Herz.

Sie hatten ein ziemliches Vermögen zusammengebracht, aber bei ihren Fehlern war es natürlich, daß es in ihrer Hand bald zu Grunde ging, und sie ihren Hof bis auf wenige Aecker schon in den jungen Jahren Hummels verkaufen mußten. Das war aber auch der Grund, warum tiefe Verachtung und bitterer Unwille gegen seinen Vater und gegen seine Mutter schon in den jüngern Jahren in die Seele des stolzen und eiteln bösen Buben hinein kam, der sich dann in den spätern Jahren in der abscheulichen Handlungsweise äußerte, die er gegen seinen Vater, der sich endlich bei ihm verleibdingte, erlaubte.

Die Fehler seiner Eltern gaben der Lebendigkeit seiner Anlagen in allen Rücksichten Spielraum und Reiz zur vielseitigsten Befriedigung seiner bösen Neigungen und steigerten eigentlich in ihm alles Schlechte und Böse, das in seinen Eltern lag, zu der Greuelkraft, in der es sich in seinem Leben äußerte. Er wurde nicht nur so schlecht, als sie waren, sondern die vorzüglichsten Talente, die er hatte, machten noch, daß ihre Fehler bei ihm von unendlich größerer Bedeutung wurden. Was in seinen Eltern und bei ihnen schlecht war, wurde in ihm und bei ihm eigentlich verrucht, und das zeigte sich schon in seiner zarten Jugend auf eine Weise, die das Elend und Unglück, dem er entgegen ging, jedem Menschenkenner zum Voraus vor Augen stellen mußte. Er konnte in seinem vierten und fünften Jahre bei jeder Gelegenheit, wo ihm etwas Widriges begegnete, ein paar Augen machen, daß sich jeder ehrliche Vater und jede ehrliche Mutter darob behüten und besegnen müßten, wenn sie je eins ihrer Kinder solche Augen machen sehen würden. Er war in diesem Alter im Stande, den Kopf aufzusetzen und zu trotzen oder Wörter und Ausdrücke, selbst gegen seine Eltern, zu gebrauchen, die keinem nicht schon in die tiefste

innere Verhärtung versunkenen Kind je zum Mund herausgehen. Die armen Eltern lachten zwar oft darüber. Sie glaubten, seine frechen Antworten bewiesen seinen Verstand und dachten nicht, das Frechheit und Schamlosigkeit dem Menschen seinen Verstand gerade da nehmen, wo er ihn am nöthigsten hätte.

Sie ließen ihm den Mund aufthun, wo er wollte und über was er wollte; und das Maulbrauchen und der Müßiggang wurden bei ihm, was sie bei so vielen Leuten sind, gute Geschwister, die sich immer gern bei einander finden. Er ward bei seiner Frechheit schon früh ein Erztagdieb. Anstatt das wilde Feuer, das beinahe von der Wiege an in ihm sichtbar war, zu dämpfen, ließen seine armen Eltern ihn dasselbe im Müßiggang und Maulbrauchen täglich und stündlich noch anfachen.

Er war aber kaum sieben Jahr alt, als sie zu merken anfingen, wo sie mit ihm zu Haus seien. Schon damals wuchsen ihnen seine Fehler, die in ihm erstarkt, über den Kopf. Was sie immer nun von Folgen, Arbeiten und Rechtthun zu ihm sagten, ließ er zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus. Selbst mit Schlägen richteten sie jetzt nichts mehr an ihm aus. Wenn sie einen Teufel aus ihm herauszuschlagen glaubten, so schlugen sie damit sieben andere in ihn hinein. Daß Vater oder Mutter ihn etwas lehren konnten, davon war keine Rede. Er sagte ihnen, wenn sie ihm etwas zeigen wollten: „Du kannst es selbst nicht.“ Er spottete sie aus: Ja, ja! So so, gelt aber? und dergl. Das waren die gewöhnlichen Antworten, die er ihnen gab. Er hatte indessen ein Gedächtniß, wodurch ihm in der Schule alles Lernen wie nichts war; aber er trieb mit Allem, was er konnte, nur Hoffahrt, lachte die Andern aus, wenn sie es minder gut konnten, und hatte über nichts so eine Freude, als wenn er machen konnte, daß sie zu Schanden wurden.

Er flüsterte einst einem Kinde in der Kirche auf die Frage des Pfarrers, wer der Schlangentreter sei, zu: Der Teufel. Der Pfarrer schimpfte auf das arme Kind ab=

scheulich wegen dieser Antwort und fragte hierauf ihn. Der Bösewicht war im Stande, ohne eine Miene zu verziehen, zu antworten: Der Schlangentreter ist unser lieber Herr und Heiland und Seligmacher Jesus Christus.

Den alten Schulmeister kränkte er mit Worten und Thaten, so viel er nur konnte und mochte. Der alte Mann hatte seit vielen Jahren, da es in seiner Nachbarschaft brannte, eine entsetzliche Furcht vor dem Feuer. Wenn dann der Hummel nicht gern lernte, so warf er ihm in der Küche Sachen ins Feuer, die übeln Geruch verbreiteten, damit er erschrecke und im Hause herumlaufe, um zu sehen, wo es unrichtig sei. Er zündete sogar oft Zunder in der Tasche an und achtete es nicht, das größte Loch hinein zu brennen, wenn er nur den Schulmeister in Schrecken jagen konnte.

Der alte Mann hörte nicht mehr gut und der Bube redete immer entweder so leise, daß dieser kein Wort verstand, oder so laut, daß die Leute auf der Gasse stillstanden, zu hören, was für Geschrei in der Schule sei, was den Schulmeister dann noch mehr verdroß.

Einmal hatte er ihm zwei Wochen den Schullohn nicht gebracht und da ihn der Schulmeister forderte, gab er ihm zur Antwort: Wenn du nicht warten magst, so will ich heimlaufen und dir ihn auf dem Schubkarren bringen.

Im dreizehnten Jahr ist er seinem Vater entlaufen und in der Waldreuti Weidhirt geworden. Der Reutibauer achtete seiner minder als eines Stücks Vieh, wenn er nur alle Abende seine Heerde richtig heimbrachte.

Das Weidehirtenleben, wie es jetzt ist, ist entsetzlich verderbt. Es kommen jetzt auf den Bergen und in den entfernten Weiden immer bei Halbdutzenden oft von Bettel- und Streifervolk angenommene Hüterbuben zusammen und thun da alle nur erfinnlichen Bosheiten.

Der Hummel war bei diesem Weidehirtenleben wie in seinem Elemente. Er schüttelte weit und breit alle Obstbäume, ehe sie reif waren, und warf das unzeitige Obst zu ganzen Körben voll dem Vieh vor und in Sümpfe und Gräben. Er nahm im Walde und auf den Bäumen alle

Nester aus und marterte die armen Vögel zu Tode. Er ließ, wo er konnte, das Bergwasser ins Feld, die Saat zu verderben. Er öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege, daß es überall Schaden anrichtete. Er rief allen Vorbeigehenden schändliche Dinge nach und tyrannisirte unter andern einen kleinen fremden Hüterbuben, daß er seine Heerde hüten mußte, wenn er unter dem Baume lag und schlief, oder wenn er im Wald den Vögeln nachkletterte oder mit den größern Weidhirten spielte und gestohlne Erdäpfel briet. Wenn's der arme Kleine nicht thun wollte, so schlug er ihn mit der Geißel. Von den schandbaren und unzüchtigen Dingen, die bei diesem Weidbubenleben vorfielen, darf ich nicht reden, ohne daß Jedem, der es hört, die Schamröthe ins Gesicht steigt.

So war's freilich bei den Alten nicht. Sie nahmen nicht leicht fremdes Gesindel in ihre Dienste und ließen ihre Hirten nicht so zu einander laufen. Wer bei ihnen ein Hausgenoß war, für den sorgten sie an Leib und Seele. Sie machten, daß jeder Hüterbube und jedes Hütermädchen bei ihrer Heerde blieben, und gaben ihnen zu ihrem Hüten noch täglich eine Handarbeit auf. Das Hirtenmädchen strickte Wolle und der Hirtenknabe sammelte dürre Reiser und machte Bürden Holz. Man sah auch damals noch hie und da einen frommen Hirten beim Aufgang und Niedergang der Sonne auf den Knien zu Gott beten und unter dem Schatten der Bäume in der Bibel lesen. Noch zu der Zeit, da der Hummel Hüterbub war, war's bei einigen Bauern im Brauch, von ihren Hirtenknaben am Abend Rechenschaft zu fordern, wie sie den Tag zugebracht. Aber seitdem es nicht mehr Alle thaten, hatten die Kinder derer, die diese Rechenschaft noch forderten, böse Zeit. Die, so nichts arbeiteten, verfolgten sie. Sie jagten ihnen ihr Vieh weit und breit irre, zerrissen ihnen ihr Strickgarn und verdarben ihnen ihre Arbeit, so daß endlich kein Weidekind eine Arbeit mit brachte und auch kein Meister ihm mehr eine Arbeit gab; und so ging endlich auch diese gute alte Landessitte unter das Eis; und der junge Hummel war sehr viel an

dem letzten Stoß schuld, den diese alte gute Gewohnheit im Dorfe erhielt.

Im Winter darauf hatte er auf der Waldreuti spinnen sollen, da aber lief er fort und ging wieder heim. So übel er bei seinen Eltern versorgt gewesen, so war er's bei seinem Meister doch noch schlimmer. Er kam voll Ungeziefer und wild wie ein Raubthier zurück. Die armen Eltern zeigten dem bösen Buben, daß sie froh waren, daß er wieder gekommen, und er mißbrauchte ihre Schwäche so sehr, daß er ihnen den ganzen Winter über für keinen Kreuzer arbeitete und sie noch dahin brachte, in Hoffnung, er werde dann fleißiger werden, ihn ganz neu zu kleiden, ob sie es gleich damals kaum vermochten.

In diesem Winter und dem darauf folgenden wurde er zum Tische des Herrn unterwiesen und blendete da den Pfarrer in der Unterrichtsstunde mit seinem Auswendiglernen, ohngeachtet er alle Bosheiten selber in seiner Stube ausübte, ohne daß der Pfarrer es auch nur ahnte. Er kam nie ohne Würfel und Karten in die Lehrstunde. Er legte der Frau Pfarrerin die Steine von den Pfirsichen und Pflaumen, die er in ihrem Garten gestohlen, vor ihr Fenster, und wenn sie dann hinaus kam, zu sehen, wer es gewesen wäre, so war der Vogel entflohen. Er tunkte Schneeballen ins kalte Wasser, ließ sie steinhart gefrieren, und warf damit nach der Frau Pfarrerin ihrem kleinen Hund und ihren Hühnern, und es war seine Herzensfreude, wenn er eins traf, daß es lahm ward. Seine Kameraden wußten viele von seinen Streichen, aber sie fürchteten ihn so, daß er sicher war, daß sie ihm dieselben nicht ausbrachten, und als Einer einmal zu ihm sagte, wenn der Pfarrer einen einzigen von deinen Streichen merkt, so kannst du darauf zählen, er läßt dich aufs nächste Fest nicht zum Tisch des Herrn, so antwortete er: Geh', probir, sag' es ihm und wette mit mir, ob ich machen könne, daß er glaubt, du habest es gethan und nicht ich. Das wär doch vom Teufel, erwiederte der Knabe, wenn du das könntest. Probir's und wette mit mir, erwiderte der Hummel. Aber der Knabe wollte nicht, und

der Hummel sagte noch, wenn der Pfarrer sieben Augen hätte, so wollte er ihm vierzehn ausbohren.

In eben der Festwoche, da er zum Tische des Herrn gehen sollte, hat er sich im Wirthshause, da gerade Werber da waren, betrunken und überlaut zu ihnen gesagt: Ueber acht Tage könnt ihr dann auch auf mich bieten. Am Festtage selbst probirte er wohl zehnmal, wie er den Hut unter den Arm nehmen müsse, daß das Band daran recht fliege, und wie er sich bei dem Kompliment vor dem Pfarrer recht stellen müsse, wenn er zum Taufstein hervorgehe. Vor der Kirche redete er mit denen, die neu gekleidet waren, ab, daß sie zuerst vor den andern hervorgehen wollten und daß er der größte sei und also der erste hervortreten müsse. So war ihm selber diese hohe heilige Handlung, die der christlichen Jugend so allgemein ein Geruch des Lebens zum Leben sein soll, zu einem schrecklichen Geruch des Todes zum Tode.

Selbst der Pfarrer kam bei dieser heiligen Handlung außer Fassung, als er diesen Hoffahrtszug, den Hummel an der Spitze und die Aermern hinter den besser gekleideten, als einen um der Kleider willen zurückgesetzten Nachzug, zum Taufstein anrücken sah. Er konnte sich des Gedankens nicht enthalten, das ist nicht ohne Abrede so gekommen, und ich möchte den Satan kennen, der an diesem Unfug schuld ist. Die Frechheitszüge des Hummel, der voran ging, fielen ihm jetzt in die Augen, wie sie ihm noch nie aufgefallen waren. Er ließ auch gleich nach der Predigt diese Knaben alle zu sich ins Pfarrhaus kommen, um zu erfahren, wer die Ursache von dieser Unverschämtheit sei, aber der Hummel wußte die Sache schnell dahin zu bringen, daß gleich im Anfang des Gesprächs sich mehrere mit ihm äußerten, sie seien alle mit einander der Meinung gewesen, es sei besser, die reinlich Gekleideten gingen den andern voraus. Aber der Pfarrer redete ihnen ernsthaft zu, wie es eine unchristliche Sache sei, den Aermern, Noth und Mangel Leidenden selber bei dieser heiligen Handlung, bei der man ihn mehr als sonst an irgend einem andern Orte als seinen Bruder erkennen sollte, so zu kränken und zurückzusetzen.

Als sie vom Pfarrer weggingen, sagten doch Einige zu ihm: Du bist an Allem schuld, daß wir jetzt so ausgezankt worden sind. Es wäre von uns allen Keinem in den Sinn gekommen, vor den andern zum Taufstein hervorzugehen, wenn du es uns nicht angegeben hättest. Er antwortete ihnen: Aber was macht euch das, daß er einen Augenblick mit euch gezankt hat? Er hat ja Keinem den Kopf abgebissen und mir macht es gar nichts.

Es war in allem seinem Thun das Nämliche. Wo er immer hinkam, war sein Einfluß im höchsten Grad verderblich.

---

67. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

Der gute Muth der Unschuld, der in diesem Alter bei der Jugend so herrlich erwacht, war bei ihm schon längst in die wüthende Frechheit der größten Verhärtung übergegangen und steckte die ganze Jugend um ihn her fürchterlich an. Das Unglück ist nicht zu berechnen, das dadurch später für die Gemeinde daraus entstand, daß in dieser Zeit der gute Muth des jungen Volks in ein tiefes Frechheitsverderben ausartete. Dieser gute Muth der Jugend veranlaßte tausend Freuden beim jungen Volk, die, indem sie mit ihrer Unschuld zusammenhingen, ihre Kraft zu allem Guten belebten und stärkten und in ihrem Innern ein sie schützender Damm gegen die Ausschweifungen dieses Alters waren.

Vor Alters sah die kraftvolle Jugend einander in großer Freiheit und Unschuld; aber die Töchter hielten zusammen, und eben so die Knaben, und dieses Zusammenhalten der Geschlechter machte, daß jeder einzelne Knabe und jede einzelne Tochter gar viel mehr und gar viel länger unschuldig blieb. Die Spinnstuben waren da noch nicht Lasterstuben, wie sie's jetzt sind. Das junge Volk kam freilich nach dem Nachtessen auch zusammen; aber Eltern, Verwandte, fromme, ehrenfeste Männer und Weiber waren allemal dabei und nahmen an ihren Freuden Theil, und wenn ein Jüngling, der so viel als versprochen war, nun zu seiner Liebsten allein

kommen durfte, so fand er die Mutter oder die Schwester oder den Bruder bei ihr. Man weiß noch, daß die jetzt so verschrieenen Nachtbuben ehemals mit einander Handlungen abredeten und ausübten, die beides, ihre Unschuld und ihr gutes Herz, in einem hohen Grad an Tag legten. Es war zum Exempel seit Menschengedenken in dieser Gegend der Brauch, wenn eine Wittwe Töchter hatte, die sie ehren wollten, so schnitten sie der Mutter des Nachts beim Mondschein den größten Acker, den sie hatte; dann am Morgen, wenn die Mutter mit den Töchtern, die Sichel in der Hand, auf ihren Acker kamen und ihn geschnitten fanden, horchten die Knaben hinter den Zäunen, wen sie wohl riethen, der den Acker geschnitten, und jauchzten dann freudig, wenn sie's erriethen.

Aber seit Hummels Zeiten trieben die Nachtbuben immer nur schandbare Bosheiten, richteten Schaden an, wo sie hinkamen und verdarben denen, die noch an den alten Sitten hingen, ihre unschuldige Freude. Wenn der Mond untergegangen war und die guten Nachtschnitter mit ihrer Freudenarbeit fertig waren, kamen die Bösewichter, zerstreuten das geschnittene Korn der Wittwe und hausten auf ihrem Acker, wie wenn die wilden Schweine ihn durchwühlt hätten. Am Morgen kamen dann die guten Schnitterknaben, fanden ihre Arbeit verheert, und nach ihnen die Mutter und die Töchter, denen dieser Acker gehörte; die Schnitter stampften, die Töchter erblaßten und die Wittwe schlug ihre Hände über dem Kopfe zusammen mehr wegen der Sünde, Gottes Gaben also zu verwüsten, als wegen des Schadens und der Schande, die sie davon hatten.

Der junge Hummel sah einmal einer solchen Wittwe, die es Gott klagte, daß Menschen so boshaft sein konnten, hinter dem Zaun zu und fing laut an zu jauchzen. Die Frau, erbittert ob des Jauchzens, rief ihm zu: Gott wird dich strafen, du Bösewicht, wer du immer bist! Jetzt schwieg er doch mit dem Jauchzen und schlich sich gebückt hinter dem Zaun fort, daß ihn Niemand sehe.

Da aber dieser Frevel in Bonnal und in der Nachbarschaft

etliche Mal begegnete, fing man an, wirklich davon zu reden, der Hummel möchte dahinter stecken; man paßte ihm hie und da auf, und er wäre einmal von den jungen Burschen in Hirzau beinahe zu Tode geschlagen worden. Er hatte die Frechheit, am Morgen, da dieser Frevel in der Nacht geschehen, noch ins Wirthshaus zu gehen, darin zu trinken und Muthwillen zu treiben, als eben der Bericht, daß dieser Frevel in der Nacht geschehen, ins Wirthshaus kam. Alles sah ihn an und er merkte, daß man Verdacht auf ihn hatte. Er wollte trotzen und sagte: Was meinet ihr, daß ihr mich so ansieht? Aber die jungen Burschen verstanden es nicht so, sie hatten auch ein Glas Wein im Kopfe und sagten ihm: Es ist kein Mensch als du. Ihr sagt es wie Schelme, erwiederte er. Da brach das Feuer los. Die jungen Burschen griffen ihn an, und da er das Messer zog, traten sie ihn mit Füßen und er wäre wahrscheinlich todtgeschlagen worden, wenn nicht ein paar verständige Männer ihn dem jungen Volk aus den Händen gerissen und in Sicherheit gebracht hätten. Die gleichen Männer, die ihn retteten, verklagten ihn aber dann am nämlichen Tag beim Junker; aber da sie nichts beweisen konnten, geschah ihm auch nichts. Doch war der Junker sehr erbittert über den Vorfall und sagte, er wolle diesem Frevel in der Wurzel abhelfen und das Nachtschneiden dem jungen Volk überall verbieten. Aber der Junker hatte Unrecht. Wenn ein Baum an der Wurzel leidet, so muß man ihn darum nicht mit sammt der Wurzel ausgraben; man kann keiner Wurzel damit zur Gesundheit helfen, wenn man den Baum selbst absterben läßt. Das that jetzt der Junker. Aber das Volk hat in solchen Fällen oft einen weit sicherern Takt für das, was dem Lande frommt, als viele Herren, die das Recht aus dicken Büchern gelernt haben. Das neue Verbot that Jungen und Alten in der ganzen Gemeinde so weh, daß, als es der Pfarrer verlas, in den Weiber- und Männerstühlen ein großes Gemurmel entstand; wenn er eine neue Auflage von Hühnergeldern oder Ostereiern für's Schloß verlesen hätte, wäre kaum ein größeres Gemurmel entstanden. Als sie aus der Kirche

gingen, standen die Männer in allen Ecken zusammen und es war nur eine Stimme: Es ist nicht recht, daß unsere jungen Leute um ein paar Bösewichter willen eine alte Gewohnheit aufgeben müssen, die bei unsern Vätern und Großvätern dem Volk viele Freude gemacht und auch manche brave Heirath veranlaßt hat. Viele sagten, es wäre besser, er hätte den, der es gethan, aufhängen lassen, als daß er dem jungen Volk diese alte Freude verbiete. Der alte Vogt Lindenberger lebte noch und sagte laut, wenn der Junker den Hummel gefangen gesetzt und die Sache scharf untersucht hätte, so wäre er gewiß auf ihn hinausgekommen. Dann hätte der Junker der Sache recht an die Wurzel gegriffen; aber so wie er's gemacht, sei's nicht recht; und als er den Hummel nach der Kirche auf der Straße antraf, sagte er zu diesem: Es ist doch Niemand als du, der es gethan, und wenn du diesmal den Lohn dafür nicht gekriegt hast, wie du's verdienst, so wirst du ihn sicher noch bekommen, und denk' daran, ich will das Meinige dazu thun, daß es dir nicht fehle. Der Hummel war so frech, daß er ihm antwortete: Nur gethan, Herr Untervogt, wenn ihr glaubt, daß ihr's dürft. Wenn ihr etwas wider mich wißt, so redet nur, es hat gute Rechte im Lande. Der alte Vogt sagte noch: Wart' nur, wart' nur! und der Hummel sagte ihm: Wie alt seid ihr, Herr Untervogt? und lief pfeifend von ihm fort.

Es kam in diesem Zeitpunkt überhaupt noch Vieles zusammen, das das alte, stille, ehrenfeste Leben des Dorfs zu Grund richtete und auf einmal eine Lebensweise von Frechheit, Hoffahrt und Gewaltthätigkeit hineinbrachte, daß ein Mensch, der nur zehn Jahre vom Dorf abwesend gewesen wäre, sich nicht mehr darin hätte erkennen können.

Auch das Baumwollenspinnen ist in diesem Zeitpunkt aufgekommen und wirkte unglaublich zu dem Verderben, das jetzt so allgemein und vielseitig eingerissen. Die wohlhabendsten Leute unserer Gegend hatten ehedem nicht Geld. Ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen das, was sie zum Essen, Trinken und zur Kleidung brauchten, im Ueberfluß

auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und brauchten in ihren Haushaltungen gar wenig Sachen, die sie sich mit Geld anschaffen mußten. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald alle Säcke voll Geld; und da das Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich vom Hausen und Sparen gar nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst in den Mund, hängten ihn an Kleider, brachten hundert Sachen auf und führten hunderterlei Arten von Bedürfnissen ein, von denen vorher kein Mensch im Dorf etwas wußte. Zucker und Kaffee kam allgemein bei uns auf. Leute, die keine Furche Land hatten, waren schamlos genug und trugen ein Scharlachwams und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Die, welche Güter besaßen, wollten natürlich auch nicht weniger sein, als das Baumwollenvolk, das vor kurzem ihnen noch um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab, und es gingen darum eine Menge der ältesten besten Bauernhaushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinnerleichtsinn hineingeriethen, Kaffee und Zucker brauchten, bei den Kaufleuten Tuchkonto aufschreiben ließen und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf ihren Gütern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich, ihre Kinder und Kindskinder genug gehabt hätten, wie ihre Vorfahren bei hundert Jahren genug davon hatten und glücklich dabei waren.

Der erste, der in unserm Dorfe ein Scharlachwams und fremdes Tuch zum Kittel trug, war der Hummel. Er hatte es freilich nicht mit Baumwollenspinnen verdient, denn er arbeitete nicht; er hat vielmehr das Geld dazu Baumwollenspinner-Lumpen, die mit ihm spielten, abgewonnen und hängte es vorzüglich darum an die Kleider, weil er dadurch hoffte, eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarschaft nach) zu erhaschen. Aber damit war es gar nicht so geschwind richtig. Er betrog im Spiel, und das so frech, daß man es bald merkte und die Lust, mit ihm zu spielen, in vielen verging, denen er bisher Vieles abgewann. Er that, was er konnte, seinen Spieler-Credit

aufrecht zu halten und wieder herzustellen, aber auf eine Weise, die gar nicht zu diesem Ziel, sondern zum Gegentheil davon führte. Er hatte, so jung er war, schon viele Schulden und es kam ihm kein Sinn daran, sie zu bezahlen; nur die Spielschulden zahlte er pünktlich und sagte, was auch einige Schwächlinge aus höhern Ständen sich nicht zu sagen schämen: Spielschulden seien Ehrenschulden und die gingen allen andern voran, die müsse man bezahlen, wenn man auch den künftigen Tag betteln gehen müsse. Aber dieser Spieler=Hochmuth half ihm doch nicht. Das Gerücht, er betrüge im Spiel und man möge spielen können, wie man wolle, so müsse man doch mit ihm verlieren, machten, daß auch die frechsten Buben seinethalben für ihr Geld Sorge trugen, und mit ihm war es, wie wenn das, was er schon gewonnen, ihm gleichsam wieder wie zur Tasche hinausflöge. Das hatte für ihn böse Folgen. Er wollte wieder neue Hoffahrtskleider kaufen, aber da die alten noch nicht bezahlt waren, weigerte ihm der Kaufmann den Credit. Das war ein großer Stoß für den stolzen Buben. Da er von Jugend auf die Kleider nicht achten gelernt hatte, so sah er in seinen nun alternden Hoffahrtskleidern von Kopf bis zu den Füßen bald aus wie ein landfremder Strolch, der in den Scheunen übernachtet und Monate lang nicht aus den Kleidern kommt.

Und es ist recht gut, daß dieses so ist und solche Hoffahrts=kleider vom Gebrauch weit geschwinder ekelhaft werden, als gewohnte Landestrachten. Der Gedanke, sie sind bald wieder alt und ich muß bald wieder neue haben, hält doch manchen Armen, der danach gelüsten würde, ab, etwas zu kaufen, darin es ihm in Kurzem gehen könnte, wie jetzt dem Hummel. Der stolze Bursche hatte jetzt eine harte Zeit; denn da er noch im Flor war, und mit seinen Thalern in der Tasche und mit seinen Kleidern am Leib Pracht treiben konnte, machte er sich über Jedermann, der dieses oder jenes etwa nicht so hoffährtig hatte, als er, lustig. Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er in seinen jetzt immer lumpiger werdenden Kleidern

gleich hoffährtig vor ihnen stand, und bald diese, bald jene, die nichts von ihm wissen wollte, an den Arm nahm. Der verstorbenen Kirchmeyer Leutold hat er's bis ins Grab nachgetragen, daß sie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er sie in seinen lumpigen und schmutzigen Hoffahrtskleidern auch so zutraulich bei der Hand nehmen wollte, zur Antwort gab: Was willst du denn mit uns? Ding du zu Krieg, du bist sonst zu nichts gut. Lange Zeit gaben ihm jetzt sehr viele Töchter, wenn er etwas mit ihnen wollte, diese Antwort: Was willst du doch mit uns? Ding du zu Krieg, du bist sonst zu nichts gut.

---

68. Hummel weiß sich im Schlosse angenehm und bald auch unentbehrlich zu machen.

Es wäre sicher dazu gekommen, daß er das hätte thun müssen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen und dem Junker aufs neue Jahr für die junge Herrschaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch diesen Umstand hatte er sich ins Schloß eingeschlichen und ist gar bald wieder zu ganzen Taschen voll Geld und zu aller Hoffahrt gelangt. Das Rehböcklein machte im Schloß eine solche Freude, daß man dem Hummel Wein und Brod zustellte und viel Geld dafür gab, und der schlaue Bursch sagte zum Junker: Aber ich darf doch auch alle Wochen ein paarmal ins Schloß kommen und sehen, wie es meinem lieben Rehböcklein geht? Es kennt mich jetzt so wohl und ist an mich gewöhnt. Ja freilich, sagte der Junker, komm du nur, du wirst allemal ein Glas Wein finden, wenn du kommst. Er ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schlich sich zuerst in die Küche, holte da Salz für sein Rehböcklein, trieb mit müßigen Knechten und Mägden den Narren, fand da immer etwas für sich in den Mund und dann bald hie und da etwas in die Tasche, daß es Niemand merkte, wie es hineinkam. Er bekam auch in Kurzem im Schloß den Ruhm, was für ein verschmitzter junger lustiger Bursch

er sei. Er legte es aber auch darauf an, sich mit seinem Rehböcklein an Orte zu stellen, wo viele Leute aus dem Schloß bei ihm vorbeigingen. Bald stand Jedermann bei ihm still und gab ihm Gelegenheit, dies oder jenes zu sagen, das Aufmerksamkeit auf ihn erregte.

Er fiel vorzüglich dem Schreiber im Schloß auf. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit ihm sagte dieser geradezu in seinem Büreau: Einen feinern Galgenbuben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Er nahm sich im Augenblick vor, ihn an sein Seil zu bringen, und machte den Junker auf ihn aufmerksam. Dieser stand auch, wenn er mit seinem Rehböcklein im Schloßhofe war, und sogar oft mit seinen Damen bei ihm, die den Burschen alle sehr lustig fanden und oft seine Antwort selber bei Tische wiederholten. Der Schreiber hatte schon längst bei sich ausgemacht, er könne ihn im Dorf zu einem Emolumenten-Jagdhund brauchen, wie er nicht leicht einen finde, und da man einmal bei Tische über einen seiner Einfälle laut lachte, sagte dieser zum Junker: Sie sollten den Burschen ins Schloß nehmen, ich wollte etwas Rechtes aus ihm machen. Probirt's mit ihm, sagte der Junker, wenn's etwas Rechtes aus ihm gibt, so will ich ihn ins Schloß nehmen, aber nicht gleich im Anfang. Sie haben Recht, Junker, es ist besser, er bleibt im Dorf und kommt nur zu gewissen Stunden ins Büreau.

Nun war's in der Ordnung. Er war jetzt im Schloß einheimisch, und der Kaufmann, der ihm nur vor ein paar Monaten Credit zu einem Kleid abschlug, gab ihm jetzt Tuch, so viel er wollte. Er kam in wenigen Tagen in einem ganz neuen Kleid ins Büreau. Der Schreiber sagte ihm: Das ist brav, das ist brav. Du mußt machen, daß man dich Kleiderhalber zeigen dürfe, es mag ins Büreau hineinkommen, wer will; und mit dem neuen Rock nahm auch das Ausspotten des jungen Volks über ihn ein Ende. Es war jetzt seines neuen Rockes halber allgemein im Dorf ein Sprüchwort, er habe durch das Rehböcklein ein Fell bekommen, wie kaum noch ein Rehböcklein irgend Jemand

ein Fell geschenkt habe. Einer, der es hörte, sagte: Wenn ihm nur nicht gar zu große Hörner in diesem Fell wachsen. Wie meinst du das? sagten die Andern. Er antwortete: Wie ich das meine? Ich meine, es könnte dahin kommen, daß ihm in diesem Fell Hörner wachsen können, mit denen er die Leute um sich her so in Schrecken jagt, daß kaum ein wilder Ochs im Wald es könnte. Die Stube, in die er jetzt hineinkommt, ist ein Ort, wo böse Hörner gar leicht groß und stark werden.

Des Mannes Wort war eine wahre Prophezeiung. Es wuchsen dem schnöden Buben in der Schreibstube Hörner gegen das Volk und gegen sein Heil, die der unbefangenen Unschuld in dem Lande gewiß so fürchterlich wurden, als die Hörner eines wüthenden Ochsen einem unbewaffneten Menschen, wenn er ihn auf sich zurennen sieht. Er hatte einen großen Meister. Der Schreiber war einer der größten Federschurken, die je in unserm Lande Dintenkünste und Radirgewalt ausgeübt, und der eben so mit seiner Zunge die bösen Künste der Feder zu unterstützen und abträglich zu machen, und das Volk in den Formen des Rechts und in den Verfänglichkeiten des Rechnungswesens auszusaugen verstand; und der Hummel begriff die bösen Künste des Mannes so leicht, wie wenn er sie von der Wiege auf getrieben oder gar in sich selbst mit auf die Welt gebracht hätte.

Er wurde bald, wie der Schreiber voraussagte, ein guter Emolumenten-Jagdhund und geeignet, auf den Schandwegen der Verführung und der Verfänglichkeit alles Unglück und allen Jammer anzubahnen, was die menschliche Bosheit beim Mangel einer festen menschlichen Gesetzgebung und Regierung durch die Formen des Rechts über die unberathene und unbesorgte menschliche Unschuld und Schwäche zu verhängen vermag. Er übertraf auch die Erwartungen des Schreibers auf eine Weise, daß dieser oft zu sich sagte, er glaube, er könnte die halbe Welt auslaufen, ehe er einen Burschen, wie diesen, wieder finden würde. Wo etwas Krummes im Dorfe in dem Wege war, das man auf irgend

eine Art in ein Rechtsnetz oder in eine Rechtsschlinge hineinlocken konnte, spürte er es sicher aus und wenn es einmal in seine Schlinge gebracht war, so hielt er es sicher so lange darin fest, als es ihm noch etwas eintragen konnte, und er wußte die schwachen Menschen, selbst wenn er ihnen das größte Unrecht that, dennoch auf tausenderlei Weise an sich zu ketten. Jedermann wußte, daß er im Schloß ausrichten könne, was er immer wolle, darum wandte sich auch Jedermann, der daselbst etwas suchte, wenn er Recht hatte, bei Tag, und wenn er Unrecht hatte, bei Nacht an ihn, und man verbarg es sich nun nicht mehr, man könne im Schloß, wenn man den Hummel an der Hand habe, in der Audienzstube, in den Kellern und auf dem Kornboden des Junkers ausrichten, was man nur wolle. Darum wandte sich auch Alles an ihn und viele bezahlten ihm seine Fürsprache mit schwerem Geld.

---

69. Wer einmal ein schlechter Mensch ist, der kann auch kein guter Ehemann, kein guter Sohn und kein guter Vater sein.

Wer ihm aber seine Dienste am theuersten bezahlte, war der Müller in Grienbach; der gab ihm seine Tochter dafür, daß er ihm im Schloß Wein und Früchte zu wohlfeilen Preisen lieferte. Man hielt diesen Müller damals allgemein für sehr reich und der Hummel meinte mit dieser Tochter den besten Fang zu thun, der in seiner Gegend nur möglich sei. Aber es ging nicht zwei Jahre nach der Heirath, als es allgemein ruchbar war, er stecke in großen Schulden und seine Häuser und Güter seien kaum werth, was er darauf verzinsen müsse. Sobald aber der Hummel das merkte, hatte seine Frau das elendeste Leben. Er warf ihr alle Tage vor, ihr Vater sei ein Schelm und habe ihn mit ihr betrogen, und wenn sie ihm antwortete, sie sei doch nicht schuld, erwiederte er, sie habe wissen können, wie es stehe,

und wenn sie nicht ein Schelm an ihm hätte sein wollen, wie der Vater, so hätte sie es ihm sagen müssen.

Sie liegt jetzt hier — Staub und Asche! Eure Thränen redeten vor wenig Tagen Verzeihung für sie und mein Herz ist bewegt über ihren Tod. Friede sei mit ihren Gebeinen und der Todtenwecker erwecke sie einst zum ewigen Leben! Aber ihr Vater hat sie dahingegeben zum Opfer seines Geizes, einem Bösewicht, der sie nicht liebte und sie elend machte. Als der Müller starb, trug er den Jammer dieser That mit sich ins Grab. Unvergeßlich bleibt die Lehre, die sein Tod in die Herzen geprägt, daß der Mensch, wenn er um seiner selbst willen nicht fromm und treu sein will, es doch um seiner Kinder willen sein sollte.

Da der Hummel nun verheirathet war, wollte er auch mit Gütern groß thun, aber er war kein Bauer. Und wie hätte er einer sein können, so träge, so liederlich und unordentlich, als er war? Es war nur Hoffahrt, daß er Güter haben wollte. Er besorgte sie nie recht und zog bei Weitem nie daraus, was seine Nachbarn. Der Kuhhandel hingegen war ihm einträglich. Er brachte aber auch viele Haushaltungen damit um Hab und Gut. Die Armen wurden ihm bald schuldig und wer ihm schuldig war, mußte mit ihm handeln, und wem er im Schloß einen Gefallen that, der mußte ihm eine Kuh dafür abkaufen oder mit ihm tauschen. Er gab den armen Leuten oft in einem Jahr mehr als ein Stück, aber eins schlimmer als das andere.

Da der Zustand seines Vaters immer schlechter wurde und er sah, daß das Wenige, das ihm an Haus und Gütern noch übrig blieb, nach und nach auch zu Grund gehen würde, beredete er ihn, ihm seine Schulden und Güter zu übergeben und sich bei ihm zu verleibdingen. Das erregte einen großen Schrecken bei allen denen, denen sein Vater schuldig war, und auch bei denen, die ihm etwas schuldig waren. Er machte Alles, was sein Vater schuldig war, streitig, drohte ihnen mit Prozessen und erschreckte sie, daß sie die Hälfte und noch weniger nahmen, um seiner los zu werden. Die ihm schuldig waren, hatten die nämliche Plage. Er forderte,

was ihm in den Sinn kam und was sie schon bezahlt hatten, und wenn sie keine Quittung aufzuweisen hatten, so mußten sie ihm geben, was er wollte, weil es in seinen Büchern nicht durchgestrichen war. Dem Vater hatte er bei der Uebergabe seines Gutes schriftlich ein ehrliches Auskommen und eine liebreiche Behandlung versprochen; aber sobald er die Uebergabetitel aus der Kanzlei hatte, ließ er den alten Mann darben, daß alle Nachbarn Mitleiden mit ihm hatten; der Kirchmeyer Kienast selig hat ihn so zu sagen unterhalten und mit sich essen lassen, wenn er wollte; er kam auch fast alle Tage und klagte immer mit Thränen, wie gottlos sein Bube mit ihm umgehe. Aber wenn es der Junge merkte, so wüthete er gegen den Vater und sagte hundertmal, er wolle ihn in den Boden hineinschlagen, wenn er sich mehr erfreche, einen Mund voll Brod in einem fremden Hause zu essen. Er machte sich auch nichts daraus, öffentlich vor den Leuten zu sagen, das Beste wäre, der alte Lump ginge bald weiter, er nütze so nichts mehr auf der Welt. Das alles ängstigte und verwirrte den armen Mann so sehr, daß er sich in den Kopf setzte, sein Bube wolle ihn noch vergiften, so daß er keinen Löffel voll Suppe ohne Angst aß, wenn er wußte, daß dieser beim Kochen oder sonst am Wege gewesen, und allemal mit Aengstlichkeit Achtung gab, ob er auch davon esse.

Man rieth dem Alten, ins Schloß zu gehen und dem Junker zu sagen, wie er's bei dem Sohn habe. Er that es und bat den Junker mit tausend Thränen, er solle doch dem Buben zusprechen, daß er, so lange er lebe, auch noch christlich mit ihm umgehe. Der Junker befahl ihm, er sollte morgen mit seinem Sohn wieder ins Schloß kommen, damit er ihn auch verhöre. Der Hummel vernahm, was der Vater im Schloß gethan hatte, ehe er wieder heimkam, war aber ganz freundlich mit dem Alten, sagte, er wollte gern kommen, und er begehre nichts, als was recht sei. Als sie nun zum Schloß gingen, überredete er den Vater auf dem Wege, Kirschwasser zu trinken, indem er ganz zutraulich zu ihm sagte: Das macht Herz und Courage, wenn man

vor die Obrigkeit will. Es war kalt und im Januar, und der Alte ließ es sich belieben, denn der Bube bezahlte für ihn. Aber da er jetzt aus der Kälte in die warme Stube kam zum Junker und seine Klage anbringen wollte, schwankte und stotterte er wie ein besoffener Mann, und das Gebraunte stank ihm zum Mund heraus. Der Sohn hingegen stellte sich gar demüthig, that, wie wenn er fast darob weinen müßte, und sagte, es könnte wohl nichts Traurigers sein, als wenn Kinder mit ihren Eltern vor die Obrigkeit müßten, und es sei ihm, so lange er lebe, nichts begegnet, das ihm so weh thue; weil es aber doch jetzt so sei, so müsse er in Gottes Namen sagen, wo der Igel im Haag liege. Wenn er den Vater vom Morgen bis zum Abend lumpen und in den Wirthshäusern stecken ließe und dann für ihn zahlte, so hätte er gewiß nichts über ihn zu klagen; aber er vermöge das nicht und es sei, ob Gott wolle, genug, daß er die schönen Sachen, die er gehabt, beinahe bis auf den letzten Heller durchgebracht u. s. w. Der Bube konnte reden wie eine Dohle und allem eine Farbe anstreichen, wie er nur wollte, und der Junker mußte wohl glauben, was er sagte, der Branntwein roch ja dem Alten zum Mund heraus. Auch war die Sache bald richtig. Der Junker war über ihn böse und sagte zu ihm: Du alter, versoffener Lump! Ich muß ja mit meinen Augen sehen, daß dein Sohn Recht hat und mit dir geplagt ist. Gehe mir im Augenblick aus der Stube und halte dich, daß er keine Klage auf dich hat. Auf dem Heimweg sagte der Hummel wohl zwanzig Mal zu seinem Vater: Du alter versoffener Lump, wie ist's jetzt gegangen? Und so lange er lebte, war dies immer seine Antwort, wenn sein Vater etwas klagte. So handelte er mit seinem Vater.

Seine Frau hatte, wie ich schon gesagt, seitdem er wußte, daß sie nicht viel von ihrem Vater erben werde, das erbärmlichste Leben, und sein einziges Kind hatte das nämliche Schicksal. Es war ein Knabe, aber er brachte sein Alter nicht auf 10 Jahre und war immer kränklich und schwächlich, dabei jedoch ein gutes und frommes Kind. Er saß viel

über der Bibel, las und betete viel; er hatte nicht Kräfte zu arbeiten, aber er sah das Unrecht, das in seines Vaters Haus herrschte, und so jung er war, hatte er schon Thränen darob vergossen und dann und wann unverholen gesagt, daß es ihm noch das Herz abdrücke, dies und jenes zu sehen. Sein Vater haßte ihn, nannte ihn nur Serbling und altes Jammerweib und im Rausch hatte er ihn gar etliche Mal verspottet, wenn er laut und inbrünstig betete. Die Magd, die in des Knaben Kammer schlief, hat bei seinem Tod bezeugt, daß er oft ganze Nächte durch gejammert und kein Auge zugethan, wenn er dazu gekommen, daß sein Vater Jemanden ins Unglück zu bringen gesucht und gedrückt. Etliche Tage vor seinem Tode hat er dem Pfarrer gestanden, was ihm auf dem Herzen lag und ihn gebeten, daß er doch, aber erst, wenn er gestorben, mit dem Vater darüber rede. Der Pfarrer hat es auch gethan, aber der Vater gab ihm zur Antwort: Es scheint, der Bube ist bis in den Tod ein einfältig Tröpflein geblieben, wie er bei Leben immer war. Doch gab er in der Sterbewoche des Knaben einigen Armen etwas Rüben und Erdäpfel zum Almosen.

Alle Verhältnisse, die sonst auch des Menschen Herz erhoben, waren nichts für ihn. Er war als Sohn, als Ehemann, als Vater der gleiche schlechte Mensch und die Wohnstube, in der sonst auch der schlechteste Mensch Augenblicke hat, die ihn zur innern Erhebung seiner selbst und zu den reinern, sanftern Gefühlen der Menschlichkeit im häuslichen Leben hinführen, machte diesen Eindruck nie auf ihn; sie war ihm im Gegentheil so zur Last, daß ihm kein Augenblick darin wohl war, wenn nicht irgend ein Fremder bei ihm in der Stube war.

So wie er gegen die Seinigen handelte, handelte er gegen alle Menschen und zum Unglück für sein Dorf kam er bald in die Lage, in welcher die Folgen seines bösen und schlechten Herzens bald allgemein drückend und ansteckend zugleich wurden.

70. Hummel erhält den Weibeldienst.

Das Verhältniß zwischen ihm und dem Schloßschreiber wurde immer enger und griff immer weiter. Er war oft Stundenlang bei ihm allein, um mit ihm zu überlegen, wie man diesen oder jenen in einen Prozeß verwickeln und auf diese oder jene Weise um sein Hab und Gut bringen könne. Auf des alten Weibels Tod paßten sie schon Jahre lang, um diese Stelle dem Hummel zuzuschanzen. Endlich starb er und der Schreiber schlug ihn dem Junker spät am Abend, da er schon schläfrig und etwas weniger als ganz nüchtern war, zu diesem Amt vor. Der Junker sagte halb im Schlaf: Ja, aber er wußte einen Augenblick darnach nicht, wovon die Rede gewesen, und als der Schreiber ihm am Morgen sagte, der neue Weibel sei vor der Thür und wolle mit ihm sprechen, wußte der Junker nicht, von wem er redete und fragte, wer der neue Weibel sei. Jetzt that der Schreiber, wie wenn er gar nicht begreifen könnte, daß der Junker vergessen, was er gestern mit ihm darüber geredet. Der Junker aber sagte: Das macht nichts, das macht gar nichts; der Mann ist mir recht, ich mag ihn wohl zum Weibel haben. Jetzt war die Schelmengeschichte abgethan und der Hummel Weibel. Und nun rief ihn sein Amt in die Hütte des Elends. Die Gefangenen kamen in seine Hände. Treiben und Pfänden war jetzt das Handwerk, bei dem er sein Brod fand, und den Vater vom hungernden Weibe, die Mutter von den weinenden Kindern wegzuführen, das Elend des Lebens in hundert Hütten aufs Aeußerste zu bringen, dahin führte ihn jetzt fast täglich sein Beruf; aber seinem Herzen war es gar nicht zuwider. Er rechnete immer nur, was ihm jedes Stück, das er so hin und her führte, auch eintrug und verstand es vortrefflich, den Lohn dieser Arbeit auf den höchsten Pfenning zu treiben. Mit seinem Weibeldienst war er aus dem Privatstand, in dem er es in allen seinen Künsten eines verschmitzten verfänglichen Bösewichts gegen seine Nebenmenschen schon so weit gebracht, in eine der untern Stellen des öffentlichen Diensts getreten.

Ihr habt den Weg, wodurch er dazu gekommen, gesehen. Er ist schrecklich. Man kann sich wirklich fast nichts Schrecklicheres denken, als wenn Schelme durch Schelme also der Obrigkeit empfohlen zu öffentlichen Aemtern gelangen und gleichsam wie Contrebande ins Land eingeschwärzt werden oder vielmehr wie die Pest ins Land einzudringen, Mittel und Gelegenheit finden. Die Gewalt der Fürsten ist heilig und ihr Dienst ist ein heiliger Dienst; aber darum sollten die Obrigkeiten auch keine ruchlosen Menschen in ihren Dienst nehmen und nicht vergessen, daß der Dienst des niedrigsten Weibels im Dorf ihr Dienst, daß er ein heiliger Dienst ist. Ich habe einst einen Mann, von dem ich wußte, daß er mit dem Zustand des Volks genau bekannt war, sagen hören, wenn er wissen wolle, ob ein Land gut regiert werde, so sehe er nur, ob die Vorgesetztenstellen in Städten und Dörfern, selbst bis auf die niedrigsten hinab, von stillen, gutmüthigen und ihren Nachbarn und Verwandten lieben Menschen besetzt seien. Wenn er das sehe, so denke er, Gottes Segen wohnt in diesem Lande; wo aber das mangele, so trüge ihn auch kein öffentlicher Glanz; er sei zum Voraus sicher, daß die große Mehrheit des Volks, in so weit das von der Regierung abhänge, nicht gut besorgt sei. Ich antwortete dem Manne, der mir das sagte: Kommt denn so viel darauf an? Er antwortete mir: Man sieht's nicht und glaubt's nicht, aber es ist doch wahr, der innere, wahre und allgemeine Genuß des Hausfegens, d. h. die ächten und einzigen Fundamente des wahren Volkswohls hängen ganz davon ab. Ich habe des Mannes Worte nicht recht begreifen können und glaubte immer auch nur halb daran; aber das Leben Hummels gibt mir hierüber einen Aufschluß, der mir dieses Wort, ich möchte sagen, gleichsam zu einem heiligen Wort macht. Von dem Augenblicke an, daß er Weibel ward, ist Recht und Gerechtigkeit in seinem Dorf völlig zu einem Schelmenmittel geworden, alle Haushaltungen zu verwirren, sie um das Ihrige und ins Unglück zu bringen. Er kam als Weibel in alle Häuser hinein. Er wußte alle Schulden, die ein jeder hatte, und da bei der Lumpenordnung,

die in der Schreiberei war, jede Versteigerung, insonderheit eines größern Hofs, eine Goldgrube für den Schreiber und ihn war, so wiegelte er, wo er immer einen Bauer in Verlegenheit wußte, ihm seine Schuldner auf und so brachte er alle Jahre mehrere Bauern auf die Gant (Versteigerung), und es ist jetzt allgemein bekannt, daß weder der Leutold mit seinen zwölf Kindern, noch der Bauer auf dem Reutihof, noch der Haselberger zur Gant getrieben worden wären, wenn er nicht mit dem Schreiber Mittel gefunden hätte, sie in kostspielige Prozesse hineinzuführen und ihnen ihre Schuldner aufzuwiegeln. Auch sagt man, es seien bei allen diesen drei Ganten mehrere Tausend Gulden auf die Seite gekommen, daß kein Mensch wisse, wohin.

Es ist jetzt mehr denn zwanzig Jahr seit diesen drei großen Ganten; aber das Elend, das daraus entstanden, dauert noch jetzt und wird noch lange dauern, wenn wir Alle nicht mehr da sind. Es sind unter den 35 Almosen-genossen vierzehn Abkömmlinge von diesen Vergantteten; außerdem sind noch vier Abkömmlinge von ihnen wegen Diebstahls im Zuchthaus und fünf Töchter und sieben Knaben von ihnen ziehen im Bettel herum, und so wie er eine Menge Menschen um Hab und Gut gebracht, und ich darf wohl sagen, das ganze Dorf an seinem Eigenthum ge-schädigt, so hat er dasselbe eben so ehrlos gemacht und auch die letzte Spur der alten Ehrenfestigkeit, die darin statt hatte, vernichtet. Er hat als Weibel so viele Leute ins Schloßgefängniß gebracht, daß alle Ehrenfestigkeit unter uns aufgehört hat. Es waren vorher viele Geschlechter, die eine Freude daran hatten und ihre Ehre darin suchten, daß bei hundert Jahren Niemand von ihrem Namen ins Gefängniß gekommen; aber er hat es dahin gebracht, daß das Niemand mehr sagen konnte und daß im Gegentheil Schurken, die sehr oft in allen Gefängnissen herumgeschleppt worden, sich eine Ehre daraus machten, öffentlich im Wirthshause Brüder-schaft mit einander zu machen und Niemand an ihrem Tisch zu dulden, der nicht schon wenigstens einmal gefangen ge-wesen. Diese Frechheit der Ehrlosigkeit war, ich möchte

sagen, beinahe noch obrigkeitlich eingeübt und plausibel gemacht. Waren Reiche gefangen, so fraßen und soffen die Gefangenwärter mit ihnen; waren es Arme, so stahlen sie noch vom Brod, das ihnen gehörte. Der Hummel benutzte auch die Vortheile seines obrigkeitlichen Dienstes auf eine Weise, wie es selten einem Andern gelang.

Im siebenten Jahr seines Weibeldiensts kaufte er das Wirthshaus und die Mühle und konnte 4500 fl. baares Geld daran zahlen, ohne das Geld, das er noch zur Einrichtung hatte. Das Wirthshaus und die Mühle verdoppelten ihm jetzt natürlich die Mittel, das Dorf von allen Seiten auszusaugen, wie er nur wollte. Die meisten Leute im Dorfe haben selten einen ihren Bedürfnissen das ganze Jahr genugthuenden Vorrath im Haus; dann entlehnen sie im Wirthshaus und in der Mühle auf die künftige Ernte, meistens ohne Ordnung und Rechnung; ein harter Mensch, der noch, wie der Hummel, verschmitzt und verfänglich ist und noch dazu einen obrigkeitlichen Dienst hat, ist dann offenbar in der Lage, solche Leute zu schädigen, wie er nur will, und ihren Haushaltungen von allen Seiten Fallstricke zu legen, die sie nothwendig unglücklich machen müssen.

Wie der Fisch im Wasser in Schleußen fällt, wie der Vogel in der Luft sich im Garne verstrickt und das Wild im Feld in Gruben gelegt wird, also fiel unser Volk dem Hummel jetzt in seine Hände.

Er benutzte die Unzufriedenheit eines jeden Menschen gegen denjenigen, über den er sich beklagte, dahin, ihn über denselben so zu empören, daß dieser am Ende sich gar nichts mehr daraus machte, ihm Unrecht zu thun und ihn zu schädigen. Dem störrischen Kind sagte er, warum es doch einer Mutter folge, die so eine Frau sei, wie die seine; dem Hoffährtigen, sein Vater sollte sich schämen, daß er ihm dieß und jenes nicht gebe, wie es Andere hätten, die gar viel weniger im Vermögen hätten, als er; dem Fleißigen, er sei ein Narr, daß er sich so plage und nicht mehr Dank davon trage; dem Gewinnsüchtigen, er würde unter den Fremden wohl zehnmal mehr verdienen, als daheim; dem Trägen,

warum er doch vom Morgen bis an den Abend so angespannt sein möge, wie ein Roß am Karren; dem Stiefkinde, es sei himmelschreiend, was für einen Unterschied seine Eltern zwischen ihm und den andern machten; dem Knecht, der einen guten Meister hatte, es sei gut, aber doch auch nicht immer, bei einem Esel dienen; dem, der einen strengen hatte: Wenn du dich beim Teufel verdingt hättest, du hättest es nicht schlimmer, als bei deinem Meister; und so auch der Magd, wenn sie ihre Meisterleute rühmte oder wenn sie selbige schalt; und so auch dem Weib, wenn es seinen Mann lobte und wenn es ihn schalt. Aber allemal kam das Lied, wenn sie dann vertraulich worden, am End da hinaus: Du bist ein Narr oder eine Närrin, daß du dir nicht selber hilfst. An deinem Platze würde ich lachen und dieß und das thun, das allemal deutsch sagen wollte: „Stiehl, was man dir nicht gibt und bring's mir."

Ach, die Lehre ward so wohl verstanden, daß ein großer Theil unsers Volks ein Schelmenvolk und ein großer Theil unserer Haushaltungen wahrhafte Lumpenhaushaltungen geworden. Es kam so weit, daß Schulkinder schon ihren Eltern stahlen und im Wirthshaus Wein und Butter und Käse kauften und mit dem Gestohlnen zahlten.

Der Same der Zwietracht, der der Same aller Laster und alles Unglücks ist, war im Innern aller Haushaltungen ausgesät und wuchs allenthalben, wie die Frucht, die im Mist steht. Das Hundertste kam zwar nicht aus; aber man darf doch die Zahl der Menschen nicht nennen, die in dieser Zeit in den Strafregistern und Kriminalacten des Schlosses aufgeschrieben sind. Ihre Thaten sind die Früchte des Samens, den dieser unglückliche Mann ausgesät, auch klagten ihn viele darüber an.

Der arme Uli sagte unter dem Galgen, er habe nicht den zehnten Theil so viel gestohlen, als der Hummel ihm abgedrückt. Und es war wahr, er hatte ihm sein bestes Land mehr als um ein Drittel zu wohlfeil abgekauft, und weil man wußte, daß es der Vogt gern haben wollte und daß er schon mit ihm darüber im Handel sei, so durfte ihm

Niemand mehr darauf bieten. Der arme Tropf hatte keinen Heller gestohlen, bis er vom Vogt gänzlich ausgesogen und an den Bettelstab gebracht worden.

Auch die Lismergrete ist in seinem Haus unglücklich geworden und als sie hernach, da sie ihr Kind umgebracht, bei ihm in Verhaft genommen worden, sagte sie in Gegenwart vieler Leute zum Vogt: Wenn du mich nicht schon einmal hier eingesperrt hättest, so wäre ich jetzt nicht da. — Er hatte nämlich mit eigener Hand den Schlüssel von der Kammerthür genommen, in welcher der Muthwille mit ihr getrieben worden, der ihr jetzt das Leben kostete. — Was eingesperrt? erwiederte ihr der Hummel, da sie ihm diesen Vorwurf machte. Sie antwortete ihm: Du bist an meinem Unglück schuld. — Das könnte eine Jede sagen, die bei mir tanzt und trinkt, wenn sie dann hintennach thät, was du, erwiederte dieser, riegelte die Thür und ging fort.

Auch von den Knechten, die von ihm weggekommen, haben mehrere wegen Diebstahls landesflüchtig werden müssen. Es konnte aber nicht anders sein; sie sind in seinem Haus wie dazu erzogen worden.

So lange er die Mühle hatte, haben seine Karrer bei aller seiner Kundschaft den Hausvätern hinter dem Rücken von den Frauen, Kindern und Dienstboten gestohlne Frucht genommen; sie hatten hinter Hecken und in Winkeln ihre Oerter, wo man ihnen die gestohlnen Säcke ablegte.

Der Christoph, der so lange bei ihm war, jetzt aber auch landesflüchtig ist, wäre vor 20 Jahren schon um deswillen beinah todtgeschlagen worden. Der Rütibauer merkte noch im letzten Jahr, ehe sein Gut zur Versteigerung kam, daß es mit seiner Frucht nicht richtig gehe, und da er seine Frau, die dem Trunk sehr ergeben war, im Verdacht hatte, gab er auf sie Acht und sah sie einmal an einem Morgen, fast vor Tag, mit einem Sack Frucht, so schwer sie tragen mochte, zum Haus hinausgehen; er schlich ihr durch einen Abweg hinter dem Zaune nach und sah sie den Sack in dem Dickicht an der Steige bei dem Mühlweg verbergen, ließ aber die Frau, ohne sich zu zeigen, wieder heim und

wartete hinter der Hecke, wer jetzt den Sack abzuholen kommen werde. Es verging keine halbe Stunde, so kam der Mühlknecht und nahm noch zwei solche Säcke aus dem Dickicht hervor. Als er aber des Rütibauern seinen nehmen wollte, schlug dieser mit einem Zaunstecken so auf ihn zu, daß er in Ohnmacht fiel und eine Viertelstunde in Mitte der Straße liegen blieb, bis man ihn heimholte. Seit dieser Zeit ist Christoph nie mehr ohne seinen großen Hund von Haus weggegangen.

---

71. Wie Hummel Vogt wurde.

Der Hummel hatte den Weibeldienst neun Jahre versehen, als der alte Vogt starb. So sehr ihm aber der Junker gewogen war, so dachte er im Anfang doch nicht daran, diese oberste Stelle im Dorf, die von Alters her nur angesehenen, sehr ehrenfesten Männern anvertraut worden, ihm zu geben. Er kannte einige Fehler an ihm, z. B. Saufen, Schwören, und dachte nicht daran, daß er zu dieser Stelle gut sei; aber der Hummel hatte vom Schreiber und Vikar an bis zum Gärtner, der auch viel auf den Junker vermochte, so viele Leute im Schloß, die ihm das Wort redeten, daß es zuletzt dem Junker selber schien, er habe im Dorf fast alle Stimmen für sich; und doch waren die Stimmen alle, die der Junker hörte, nur Ohrenblaserstimmen und im ganzen Dorfe hätte der Weibel nicht zehn Stimmen zur Vogtsstelle gehabt, wenn es auf eine geheime Abstimmung des Dorfs angekommen wäre. Aber kurz, man machte dem Junker glauben, er wäre den Leuten angenehm und er ward Vogt.

Er that nun in dieser obersten Dorfstelle als eine Art von Obrigkeit, was er vorher bloß als Schelm that und auch als Weibel noch so ziemlich auf Gefahr seines Halses oder wenigstens des Zuchthauses wagen mußte. Aber jetzt setzte ihn seine höhere Stelle in dieser Rücksicht Rechts- und Einflusses halber so außer Verantwortlichkeit und außer-

alle Gleichheit mit allen Dorfleuten, die keine Ehrenstelle haben, daß, wenn auch zehn dergleichen Leute etwas gesagt hätten, dem er widersprechen würde, das Zeugniß aller dieser zehn gegen ihn nichts gegolten hätte, und der Teufel in der Hölle weiß die Vortheile einer solchen Stellung nicht mehr geltend zu machen und besser zu benutzen, als er es wußte. Er war kaum ein paar Wochen in seinem Amt, so zeigte er deutlich, wohin er ziele, und daß er Niemand, wer es auch sei, sich in die Karte hineinschauen lassen wolle. Er vertrieb Alles, was ihm im Wege stand.

Der Bamberger war der erste, gegen den er in dieser Rücksicht die böse Gewalt, die jetzt in seiner Hand war, gebrauchte. Dieser war ein durchaus ehrlicher und fester Mann und der Vogt sah bald, daß, so lange er diesen nicht von seiner Richterstelle vertreiben könne, er keinen Augenblick sicher sei, von einer Seite von ihm angegriffen zu werden, von der er sich durchaus nicht angreifen lassen dürfe. Der Bamberger aber war die Unschuld selber, desto geschwinder fiel er in des Vogts Klauen. Von den meisten andern aber sah er zum Voraus, daß es ihm gar leicht sein werde, sie an sein Seil zu bringen. Ein paar von ihnen waren schon zum Voraus in der Gesinnung Schelme, wie er sie brauchte, andere ließen sich aus Schwäche, ich möchte sagen, fast in der Unschuld des Viehs, das sich an jedem Seil leiten läßt, von ihm hinführen, wohin er wollte. Das Hauptziel aber, wonach er strebte und streben mußte, war, es dahin zu bringen, daß der Junker in Rücksicht auf seinen Einfluß aufs Dorf und in Rücksicht auf das Hauptfundament dieses Einflusses zur Ruhe gesetzt und so viel als bei lebendigem Leib ins Grab gelegt würde. Das setzte er auch vortrefflich durch und wußte es bald dahin zu bringen, daß alles das, dessen sich der Junker im Dorf vorher noch selbst annahm, in einer Art von Trott seinen Weg fortging, ohne daß er Mühe damit hatte oder nur viel davon reden hörte, so daß ihm nach und nach alle Aufmerksamkeit darauf aus der Gewohnheit kam, und damit minderte sich auch natürlich seine Einsicht in diese Gegenstände. Sie wurden ihm all-

mählich ganz fremd und in dem Grade, als sie ihm dieses wurden, wurde ihm der Vogt täglich mehr nothwendig, und in eben dem Grad vermehrten sich auch natürlich des Vogts Mittel, den Junker über das blind zu machen, wovon er wünschte, daß es ihm nicht vor die Augen komme. Die hieraus entsprungene Abhängigkeit des Junkers stieg auf einen solchen Grad, daß es einmal schien, sie fange ihm selber an zu mißfallen und zur Last zu werden; denn so lieb es ihm auf der einen Seite war, nicht mit Geschäften überladen zu sein, so behagte es ihm doch nicht, ganz blind über die Geschäfte zu werden. Er fing auch einmal hie und da ohne des Vogts Vorwissen an, den einen und andern Geschäften näher nachzufragen und kam bald auf die Spur, daß nicht Alles, was der Hummel machte, so ganz den geraden Weg gehe und daß man hie und da im Dorf von diesem und jenem Geschäft sagte, es wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Junker seine eigenen Augen dabei gehabt hätte. Das machte den guten Mann unwillig; aber er verstand sich neben einem Mann, der so schlau als der Vogt war, nicht gut zu benehmen. Anstatt näher nachzufragen und die Thatsachen genauer zu erforschen, auf die sich dieses Gerede gründete, sagte er bei der ersten Spur, die ihm Verdacht machte, es dem Vogt geradezu ins Gesicht und zeigte ihm eben so gerade sein Mißvergnügen. Dieser aber war schon längst auf so etwas gefaßt und antwortete dem Junker: Habe ich etwas Unrechtes gemacht, so bitte ich Ew. Gnaden, es mir zu sagen. Der Junker erwiederte: Ich mag jetzt nicht mit dir über das Vergangene streiten, aber nimm dich in Zukunft in Acht, daß alle Sachen, die an mich gelangen sollen, auch wirklich an mich gelangen. Ich will wissen, was vorgeht. Der Vogt erwiderte: Es kann sich Niemand mehr darüber freuen, als ich. Ich werde Ihro Gnaden Willen gewiß erfüllen.

Damit ging er und betrat acht Tag lang das Schloß mit keinem Fuß mehr, schickte aber des Tags drei, vier, fünfmal Leute ins Schloß, die dieses und jenes zu berichten und zu fragen hatten, und redete mit dem Schreiber ab,

daß er ihnen keine Antwort geben, sondern sie alle an den Junker weisen solle. Nun war dieser von Morgen bis Abend mit Anfragen geplagt, über die er so wenig als ein Kind in der Wiege Auskunft geben konnte; er ließ alle Augenblicke beim Schloßschreiber fragen, ob der Vogt von Bonnal nicht da sei. Der war aber richtig nie da. Im Anfang schämte sich der Junker, ihn rufen zu lassen. Er glaubte, er werde und müsse von selbst kommen, aber es ging ganze acht Tage und es kam kein Vogt. Jetzt ließ ihn der Junker rufen. Er kam zwei Mal nicht; aber endlich zum dritten Mal kam er. Der Junker fuhr ihn an und sagte: Was ist das, daß du dich so lang nicht im Schloß blicken läßt? Der Vogt antwortete ganz kalt: Ich habe geglaubt, hierin den Willen Ew. Gnaden zu befolgen. Der Junker erwiederte: Was ist das, wann habe ich dir denn befohlen, nicht mehr ins Schloß zu kommen?

Vogt. Das eben nicht, aber Sie haben mir doch ausdrücklich gesagt, ich mischte mich zu viel in Sachen, die mich nichts angingen.

Der Junker schüttelte bei dieser Antwort den Kopf, aber es standen ein Halbdutzend Bauern vor der Thür, denen er Antwort geben sollte und nicht Antwort geben konnte. Er meinte, ob er wolle oder nicht wolle, er müsse dem Kerl jetzt doch gute Worte geben. Er wandte sich halb freundlich, halb zürnend zu ihm und sagte nach ein paar Worten, er solle nicht den Schalk machen, sondern alle Tage wie vorhin ins Schloß kommen und jetzt in die Schreibstube gehen und sehen, was die Bauern, die da seien, wollten. Mit diesem Wort saß er im Schloß wieder fester im Sattel, als je. Jedermann sah das. Er hatte jetzt sein Schelmenleben als Vogt auf den höchsten Gipfel gebracht und that nun mit vollendeter Sicherheit, was er vorher noch mit Gefahr thun mußte.

Ein Schelm im Amt ist an Orten, wo die Gerechtigkeit keinen bessern Boden hat, als in Bonnal, bei seinen Schelmenthaten sicherer im Lande, als viele ehrliche Leute, die unter einem solchen Amtmann stehen, bei allem Guten, das sie

thun. Und wenn man sich fragt, wie es ein solcher Mann zu dieser Sicherheit in seinen Verbrechen bringe, so muß man nicht glauben, es sei blos, weil er seinem dummen und trägen Meister wohl dienen könne, nein, es liegt tiefer in der Organisation des Staats und seiner Gesetzgebung, die es nicht zu verhüten vermögen, daß schlechte und niederträchtige Menschen zu Stellen gelangen können, die eidliche Verpflichtungen zu Sachen haben, die nur brave, redliche und edle Menschen zu erfüllen im Stande sind. Da, wo schlechte und niederträchtige Menschen dahin gelangen, daß ihnen leicht solche Amtseide anvertraut werden, da ist das Volk gleichsam an den Meineid eines jeden solchen Mannes verkauft. Das war beim Vogt der Fall. Der Eid, den er auf sich hatte und die Eide, die seine Kreaturen schwuren, waren ihm eine Art Schild, womit er alle seine Verbrechen bedecken konnte. Wo ein solcher Mann diesen Schild vorhält, da werden seine Lügen zur Wahrheit und die Wahrheit seiner Widerpart zu Lügen. Der Werth dieses Schildes ist auch allen gewaltthätigen und ungerechten Menschen, die auf den Dörfern in Ehre und Ansehen stehen, unbezahlbar, auch bedienen sie sich bald allenthalben desselben je länger, je schamloser.

Frage links und rechts und du wirst hören, daß gemeine Leute im Land allenthalben hundertmal eher Unrecht leiden, und ihr bestes Recht lieber aufgeben, als es in ihren Streitsachen auf einen Eid ankommen lassen, solche Vorgesetzte hingegen setzen ihren Eid so kurzweg und unbesonnen zu Allem, was sie oft auch im Rausch reden und thun, daß es Einen schaudert. Auch verfolgt ihrer viele der Fluch, der auf den Meineid von Gott gelegt ist. Es kann nicht anders sein. Menschen, die im öffentlichen Leben so sehr aus dem Gleis des Göttlichen und Christlichen fallen, müssen auch in ihrem Privatleben nothwendig alles Heil und allen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse verlieren und daher kommt es, daß man allenthalben so viele Söhne und Töchter schlechter Vorgesetzten in das äußerste Elend versinken sieht. Der Spruch: Der Herr ist ein eifriger Gott, er rächet die

Missethaten der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht, wird nirgends so schrecklich wahr, als an Kindern solcher Vorgesetzten. Es kann aber auch nicht anders kommen. Da ihre Kinder alle Tage sehen, daß ihre Väter durch Lug und Trug in allem Meister werden und Jedermann mit seiner Wahrheit und mit seinem Recht hinter ihren Lügen zurückstehen muß, so sind sie offenbar alle Tage in einer bösen Schule des Unrechts und der Lügen, und verlernen auf diese Weise alle Art, mit Menschen in der Wahrheit und in der Liebe umzugehen und sie als ihres gleichen anzusehen und zu behandeln. Solche Menschen achten gewöhnlich Jedermann, der, wie sie meinen, weniger als sie ist, für ihren Dienstmann oder für ihre Milchkuh. Das geht denn freilich bei den Kindern, wenn der Vater todt ist und sie nicht auch Vorgesetzte werden, nicht mehr an und wenn sie es probiren, stoßen sie natürlicherweise die Köpfe an und meinen denn doch, es geschehe ihnen Unrecht und können nicht begreifen, warum sie es den Leuten mit ihrem Benehmen nicht mehr recht machen können, da dasselbe, so lange der Vater lebte, ihnen doch immer ganz recht war. Ich habe einmal einen muntern Mann einer solchen notablen Dorftochter, deren Vater abgesetzt war, auf eine solche Klage antworten hören: Weißt du was? Thu wie die Leute, so geht's dir wie den Leuten. — Hundert und hundert Söhne solcher Vorgesetzten, wenn sie nicht auch wieder Vorgesetzte werden und dahin kommen, die Elendigkeiten ihres Seins und Lebens mit Vorgesetztenrechten zu bedecken und mit Vorgesetztenemolumenten zu bezahlen und zu bemänteln, werden Lumpen und kommen ins größte Elend. Mit den Töchtern solcher elenden Menschen, die durch ihr Vorgesetztenrechte außer das Gleis aller Menschenpflichten geführt worden, ist es die nämliche Sache. Wenn sie in brave gemeine Haushaltungen hinein heirathen, in denen man gewohnt ist, sich mit Gott und Ehren, mit Beten und Arbeiten durch die Welt zu bringen, taugen sie in diese Lage wie das fünfte Rad am Wagen und sind im Stande, die bravsten Haushaltungen in Jahr und Tag zu Grund zu

richten, indem sie mit jedem Schritt, den sie thun und mit jedem Wort, das sie reden, das Gift des Neides, des Hasses, der Zwietracht und tausend armselige Gelüste in die Haushaltungen hineinbringen und das Fundament ihres Segens, das Beten im Glauben und das Arbeiten in der Liebe in seinem Wesen untergraben.

---

72. Die Schelmenstreiche des Vogt Hummel.

Hummel saß jetzt, wie wir gesehen, in seinem Vogtsdienst fest, wie eine Mauer auf dem Felsen, und nun griff er auch Jedermann, der in Holz und Feld etwas hatte, das ihn gelüstete, an; wollte er es ihm nicht geben, wie er wünschte, so hatte er einen Prozeß auf dem Halse oder war sonst alle Augenblick nicht sicher, in eine Grube zu fallen, die man ihm gegraben.

Er griff die Gemeinde an, wie einen einzigen Mann. Aber wo so ein Vogt Meister ist und die Vorgesetzten eine Clique ausmachen, die mit einander durch Bande einer niederträchtigen Selbstsucht zusammenhangen und mit einem solchen Vogt, wie die fünf Finger an der Hand, eins sind, da ist keine Gemeinde mehr. Der Menschenhaufen, der vorher eine Gemeinde war und jetzt noch eine Gemeinde heißt, ist dann nichts weiter, als ein Knechtegesindel eines solchen, sie zu seinem Dienst mißbrauchenden Schurken und seines Anhangs. Eine solche Gemeinde muß in tausend Fällen einem solchen Mann noch selbst bestätigen und ihm zu Urkund und Siegel von dem helfen, was sie in ihrer Seele weiß, das er ihr abgestohlen. Das war der Fall mit dem Markstein bei des Vogts Acker, der noch jetzt der zugepflügte Acker heißt; er war mehr als ein Drittel der Länge nach der Gemeind abgepflügt. Die alten Männer wußten alle, daß ein Zaunstumpen und ein Markstein funfzig Schritt tiefer unten gestanden, als der Vogt die neuen Marksteine gesetzt, aber der Zaunstumpen war nun seit zehn Jahren ausgestockt und der Markstein ist auch weggekommen, Niemand

wußte, wie, und die Gemeinde setzte ihm die Marksteine, wohin er wollte, ohne Widerrede. Als er sein neues Haus baute, war's wieder das Gleiche; er nahm der Gemeinde aus dem Walde, was er wollte, und das Holz war schon gezimmert und lag schon vor seinem Hause, als er in der Gemeinde die Stimmen sammeln ließ, daß sie es ihm bewilligt, und sie mußten ihm die Erlaubniß davon zu seiner Sicherheit ins Dorfbuch hineinschreiben.

Der alte Mönchhöfler selig konnte das auch fast gar nicht verdauen und sagte überlaut, vor altem seien die Diebe doch auch noch zufrieden gewesen, wenn man sie mit dem Gestohlenen fortgehen lasse, aber jetzt müsse man noch den Zeugen dazu abgeben, daß man es ihnen geschenkt. Aber Jedermann in der Gemeinde that, als ob er ihn nicht höre, und des Mönchhöflers Sohn selbst rieth ihm ab und sagte: Schweig doch, um Gotteswillen, wir sind sonst alle Stunden nicht sicher, daß er uns um Haus und Hof bringt. Der Vogt that selbst, als ob er es nicht gehört, und ließ die Vorgesetzten den Beschluß unterschreiben und das Datum zwei Monate früher setzen. Die öffentliche Gerechtigkeit war nun in seiner Hand und er brauchte sie fast immer zum Schutz derer, die Unrecht hatten, damit er sich einen Anhang machte von Leuten, die ihn fürchteten, um mit diesen diejenigen zu unterdrücken, die ihm entgegen wären.

Weit und breit ward nicht so viel gestohlen, als bei uns, aber seitdem er Vogt war, ward fast Niemand bestraft und er machte sich groß damit, wenn er fünf Jahre früher Vogt gewesen, so wäre dem gehängten Uli und vielen andern gewiß nicht begegnet, was ihnen begegnete. Er erschwerte immer dem Beschädigten den Beweis wider den Frevler, dem Schwachen den Beweis wider den Gewaltthätigen und dem Bestohlenen wider den Dieb. Er zog den Klagenden hin, bis der Beklagte entronnen und der Frevel bedeckt war. Wenn der Kläger den ganzen Tag auf ihn wartete, so war er nicht daheim, aber die Nacht durch stand dem Schelme für Rath und That sein Haus offen. Was du mit deinen Augen sahst, mußte nicht wahr sein; wenn du den Dieb in

deinem Haus ertappteſt, mußteſt du ihn noch um Verzeihung bitten, daß du ihn verklagt.

Daher kam es aber auch, daß hie und da Einer ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen ſuchte, auf welche Art er es immer konnte. Es ſind mehrere Diebe, die bei der That ertappt und auf den Tod geſchlagen wurden, weil man ſich ſcheute, ſie zu verklagen. Der Krummholzer iſt unter der Laſt ſeiner geſtohlnen Trauben aus gleichem Grunde erſtickt. Der Leutold und der alte Hügi, die ihn in ihrem Weinberg antrafen, ſtießen ihn mit der Bütte, die er voll geſtohlener Trauben hatte, die Stufen ihres Weinbergs hinunter; ſie hörten ihn unten an den Stufen um Hülfe rufen, aber ſie ließen ihn liegen, weil ſie keinen Proceß mit ihm wollten und fürchteten, er erkenne ſie, und dann hätten ſie es mit dem Vogt zu thun. Es war faſt in keinem Falle mehr möglich, das größte Unrecht, das man litt, zu erweiſen; er lenkte das Recht, wohin er wollte, Wahrheit oder Lügen war gleichviel. Was er wollte, war Ja! und was er nicht wollte, war Nein! Was im Verborgenen geredet worden, ward, wenn er daran ſetzte, ausgeforſcht und was an offener Gemeinde geredet worden, ward verleugnet, wenn er wollte, daß es verleugnet würde. Worüber er immer ſtritt, hatte er ſicher Zeugen für das, was er behauptete. Auch wenn Eid und Gewiſſen dazu geſetzt werden mußte, ſtanden dieſe ihm bei.

Ich mag nicht viel von dieſen elenden Meineidigen reden, aber Gott bitten muß ich, daß er ihnen ihr Gewiſſen aufwecke, wie er es Einem ſchon aufgeweckt hat. Er iſt Jahre lang von Gewiſſensbiſſen gequält worden, aber Gottlob, er hat endlich doch Erleichterung und Beruhigung gefunden. Verrucht und merkwürdig iſt es, wie der Vogt in dieſen Fällen den armen Leuten das Gewiſſen hat einſchläfern können, und unbegreiflich, wie ſelber ein Geiſtlicher ſich von ihm ſo weit hat mißbrauchen laſſen, an dieſer abſcheulichen Handlungsweiſe Theil zu nehmen. Doch was will man ſagen, das Herz des Menſchen iſt in jedem Stand das nämliche und führt in jedem Stand zu den nämlichen Höhen und zu den nämlichen Tiefen.

Der Vogt hatte es selbst nicht gern, wenn es mit seinen Processen dahin kam, daß sie zum Eid getrieben wurden. Er machte auch im Anfang seinen Zeugen immer Muth, es komme gewiß nicht dazu, daß sie ihre Aussage beschwören müßten, und setzte immer hinzu, wenn sie den Eid nicht schwören müßten, so sei ihre Aussage eben nur eine Lüge, deren es jeden Tag tausende gäbe. In den meisten Fällen geschah es auch wirklich, daß seine Gegenpartei den Streit nicht zum Eid kommen ließ. Dann waren seine Zeugen entronnen, kriegten aber freilich auch bei Weitem nicht den nämlichen Lohn, den er ihnen geben mußte, wenn es wirklich zum Eid gekommen wäre. In diesem Fall wandte er dann aber auch zuerst alle möglichen Mittel an, die Zeugen zu bereden, es sei wirklich so, wie er sage und wie er ausgeredet, und er hatte eine verruchte Kunst, den Leuten die Thatsachen, wie sie wirklich gewesen, aus dem Kopf zu schwatzen, und sie in Sachen, die sie mit ihren Augen gesehen und mit ihren Ohren gehört, zu überreden, es sei so gewesen, wie er sage, und nicht wie sie geglaubt, daß sie gesehen und gehört hätten. Auch in der Kanzlei hatte er noch Mittel, das, was beschworen werden sollte, so aufzusetzen, daß man es ungleich auslegen konnte, und endlich half ihm der Vikar noch, den Zeugen die kanzleiisch aufgesetzte Aussage, die sie beschwören mußten, auf eine Weise zu erkären, daß sie den Meineid hinunterschluckten, wie eine verzuckerte Pille.

Die Frechheit der Zeugnißgeberei in Bonnal war durch etliche Beispiele so berüchtigt, daß ein Herr aus der Nachbarschaft den Jakob Keibacher, wie er in einer solchen Handlung für den Vogt vor dem Recht gestanden, abzeichnen und in Kupfer stechen ließ. Er ist wie lebendig getroffen, sein Haar steht empor, wie einer wilden Sau die Borsten, die Furcht vor der Hölle und das Hundeherz, doch zu schwören, weil er den Mundvoll, den man ihm dafür hinwirft, vor sich sieht, redet ihm aus den Augen. Er hat eben den Mund offen und es ist, wie wenn man's sähe, daß er vor Herzklopfen fast nicht athmen kann und aus der versoffenen Nase schnaufen muß. Die Augen sind halb zu;

die Stirne rümpft sich von allen Seiten dagegen und gegen die Nase hinunter; er hebt gerade die drei Finger auf und die Hand (man meint, sie zittere) ist noch voll Dinte von einen Schelmenbrief, auf den er eben sein + getolget.*) Unter diesem Kupferstich stehen die Worte: Ein Zeugniß-geber von Bonnal. Es konnte kaum ein entsetzlicheres Denkmal des Verderbens unsers Dorfs ersonnen werden, als diese Unterschrift.

Unser gnädiger Herr hat, da er dieselbe letzten Winter zu Gesicht bekommen, gesagt, er wollte lieber seine Herrschaft verkaufen und ziehen, so weit der Himmel blau sei, als da bleiben, wenn sie in vier oder fünf Jahren noch wahr sei und noch auf sein Dorf passen würde, und die große Lehre, die er sich von dem Verhältniß seines Großvaters mit dem Vogt machte, war die: Jeden seiner Angehörigen durch sich selbst und nicht durch seinen Vorgesetzten kennen zu lernen. Es ist unbegreiflich, wie weit es der Hummel darin gebracht, seinen Großvater in dieser Rücksicht irre zu führen. Wenn er eine Sache hintertreiben wollte, redete er lange vorher schon zu ihren Gunsten, daß der Junker glaubte, er sei für die Sache ganz eingenommen, bis er denn endlich mit den Gründen hervorrückte, warum es doch nicht so sei und nicht so gehen könne, wie er bisher geglaubt. Seine Kunst hierin war unbegreiflich. Auch die größten Schelme, die ihn kannten, sagten, er sei darin unnachahmlich gewesen. So, wenn er etwas mit Gewalt durchsetzen wollte, redete er gewöhnlich zum Voraus so wenig als möglich davon; aber Andere mußten es thun; er widersprach diesen öfters sogar selbst. In beiden Fällen scheute er keine Hinterlist, keinen Betrug und selbst keine Verfälschung, um zu seinem Ziel zu kommen. Als z. E. vor vier Jahren die Elsbeth Müller wider des Vogts Sohn von Rhynhalden klagte und ein Eheversprechen vorwies, und der Junker wider des wohl-achtbaren Herrn Untervogts Sohn gar aufgebracht war,

---

*) Sein + tolgen, heißt, etwas anstatt mit seiner Unterschrift mit einem + bezeichnen.

ließ der Vogt wie aus Unachtsamkeit den Chorgerichts-Bußenrodel (das Strafverzeichniß des geistlichen Gerichtes) dem Junker auf dem Tisch liegen und just diejenigen Seiten darin offen, in welcher eine Elsbeth Müller wegen nächtlichen Herumziehens und verbotenen Tanzes um 5 Pfund gestraft worden. — Es war aber freilich eine andere Elsbeth Müller, das aber machte nichts. Da der Junker andern Tags den Schreiber fragte: Ist das die gleiche Elsbeth Müller? antwortete dieser: Ja, und des Vogts Bub mußte nun der klagenden Tochter nicht das Halbe zahlen, was der Junker ihr zugesprochen hätte, wenn dieser Bußenrodel an diesem Tag nicht auf seinem Tisch gelegen hätte.

Mit solchen Künsten wußte er ihn in jedem Falle dahin zu lenken, wohin er wollte. Fast Alles, was den Junker umgab, war gleichfalls dem Vogt im Dienst. Ein alter Mann erzählte: Vor fünf Jahren war ich Zeuge eines auffallenden Beispiels von dieser Art. Ich ging von Hirzau über den Berg heim und hörte den Schloßjäger, der nur etliche Schritte von mir entfernt war, aber mich nicht sah, alle Wetter fluchen, daß sein Kamerad die Hunde zu stark gegen Bonnal treiben lasse; wenn der Teufel, sagte der Jäger, den Junker jetzt in dieses Loch hinunter führen würde, der Vogt würde mich steinigen. Der Grund von diesen schönen Worten war nämlich dieser: Der große Wasserstreit zwischen den großen Bauern und dem ärmern Mehrtheil der Gemeinde war gerade im Gange und der Vogt verhütete auf alle Weise, daß der Junker in der Zeit in die Gegend der Matten komme, wo er die Unbill der Streitsache mit seinen Augen hätte sehen können; darum durften Jäger und Hunde auch nicht dahin treiben. Es ist jetzt gleichviel, obschon dieser Handel von den großen Bauern gewonnen ist, so sage ich es doch, die Widerpart hatte zusammen eben so viel Mattland als diese, und es gehörte ihnen also auch eben so viel Wasser, wenn sie schon nur das Drittel bekamen und noch froh sein mußten, daß man ihnen nicht Alles genommen, wie man ihnen gedroht, und zwar unter den schönen Titeln, das Wasser gehöre auf die großen Matten und es

sei dem Zehnten schädlich, wenn man es auf den kleinen verstümmle.

Bei alle dem brachte es der Vogt doch dahin, daß die armen Leute selber, ob er sie gleich immer betrogen, dennoch, wenn sie in Verlegenheit waren, immer zu ihm kamen, um sich bei ihm Raths zu erholen. Das scheint unbegreiflich, doch was will man sagen? Der Schiffbrüchige hascht, ehe er versinkt, nach jedem Strohhalm; und der Mensch, der in Angst und Sorgen gejagt ist, thut das Nämliche. Das Thier springt ja, wenn es gejagt wird, in der äußersten Noth auch über Klippen, wo es unfehlbar Hals und Beine bricht, und ins Wasser, wo es ersäuft, nur um den Hunden und den Jägern zu entrinnen. Verschmitzter mit den Leuten, die sich so bei ihm Raths erholten, zu spielen, war nicht möglich. Er brachte Leute, die er irre führen wollte, gar oft dahin, daß sie die Worte, die ihnen in ihrem Handel den Hals brechen mußten, dem Junker noch selber vortrugen und trieb es darin noch weiter, als der König David, der seinem Schlachtopfer den Uriasbrief doch auch noch verschlossen übergab. Wenn dann diese Leute sich so bei dem Junker mit den Worten, die er ihnen in den Mund gelegt, verfänglich gemacht hatten, kam der Vogt hintennach und sagte dem Junker, sie würden ihm wohl das und das angebracht haben, doch es sei nicht so ꝛc. ꝛc. Er verstand diese Art, gegen die Leute zu berichten, so wohl, daß er sie bis auf den Ton ihrer Stimme, bis auf ihr Handwerfen, ihr Kopfschütteln, ihr Händezusammenhalten, ihr Maulhängen, ihr Maulverbeißen, ihr Augenverkehren, kurz ihr ganzes Dastehen und Reden wie abmalen konnte, so daß es dem Junker oft war, er sehe die Leute, von denen er redete, vor sich stehen. Man mußte ihm fast nothwendig glauben, so konnte er den Schein der Wahrheit zum Unglück der Menschen, die er verderben wollte, nachahmen.

Eine andere Weise, durch die er die Leute bei dem Junker zu Grunde richtete, war auch die, daß er die schlechte

Seite derselben dem Junker in Augenblicken aufdeckte, wo er seinen Eindruck fast nie verfehlte. Er hatte die meisten Haushaltungen im Dorf zu einem Lumpen- und Schelmenpack gemacht und konnte also in jedem Falle dem Junker leicht zeigen, daß sie das seien, was sie wirklich waren. Wenn er aber wollte, daß er das Gegentheil davon glaube, so fand er auch hierzu leicht Mittel. Wenn er z. B. gestern von einem Mann gesagt hatte, daß er der schlechteste Mann im Dorf sei, und am andern Tage sein Weib oder ein Verwandter von ihm kam und das Nämliche klagte und begehrte, daß man ihn unter Vormundschaft stelle, so war er ganz wider dieses Begehren, redete dem Manne wieder das Wort und behauptete, es sei gar nicht so schlimm, als man thue; denn er war immer wider das Bevormundschaften der Lumpen und sagte gar oft: Wenn man alle Leute unter Vormundschaft stellen wollte, die etwa hie und da einen dummen Streich machten, so könnte man in der Herrschaft nicht genug Vormünder auftreiben. Er erzählte auch gar oft, daß er im * * Amt vor einigen Jahren vor Audienz gestanden, da eben der junge reiche Träubeli seinem Vormund die Rechnung abgenommen hätte. Das Geld sei bis auf ein paar tausend Gulden geschwunden und der Träubeli habe von Allem, was man ihm vorgelesen, nichts begriffen, als daß er das Geld nicht empfangen, welches fehlte. Am Ende fragte ihn der Junker Oberamtmann, was er jetzt zu dieser Rechnung sage? Es dünkt mich halt, erwiederte Träubeli, wenn der Teufel unter Vormundschaft gestellt würde, so käme er in die Hölle.

Und so, behauptete der Vogt, sei es mit der Vormundschaft allenthalben, und man muß gestehen, daß in dem Herzogthum, darin die Herrschaft Arners lag, in Rücksicht auf das Vormundschaftswesen sehr große Mißbräuche obwalteten. Der Vogt aber suchte freilich nicht, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun. Diese waren ihm alle recht gut, nur das Bevormundschaften selbst war ihm nicht recht. Er hatte die reichen Lumpen im Dorf lieber unbevormundet. Niemand zog indessen auch von dem Vormundschaftswesen mehr Vortheil

als er. Wo irgend ein großes Gut in vormundschaftliche Hände mußte, da kam's in die seinen.

Er ließ indessen Jedermann übel hausen, so lange er immer konnte; wenn aber einmal die Freunde und Verwandten darauf drangen, daß ein Verschwender bevormundschaftet würde, so war er gleich bei der Hand, die Vormundschaft selbst zu übernehmen. Bei diesem Gange der Dinge war es fast unmöglich, daß noch irgend eine Haushaltung mehr in der stillen, eingeschränkten, ehrenfesten Ruhe und Eingezogenheit hätte bleiben können, die unsere Alten so glücklich machte. Wo ein Haus noch so lebte, so ruhte er nicht, bis er Streit und Verwirrung in dasselbe hineingebracht, und sagte öffentlich: Wo Friede ist und Alles gut mit einander, da ist eine Obrigkeit nur halb Meister. Er brachte das böse Wort „divide et impera“ so in die Armseligkeit seiner Dorfregierung, daß man dasselbe als Devise an die Stallthüren der Bettelbauern in Bonnal hätte anschlagen können. Dieses Wort ist aber auch das verruchteste, das je verbrecherische Männer aussprechen können, und doch hat man in unsern Tagen gelernt, ihm einen Anstrich zu geben, daß viele Leute selbst von denen, die sich unter die Notablen im Land zählen, sich nicht schämen, es öffentlich in den Mund zu nehmen. Indessen ist die Bedeutung dieses Wortes im Mund von solchem Vorgesetztenvolk ganz klar. Sie halten sich selbst für das Gesetz, und viele von ihnen achten das wirkliche Gesetz so viel als wilde Hüte- und Weidbuben den Stamm an einem Baum, an dem sie hinaufklettern, seine Früchte zu stehlen. Wenn solche auf dem Baum ihre Säcke gefüllt, steigen sie am Stamm wieder herunter, legen sich an den Schatten des Baumes und zünden in der Höhle desselben noch Feuer an, die Aepfel zu braten, die sie auf demselben gestohlen; ob der Baum übers Jahr keine Früchte mehr bringe und verdorre, liegt ihnen am Herzen, just wie solchen Vögten die Ehre, das Ansehen und der Nutzen der Obrigkeit und der Segen des Landes.

Nein, wer ein Dieb ist und ein selbstsüchtiger, nieder-

trächtiger und gewaltthätiger Mann, dem liegt weder die Ehre noch der Nutzen der Gesetze, noch der Segen des Landes am Herzen, und wenn der Hummel den Namen der Gesetze in den Mund nahm und für ihre Ehre und für ihr Ansehen sprach, so war es nur, um unter dem Schutze ihres Namens arme, schwache, hülflose Menschen ins Unglück zu bringen. Und ich muß es sagen, es stehen Einem beinahe die Haare zu Berge, wenn man näher weiß, wie er in tausend Fällen und besonders bei Werbungen das Amt der Obrigkeit gebrauchte. Er gab zuerst vor und machte es weit und breit bekannt, bei den Werbungen sei Jedermann um Alles frei und es dürfe ein Jeder herkommen und wieder gehen, wie er nur immer wolle, und lockte damit fremde Burschen in sein Haus; wenn aber die Werber einen so hinzugelockten fremden Mann, den sie gern angeworben hätten, nicht in ihr Netz zu bringen vermochten, so nahm er ihn dann beiseits, fragte ihn als Vogt um Kundschaft und Handthierung, zerriß ihm wohl gar seine Pässe und nahm eine Sprache an, wie wenn er von Sorgfalt fürs Land und Treue für die Obrigkeit bersten wollte. Du bist ein Strolch und ein Taugenichts, sagte er dann zu einem solchen in sein Netz gelockten Unglücklichen, du ziehst dem Schelmenleben nach, gelt du magst deinem König nicht dienen und deinen Aeltern nicht folgen und nicht arbeiten, darum kannst du nicht zu Haus bleiben und willst in unserm Lande dich mit Schlendern und Betteln und Betrügen erhalten. Ja unser Land ist ein freies und gelobtes Land, aber nicht für Strolche, die keine Handthierung haben, wie du. Dann drohte er noch mit Prügeln und mit Einsperren bis der arme Teufel entweder Dienst nahm oder ihm etwas von seinem Eigenthum zum Dank gab, daß er ihn wieder frei ließ. — So ist's, daß er das Amt der Obrigkeit benutzte, um den Schwachen und Elenden im Land noch elender zu machen, als er durch seine Armuth und durch seine Schwäche schon ohne dieß ist.

73. Wie der Vogt Religion treibt und alles Gute verhindert.

Es war aber auch eigentlich der Hauptpunkt seines Greuellebens, daß er es gar nicht achtete, ob die Menschen um ihn her des Lebens Nothdurft hätten oder nicht, und ob sie in Kummer, Sorgen und Elend vergingen oder nicht, und wer sollte das denken, er nahm dabei oft den Namen Gottes selbst in den Mund, aber beinahe fast auf eben die Weise, wie den Namen der Obrigkeit, und so wie er gar gern viel von den Rechten und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen redete und viel dummes Zeug darüber schwatzte, so schwatzte er zu Zeiten auch gern von Gott und göttlichen Dingen und liebte es, über allerhand Grübeleien von dem Himmel und der Hölle allerlei Meinungen zu hören, z. B. was man im andern Leben auch thun und nicht mehr thun werde, womit man sich Freude machen und die Zeit vertreiben werde, woran man sich auch wieder erkennen, und ob man vielleicht des Großvaters Vater und Leute, die man beerbt, aber nie gesehen, doch auch erkennen werde, und dann von der Hölle, ob sie doch auf der Welt und bei dem Berge sei, der Feuer ausspeit und Schwefelbäche so groß als der Rhein; und ob die Füchse, mit denen der Simson den Philistern das Korn im Feld angezündet, auch Füchse gewesen seien, wie die unsrigen, und wie er sie zuerst habe fangen können, ehe er ihnen die Feuerbrände zwischen die Schwänze gebunden ꝛc. Ueber solche Gegenstände konnte er ganze Abende mit dem Vikar schwatzen und dieser gab ihm darüber Sachen an, die oft so dumm waren, daß man nicht begreifen kann, wie ein Mann, der so viel Verstand hatte, als der Vogt, ihm einen Augenblick zuhören konnte. Aber das ist nicht anders, der schlaueste Mensch wird in dem, worin ihn sein Herz blind macht, unendlich leicht einem Thoren gleich, der in gar nichts Verstand zeigt.

Der Vogt liebte nebenbei das Geschwätz über Gott und und göttliche Dinge auch noch aus einem andern Grunde,

als um sich die Zeit zu verkürzen; er sagte oft, ein obrigkeitlicher Beamteter, der, wenn es nothwendig sei, nicht auch mit den Leuten reden könne, wie ein Pfarrer, sei nur halb, was er sein solle, und zählte so das Maulbrauchen über Religion und göttliche Dinge bestimmt unter die Mittel, die ein Mann, wie er, nothwendig in seiner Gewalt haben müsse, um unter allen Umständen seine Autorität gegen Jedermann, wer es auch sei, behaupten und den Meister spielen zu können. Er war auch im Stande, den Leuten, wo es ihnen diente, zuzusprechen, wie der beste Pfarrer, und brauchte diese Kunst vor Audienz oft selber gegen Schelme, mit denen er unter einer Decke lag, und redete mit ihnen noch ab, sie sollten nichts danach fragen und nur keck fortleugnen, er möge ihnen vorpredigen, was er wolle. Er sagte ihnen zum Voraus, er werde öffentlich wider sie thun und reden, wie der Teufel, aber das werde ihnen nichts schaden, wenn sie nur keck wären und standhaft fortleugneten. Er war sogar, wenn die Fehler solcher Leute gar zu deutlich waren, der erste, der anrieth, man sollte den Ernst brauchen und sie einsetzen, sie würden dann wohl bekennen. Aber er redete auch das mit ihnen ab, lachte sie in seinem Geheimstübchen, wo er solche seine Leute immer allein sah, noch aus, und wenn sie sich vor dem Gefängniß fürchteten, sagte er ihnen, sie würden nicht die ersten und nicht die letzten sein, die hinein müßten, erklärte ihnen Tag und Stunde, wie lang man sie gefangen halten könne, und Alles, was man mit ihnen vornehmen werde. Wenn du das aushältst, so müssen sie danach dich wieder gut und besser machen, als du vorher nie warest und nie werden wirst, sagte er. —

Er erzählte solchen Leuten in seinen Unterweisungsstunden das Exempel des Rudi von Lörbach, den jetzt die Herren von Katzenstuhl, so lange er lebe, erhalten müßten, weil er von hundert Sachen, die sie ihn gefragt, keine einzige bekannt habe. Das war ein Männli, sagte dann der Vogt. Ich habe es aus seinem eigenen Munde gehört, daß er an der Folter wie davor und danach immer sich beherrschen und

denken konnte, Nein gehe so geschwind zum Mund heraus als Ja.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie durch solche geheime Lenkung und Verdrehung des Rechts die Herzensverhärtung im Dorfe eingewurzelt, die das Elend auf den höchsten Gipfel brachte. Ach, das alte fromme Schamrothwerden, das gute menschliche Bekennen, Weinen, Abbitten, das der Herzensverhärtung vor Altem so sehr wehrte und so natürlich zur Sinnesänderung und Besserung führt, ist bei unserm Volk verschwunden. Auch ist es sogar unter uns zum Sprüchwort geworden, der sei kein Mann, der nicht ihrer drei und vieren ins Angesicht wegleugnen könne, was sie mit ihren Augen gesehen, das er gethan, und alles Volk, junges und altes, Weib und Mann, Knecht und Magd, und sogar die Schulkinder wissen jetzt bei uns nichts so gut, als bei Allem, was sie fehlen, schamlos zu leugnen, bis sie überwiesen, und dann noch, wenn sie auch überwiesen, das Maul zu brauchen, als wenn ihnen Gewalt und Unrecht geschehen wäre. Diese Schamlosigkeit in unserer Mitte ist vielleicht auch das größte und unheilbarste Unglück, welches der Vogt unserm Dorf zugefügt hat.

So wie er Alles, was böse, schädlich und verderblich war, pflanzte, beförderte und schützte, so hintertrieb er Alles, was gut und nützlich war und rottete es gleichsam aus.

Er wollte nie zugeben, daß man den Schuldienst verbessere und sagte darüber, es sei eben nicht nöthig, daß ein jeder Bettelbub besser schreiben und lesen könne, als er.

Er hinderte immer Gras-Einschläge auf den Feldern zu machen, und da man ihm vorstellte, das Dorf würde dadurch doppelt so viel Vieh erhalten und doppelt so viel Korn bauen können, als es jetzt baue, und dadurch würde sich auch der gute Preis in Kurzem beinahe verdoppeln, antwortete er, es sei eben nicht nöthig, daß alle Aecker so theuer würden, denn er handelte viel mit verlumpten wohlfeilen Aeckern und wußte wohl, daß, wenn das Land allgemein gut angebaut würde, so würde der gute Handel mit verlumpten Aeckern bald aufhören.

Eben so hinderte er, daß Fremde sich im Dorf niederließen, wenn es schon Ehrenleute und Männer waren, von denen er nicht leugnen konnte, daß sie Geld, Verdienst und Kunstfleiß ins Dorf bringen würden. Er hinderte neue Feuerstellen außer dem Dorf zu errichten, und da man ihm in der Gemeinde sagte, es wäre doch wegen Feuersgefahr besser, daß die Häuser ein wenig mehr von einander vertheilt wären, gab er zur Antwort, es sei noch kein Dorf verbrannt, man habe es auch wieder aufgebaut. Indessen stand sein Wirthshaus, so wie seine Mühle und alle seine Wirthschaftsgebäude allein, und waren deshalb in keiner Gefahr, wenn auch das ganze Dorf abgebrannt wäre. Und er hat selber eingestanden, was Einer seiner Nachbarn schon längst als eine bestimmte Wahrheit erzählt, daß er nämlich einmal, als die Wirthe von Laibach und Hirsingen, welche beide Dörfer vor wenig Jahren abgebrannt, bei ihm gewesen und ihm erzählt, was für gute Zeiten sie nach diesen Bränden gehabt, bestimmt ausgesprochen, wenn ihm so ein Glück nur auch einmal widerfahren würde. Er habe zwar ein Glas Wein zu viel gehabt, da er dieses gesagt, und als er gemerkt, daß ein paar Männer am Tisch den Kopf darob schüttelten, die Worte wieder zurücknehmen wollen und zu verdrehen gesucht, aber gewiß sei es, daß er sich so ausgesprochen.

Was aber vielleicht unter Allem das Abscheulichste war und am tiefsten an das Herz der Leidenden, Armen eingriff, war, er schonte bei den Auflagen und Steuern immer den Reichen und legte die Last immer auf die Schulter der Armen. Weg und Steg und alle Arbeit an den Landstraßen mußten durch Frohndienste bestritten werden, an denen der Arme, der die Landstraße vielleicht im Jahr nicht zweimal betrat, eben so viel Dienste leisten mußte, als der Reiche, der täglich mit Roß und Wagen darauf fuhr. Er sprach das unverschämte Wort laut aus, man müsse den Reichen schonen, damit man in der Zeit der Noth doch bei Jemand etwas finde.

Auch diesen Grundsatz, der die Armen um die Ersparnisse

ihrer Väter, und sie um ihr eigentliches Recht an ihren Gemeindegütern brachte, sprach er laut aus; man dürfe von den Reichen keine Beiträge für die Gemeindebedürfnisse fordern, so lange noch irgend etwas Gemeingut vorhanden sei; erst wenn dieses alles aufgebraucht, dürfe man von den Reichen mehr fordern, als von den Armen. Man kann aber auch die Sicherheit einer jeden Gemeinde und den rechtlichen Wohlstand aller Glieder derselben und für die späteste Nachkommenschaft nicht gottvergessener untergraben und gefährden, als durch die Anerkennung dieses Grundsatzes in Rücksicht auf die Gemeindegüter.

---

74. Hummel als Wirth und als Müller.

Er suchte Jedermann im Dorf mit sich in Rechnung zu bringen, aber er machte mit Niemand reinen Tisch und es war immer mit allen Leuten, die in seinem Buch standen, ein ewiges Hangwesen; er trachtete immer, daß Jedermann, mit dem er in Rechnung stand, nicht mehr sicher wisse, wie Eins auf das Andere gefolgt sei.

Die Unordnung seines Hauswesens war aber auch so, daß er nicht mit den Leuten in Ordnung hätte rechnen können, wenn er auch hätte wollen; bald schrieb er ins Buch und die Frau an die Wand, und am Samstag kam's dann natürlich, wenn man an der Wand abwischen wollte, doppelt ins Buch.

Wenn ihm in seiner Einbildung in Sinn kam, er habe dieß oder jenes aufzuschreiben vergessen (und dieß geschah nur gar zu oft, insonderheit in Nächten, wo er es nicht wohl schaffen konnte), so machte er kurzweg in seinem Buch aus einer 0 ein 6, oder setzte einen Zehner voraus, oder eine 0 hinten an, wie er meinte, daß es gehen möchte. Er ließ im Buch und in den Handschriften Lücken offen, daß er hineinschreiben könne, was er wolle. Er gab die alten und bezahlten Handschriften, wo er immer konnte, nicht heraus, verleugnete sie und behauptete, sie wären zer=

rissen, verbrannt oder verloren. Wenn er dann aber mit Jemand Streit bekam, so nahm er solche Papiere allemal wieder hervor und brauchte sie wie gute.

Wen er am härtesten drückte, waren Leute, von denen er Böses wußte, und die sich fürchten mußten, er bringe es ihnen aus; auch wer ihn selber zu betrügen suchte, oder ihm etwas abzuleugnen probirte, war im gleichen Fall. Solchen Leuten doppelt aufzuschreiben, was sie schuldig oder eine Prise Tabak zu nehmen, machte dem Vogt gleich viel Mühe. Wenn so Einer klagen wollte, so war die Antwort kurz: Du Schelm, du Dieb, willst du mir's wieder machen, wie schon einmal? Meinst du, ich habe deine Schelmenhandschrift verloren? Es war ihm allemal, wenn er Jemand Unrecht that, wie ein Balsam ins Herz, wenn er sich auch nur einbilden konnte, der Mann, den er unter den Händen hatte, habe ihm oder Jemand anders auch Unrecht gethan.

Als der Schaffner Knipperschild ihn öffentlich verklagte, er habe ihn bei Abzahlung eines Kapitals um 50 Gulden betrogen, erzählte er den ganzen Heimweg seinen Kameraden, wie der Schaffner ein Hund sei, der Einem das Blut unter den Nägeln hervordrücke, und wie er ihm in den zwanzig Jahren, da er das Kapital verzinst, kein einziges Mal ein Glas Wein und ein Trinkgeld gegeben, und er wollte doch seinen Kopf daran setzen, daß er es der Herrschaft berechnet habe.

So war's in allen Fällen; er mochte zu thun haben, mit wem er wollte, so war immer sein Wort: Er ist der und der; wenn er mich unter den Händen hätte, er würde noch anders mit mir fahren; ja wenn's ein Anderer wäre, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, so mit ihm umzugehen; aber mit diesem da mache ich mir keins. Kurz wenn er einen Griff gegen einen suchte, so war im Augenblick kein größerer Schelm zwischen Himmel und Erde, und wenn er einen aussaugen wollte, so hatte er auch allemal hundert Gründe, den Mann nicht zu schonen, bald weil er ein Lump, bald weil er ein Schelm sei, bald weil er nichts Besseres verdiene, bald weil es ihm nichts helfen würde, wenn man

schon anders mit ihm umginge. Auf diesem Wege kam er dahin, daß die meisten Lumpe und Schelme ihm nicht einmal Widerstand leisten konnten, sondern noch gut mit ihm waren, so sehr er auch ihnen das Blut unter den Nägeln hervordrückte.

Indessen kam er auch mit einigen redlichen Leuten ohne Streit aus; aber wenn man näher erforschte, was das für Leute gewesen, so fand sich, daß es schwache nachgebende Menschen, und einige davon wirklich etwas lüderlich oder wenigstens nicht genaue Haushalter gewesen. Er hatte es mit diesen doppelt gut, er mißbrauchte sie, sog sie aus, wie die Andern, machte sich aber dabei noch groß, daß er mit ihnen so und so lang ohne Streit in aller Freundlichkeit und Einigkeit gelebt habe und strich dann bei gewissen Leuten, bei denen er sich groß machen wollte, hoch aus, was das für Männer seien, die ihres gleichen zwischen Himmel und Erde nicht hätten und wie gut sie mit ihm wären. Wenn er dann aber auch mit ihnen in Streit kam, so waren es im Augenblick auch wieder Schelme, wie die andern alle, und Narren oben drauf, oder wenigstens Heuchler und Scheinheilige.

Der Mann, der Ordnung liebte, still und bedächtlich in seinem Thun einherging, den Kreuzer zweimal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und Treu und Glauben forderte, weil er selber Treu und Wort hielt, war bei ihm zum Voraus übel angeschrieben und von ihm ins Aug gefaßt, wie ein Mann, der an einigen Orten im schwarzen Buche steht, von einem Corporal bei einem Polizeiposten. Wenn sein Interesse mit solchen Leuten im geringsten ins Spiel kam, so stand er feindlich gegen sie auf, legte ihnen Gruben und Fallen, wo er nur konnte, und ruhte nicht, bis er sie aufgerieben.

Dafür war er so bekannt, daß Jedermann im Dorf öffentlich sagte, es sei ein Wunder, daß er den Baumwollen-Meyer zu dem Mann habe werden lassen, der er geworden. Aber die Umstände waren dem Baumwollen-Meyer so günstig, daß der Vogt lange seinen Vortheil bei dem fand,

was diesen reich machte. Die meisten Baumwollenspinner-Haushaltungen verfraßen und versoffen beim Vogt, was sie verdienten. Auch war der Meyer schon sehr reich, eh er nur einmal ahnte, daß er ihm mit seinem Spinnerverdienst über den Kopf wachsen könne. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, daß dieses möglich sein könne, bis einmal ein fremder Kaufmann mit vier Pferden in seinem Wirthshaus abstieg und am Tisch erzählte, was der Meyer für ein braver, angesehener Mann sei, wie er bei allen Kaufleuten unbedingten Credit habe und ganz gewiß sehr reich sei; da erst ging dem Vogt darüber ein Licht auf, so daß er zur Stunde zu sich selber sagte: Wie ich auch ein Narr bin, daß mir das nie in Sinn kam. Es ist jetzt am Tag, dieser Baumwollenmann, der keinen Heller geerbt hat und dessen Vater fast bettelte, ist mit seinem Spinnerwesen weiter, viel weiter gekommen, als ich mit meinem Vogtsdienst, mit meinem Wirthshaus und mit meiner Mühle je kommen werde.

Dieser Gedanke machte ihm den Kopf voll, daß er eine Weile gar nichts Anderes dachte. Auch das sagte er zu sich selber: Es springt in die Augen, nach und nach kommen die Spinnerhaushaltungen alle in seine Klauen und kehren mir den Rücken. Er wiegelt sie gegen mich auf. Es sind schon Einige, die das Wirthshaus meiden, wie wenn der Teufel darin wohnte, und ich weiß, ich weiß, das kommt von ihm her und von dem verfluchten Geizhals, seiner Schwester, der Marie. Aber dieser Sache muß ich Einhalt thun. Nun fing er an, laut über das Baumwollenspinnen zu schimpfen und zu sagen: Das Lumpenleben und die Schelmenordnung, über die der Pfarrer so laut klage und die er dem Wirthshaus zuschreibe, komme ganz und gar nur vom Baumwollenwesen her und wenn es so fortgehe, so werde man in dreißig oder vierzig Jahren keinen geraden und starken Mann mehr in der Herrschaft finden, und darin hatte er nicht ganz Unrecht. Wo immer ein neuer großer Fabrikverdienst in ein Dorf hineinkommt, das vorher kein Geld hatte, den Erwerbsfleiß und den Erwerbssegen nicht

kannte, und schon zum Voraus in Leichtsinn und in Liederlichkeit dahin gelebt, da wird so ein Dorf durch einen solchen plötzlichen Verdienst an Leib und Seele leicht weit verdorbener, als es vorher war. Es ist nicht anders möglich. Da, wo immer ein solcher neuer Verdienst dem Volk zum Segen werden soll, muß schon zum Voraus und zwar mit von Obrigkeits- und von Haushaltungswegen ein guter Grund der häuslichen Erziehung gelegt sein, die zu einer für diesen Erwerb schicklichen Volksbildung und den Kenntnissen und Fertigkeiten einer solid zu begründenden Landesindustrie geeignet ist. So wahr indessen das, was der Hummel in seinem Feuereifer gegen den Meyer über den Krüppeleinfluß des Baumwollenspinnens sagte, ist, so sieht man doch an den Kindern der Gertrud, daß dasselbe die Menschen nicht an sich selbst, sondern durch das schlechte Leben, das in den Baumwollenspinner-Haushaltungen herrscht, so elend macht. Der Gertrud Kinder spinnen das reinste Garn im Dorf und sind doch die gesundesten; aber ja, wenn sie mit ihrem Mann auch alle Tage im Wirthshaus gesessen und dann ihre Kinder daheim geprügelt hätte, damit sie ihr viel Geld dazu verdienten, so wären sie gewiß auch so elend dabei geworden, wie hundert andere im Dorf. Wo obrigkeitliche Sorgfalt und ein guter Geist in den Haushaltungen mangelt, da ist es unmöglich, daß solche Dörfer nicht durch das Baumwollenspinnen zu Grunde gerichtet werden, und unglücklicher Weise mangelte damals dieses in Bonnal Alles in einem hohen Grade, und der Hummel war denn noch wie dazu gemacht, dieses Verderben einerseits für sich selbst zu benutzen und andrerseits zum Nachtheil der Gemeinde auf den höchsten Gipfel zu treiben.

Aber jetzt war es ihm so wichtig, das weitere Aufkommen des Baumwollen-Meyer zu verhüten, daß er sich, wie die Alten sagten, lieber selber ein Aug ausschlug, als seinem Feind nicht zu schaden. Er verleumdete ihn und sein Treiben beim Junker auf alle Weise. Nicht zufrieden mit dem, wiegelte er wenige Wochen, nachdem der fremde Kaufmann ins Dorf gekommen, drei seiner Arbeiter auf, sie

sollten dem Meyer ableugnen, was sie ihm schuldig seien, mit Hinzusetzen, er wolle ihnen im Schloß schon helfen, daß sie ihn sicher zu Schanden machen könnten und ihm nichts zahlen müßten. Der Meyer erstaunte natürlich, als auf einmal drei von seinen Arbeitern ihm sagten, sie seien ihm nicht so viel schuldig, als er sage. Das war dem Meyer in seinem Leben nie begegnet. Er fühlte auch sogleich, daß hinter diesem Leugnen eine Aufwieglung stecke, und zweifelte keinen Augenblick, der Vogt sei daran Schuld. Aber er verstand hierin nicht Scherz. Er forderte auf der Stelle von allen dreien die Bezahlung dessen, was sie ihm schuldig seien, rechtlich. Die Schuldner führten vor Gericht alle drei die gleiche Sprache, er fordere mehr von ihnen, als sie ihm schuldig seien. Der Meyer war in seiner Verantwortung kurz, aber standhaft, und hielt sich, wie er mußte, an sein Buch; aber es dünkte dem Junker selbst bedenklich, daß ihrer drei auf einmal die gleiche Sprache führten. Man schob den Handel auf und der Vogt sagte links und rechts überlaut, es lasse sich, wenn man Dinte und Feder habe, aufs Papier schreiben, was man wolle, und Buch hin, und Buch her, so thäte der Meyer besser, er würde das nicht so weit treiben. Wenn ihrer drei die gleiche Sache sagten, so sei's fast wie bewiesen, und wenn er im Unrecht erfunden werde, so könne man ihm sein ganzes Buch unter den Tisch wischen.

Das Gemurmel, das solche Reden veranlaßten, entrüstete den Meyer so, daß er in Gegenwart mehrerer Gemeindegenossen dem Vogt zur Antwort sagen ließ, er meine, er habe ein redliches und aufrichtiges Buch, und wenn hundert Schelme dawider stritten, so müßte sein Buch ihm wider alle hundert gut genug sein oder er wollte kein Wort mehr hinein schreiben, und setzte hinzu: Ja, wenn ich ein Buch führte, wie der Untervogt, so verdiente ich, wo nicht den Galgen, doch gewiß ehrlos gemacht zu werden.

Diese Rede war, wie natürlich, dem Vogt ganz warm und noch als förmliche Antwort an ihn hinterbracht. Aber man hätte ihn auch bei nichts angreifen können, das ihm

so empfindlich gewesen wäre. Er ist auch erschrocken, daß man es ihm gar leicht ansah, aber so erbittert er war, so mäßigte er seine Antwort, that, als ob er das Wort nur halb verstanden, und ließ dem Meyer nur antworten, er werde die Sache nicht so bös verstanden haben, als sie ihm hinterbracht worden.

Der Meyer aber blieb standhaft, und ließ ihm sagen, er sei ganz nüchtern gewesen und habe mit allem Vorbedacht geredet, was ihm hinterbracht worden, und wenn er glaube, daß er ihm seines Buchs halber Unrecht gethan habe, so solle er dasselbe nur vor Gericht bringen, er wolle ihm zeigen, welche Beschaffenheit es damit habe.

Der Vogt durfte es nicht darauf ankommen lassen und mußte den Schimpf verschmerzen. Die drei Arbeiter standen auch sämmtlich von ihrer Klage ab und gestanden dem Meyer, daß der Vogt sie zuerst aufgewiegelt, aber jetzt ihnen auch gerathen, die Sache nicht weiter zu treiben.

Der Junker verwunderte sich am nächsten Audienztage sehr, daß Keiner von ihnen erscheine, und fragte den Vogt, was der Grund davon sein möge. Es scheint, antwortete dieser, sie seien Schelme und trauen sich nicht mit dem, was sie angebracht. Du hast ihnen denn doch die Stange stark gehalten, sagte der Junker. Ja, ich meinte auch, sie hätten Recht, da ihrer drei mit einander das Gleiche über den Mann aussagten. Aber es scheint, sie trauen sich nicht mit ihrer Klage, erwiederte der Vogt, und der Junker: Aber sollte man sie nicht strafen, daß sie die Frechheit hatten, ihn so mit einander rechtlich anzuklagen? Ja, wenn sie es noch einmal thun, so muß das gewiß sein, erwiederte der Vogt.

---

75. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Aber wer möchte das Alles erzählen, was in diesem Geist geschah! Der Vogt grünte und blühte jetzt, wie eine Ceder auf Libanon. Doch das Grünen und Blühen des

Gottlosen hat keine Dauer. Sein Fall nahte; aber der im Himmel wohnt, ist langmüthig und barmherzig, und warnt den Sünder.

Er warnt — er warnt. — Er warnt ihn in seinem Wort. Er warnt ihn durch das Gewissen, und wenn auch der Sünder sein Wort nicht mehr liest, wenn er nicht mehr betet, wenn er auch nicht mehr zur Kirche geht und Gottes Wort nicht mehr hört und nicht mehr glaubt, so warnt ihn Gott noch oft mit erschütternden Begegnissen des Lebens.

Schon des Meyers Rede, die er verschmerzen mußte, hätte ihm eine Warnung sein sollen; sie war ihm keine. Aber jetzt folgten Begegnisse, die auch das Herz des härtesten Sünders hätten erschüttern sollen.

Es ist jetzt sechs Jahr, daß der Hummel an einem schönen Morgen früh ins Feld ging. Das reife Gras duftete Wohlgeruch um ihn her. Die schöne Saat wallte in hohen Aehren und weit und breit war an dem Ort, wo er stand, Alles sein Eigenthum. Er sang in seinem Uebermuth ein geiles Lied und wieherte laut, wie ein junges Roß auf voller Weide. Aber indem er so steht und sein Haupt stolz umherwirft, hört er ein Zetergeschrei und erblickt ein Weib und fünf Kinder, die sich unter einer Eiche heulend auf dem Boden wälzen. Ob ihrem Haupt hängt ihr Vater. Er erkennt ihn, es ist der Stichelberger, der gestern noch mit ihm gerechnet und beim Weggehen von ihm die Verzweiflungsworte ausgestoßen: Vogt! Ich lade dich ein ins Thal Josaphat auf eine andere Rechnung! Der Anblick erschütterte ihn, er wandte sich schnell von ihm weg und eilte nach Hause. In dem Augenblicke kam ihm auch noch das Wort des Meyer in den Sinn, er habe mit seinem Buch den Galgen verdient und er mußte zu sich selber sagen: Es fangen an, mir jetzt so widrige Dinge zu begegnen, wie mir in meinem Leben nie begegnet. Aller Muth entfiel ihm und er kam so blaß heim, daß ihn seine Frau fragte: Was ist denn begegnet? Er antwortete: Der Stichelberger hängt an der Eiche oben an meinem großen Kornacker.

Jesus, Jesus, sagte die Frau, was wird's Alles noch geben! und auch sie dachte an das Wort des Meyer mit dem Galgen. Das Entsetzen hatte sie mächtig ergriffen. Sie wiederholte dreimal: Was wird's doch noch geben? was wird's doch noch geben? Das machte den Vogt schon wieder unwillig. Sein Herz war erschüttert, aber seine Seele war nicht gemildert. Mit roher Wildheit sagte er, sie solle jetzt ihr Maul halten und ihm zu trinken bringen. Die Frau mußte in den Keller und er trank vom besten, den er hatte, so viel, daß ihm von dem Eindruck, den des Meyers Wort und des Stichelbergers Unglück auf ihn gemacht, nichts mehr übrig blieb, als die böse häßige Laune, der er sich jetzt überließ.

Im Jahr darauf ward er krank. Es fing mit einem heftigen Kopfschmerz an; er warf ganze Gläser Branntwein über den Kopf, die Schmerzen zu stillen und ließ viermal nach einander so stark zur Ader, daß er in eine Schwäche verfiel, die ihn beinahe ins Grab gebracht hätte; aber er wollte auch, da er am Aeußersten war, vom Tod nichts hören und sagte des Tags seine zwanzig und dreißig Mal, auch wenn ihn kein Mensch fragte, es fehle ihm nur im Kopf und in den Gliedern, ums Herz sei er so gesund, als immer ein Mensch gesund sein könne und es müsse ihm bald wieder besser werden, es möge wollen oder nicht wollen.

Er zwang sich immer, da er weder stehen noch gehen konnte, aus dem Bett, und ließ auch alle Tage, wenn er fast nicht reden konnte, diesen oder jenen von seinen Lumpen und Schuldnern zu sich kommen, um mit ihm zankend ihn meistern und ihn plagen zu können. Da er keine Ruhe in seiner Seele fand, war es ihm ein Labsal, Unruhe und Sorgen in die Seele eines Jeden zu bringen, der ihm nahe kam. Es ärgerte ihn darum aber auch nichts so sehr, als wenn ihm hie und da Einer sagen ließ, er habe jetzt nicht Zeit, zu ihm zu kommen. Das thaten jetzt aber auch gar Viele, und Einige von denen, die kamen, sprachen auch in einem ganz andern Tone mit ihm, als vorhin, und selbst

die furchtsamsten, die ihm hinterm Tisch und vor den Augen auch jetzt noch gute Worte gaben, zeigten doch, daß sie gern so geschwind wieder von ihm weggingen, als immer möglich. Es wußte es auch ein Jeder, daß er's gar nicht gern hatte, wenn man ihm sage, er nehme sehr stark ab, und doch verging fast kein Tag, daß er es nicht von dem oder jenem hören mußte. Viele sagten ihm das in aller Unschuld, aber einige auch bestimmt in der Absicht, um ihn zu kränken. Er lag zwei Monate im Bett und mußte sieben Wochen nach der Krankheit noch an der Krücke gehen, und sah wenigstens um zehn Jahre älter aus, als vor der Krankheit.

In der zweiten Woche der Krankheit war es so schlimm mit ihm, daß der Doctor Müller, der sein Arzt war, selber sagte, es sei, wie er's ansehe, an kein Aufkommen mehr zu denken. Das machte einen großen Eindruck aufs Dorf. Viele, sehr viele Leute wünschten seinen Tod. Zwar wagte noch Niemand, es laut auszusprechen, aber dennoch fragte bald ein Jeder, wenn er einen Andern sah: Du, weißt du nicht, wie es steht um den Vogt?

Doch an den paar Abenden, wo der Arzt glaubte, er überlebe die Nacht nicht, entschlüpfte manchem am Morgen, wenn er hörte, daß er noch lebe, das Wort: Ich habe gestern geglaubt, wir werden seiner los. Und da man hörte, daß es bestimmt wieder bessere, kam das Wort: „Unkraut verdirbt nicht“ mehr und minder laut Manchem in den Mund, und dergleichen Worte flossen im Stillen viele; selber das bedeutende Wort: Was den Vögeln gehört, das wird nicht den Fischen, ward hie und da seinethalben unter vier Augen ausgesprochen. Ihm ins Gesicht oder so, daß es ihm leicht hätte zu Ohren kommen können, sagte freilich so etwas noch Niemand. Doch er merkte am bedeutsamen Schweigen der Leute, was sie dachten; ihr Stillsein ging ihm völlig für ihr Reden, aber er tröstete sich kühn mit der Hoffnung, er wolle sie bald wieder ins alte Gleis bringen. Er probirte es auch ungesäumt. Sobald er wieder an der Krücke zur Thüre hinaus konnte, stellte er sich gegen Jeder-

mann so stolz und sprach Jeden mit dem unverschämten Ton an, dessen er vor der Krankheit gewohnt war.

Er meinte, man werde ihm die Hände entgegenstrecken und ihm Glück wünschen, daß er wieder entronnen. Aber er sah jetzt, eine Menge Leute wichen ihm aus und kehrten, wenn ihr Weg sie vor seinem Haus vorbei führen wollte und er vor dem Hause saß, von der Hauptstraße in einen Nebenweg, damit sie nicht bei ihm vorbei müßten. Vor der Krankheit wagte das Niemand, fast Jedermann, wenn ihm auch das Herz noch so sehr blutete, stand bei ihm still und that freundlich mit ihm.

Aber jetzt war's nicht mehr das Nämliche. Ein harter Mann und ein Böjewicht, der abgezehrt und an der Krücke vor dem Volk steht, macht bei ihm nicht mehr den Eindruck, den er vorher machte. Er sah diese Aenderung fast Jedem, der ihm vor's Gesicht kam, in den Augen an. Es machte ihn fast wüthend und er sagte oft zu sich selber: Ich weiß und ich habe es schon lange gewußt, daß sie mich hassen, aber daß die verfluchten Buben es mir so zeigen dürfen, das hatte ich mir nicht vorstellen können. Was aber am allertiefsten in sein Herz griff, war, er fand den alten Junker gegen sich ganz verändert. Als er ihn bei der ersten Aufwart im Schloß im alten zutraulichen Ton fragte: Was hätten Sie gesagt, wenn ich hätte müssen ins Gras beißen? antwortete der Junker: Ich hätte wohl nicht anders als sagen können, es sei mit dir viel Böses unter den Boden gekommen.

Vogt. Doch auch etwas Gutes, Junker?

Junker. Ich weiß nicht, ob das Gute, das man mit dir unter den Boden gebracht hätte, vielen Leuten gemangelt hätte.

Vogt. Aber Ihnen, denk' ich doch, Junker.

Junker. Dein Dienst wohl, aber dein Gutes — das ist eine andere Frage.

Vogt. Also mein Dienst, der hätte doch Ihnen gemangelt.

Junker. Ich meinte es im Anfang deiner Krankheit mehr als am Ende.

Vogt. So? Also hätte ich Ihrethalben dahinten bleiben können, wie ich wollte?

Junker. Es wäre mir in einem und dem andern Falle freilich nicht erwünscht gewesen; aber man gewöhnt sich am Ende an Alles, insonderheit wenn man sieht, daß Vieles nicht recht geht, wo man nicht selbst zu seiner Sache sieht.

Vogt. Ja, das Selbstsehen ist gewiß immer das Beste.

Junker. Ich habe es in dieser Zeit erfahren. Es gab nicht halb so viel Streit, wenn mich die Leute selber berichteten, als vorher, da ich mich allein durch dich berichten ließ.

Vogt. Da ist leicht zu helfen; ich will ganz gewiß Jedermann zu Ihnen führen, der ins Schloß kommt.

Junker. Jedermann, das ist zu viel, wenn du nur die rechten zu mir führst.

Dieses Gespräch verwirrte den Vogt unaussprechlich. Er sah, daß in seiner Krankheit beim Junker gegen ihn gearbeitet worden und hatte wirklich Furcht, seinen Einfluß bei ihm, wo nicht ganz, doch mehr als halb verloren zu haben. Glücklicherweise für ihn kam wenige Tage nach diesem Gespräch des Junkers Bruder, der General, zu ihm, mit einer Verwandtin, die Sylvia hieß. Mit diesem Besuch ward der Junker wieder ganz aus dem Gleis seiner neuen Neigung, sich der Geschäfte des Dorfs selbst anzunehmen, herausgerissen. Alle Tage wurden mit Besuchen, mit Jagd und Spiel zugebracht und die Berichte vom Vogt nur in der Eile abgenommen. Das Dorf war wieder schlimmer als je in seinen Händen, aber das Ende seiner Macht nahte doch. Sie war in seinem Innern schon untergraben. Seine Krankheit hatte seine Geisteskräfte geschwächt und er hätte in sich selbst fühlen sollen, daß er des Lebens, das er bisher getrieben, in seinem Umfang nicht mehr mächtig sei. Jedermann sah es ihm an. Er redete unter anderm viel mehr als ehemals und that mit Worten groß, wie vorher nie. Fast Jeder, der mit ihm umging, sprach es aus, er habe in allen Rücksichten sehr abgenommen; nur er selbst merkte es nicht. So wie er andern einschwatzte, daß er kraftvoller

als je sei, schwatzte er das auch sich selbst ein und fühlte sich in seinem Glück und in seinem Reichthum, der in diesem Zeitpunkt beträchtlich war, der aber doch auch von ihm selbst größer geachtet wurde, als es in der Wirklichkeit war, so sicher, daß er fast meinte, er habe weder von Gott noch von Menschen etwas weiter nöthig, als was er wirklich schon besitze.

---

76. Ein Gewitter.

So vermochte weder das Entsetzen vor dem Anblick des Stichelbergers, noch seine Krankheit ihn zur Erkenntniß seiner selbst und zur Besserung zu bringen. Umsonst rief die warnende Stimme seines Gottes mit schonender Liebe ihm zu, zurückzukehren von seinen bösen Wegen. Er war jetzt in seiner anrückenden Schwäche noch schlechter als in der Fülle seiner Kraft. Auf seinen Wohlstand bauend, sprach er: Ich bin reich geworden und bedarf nichts. Aber der im Himmel wohnt, stürzte jetzt den Götzen seines Reichthums, den er allein anbetete, vor seinen Augen gänzlich zu Boden.

Er saß den achten Heumonat vor vier Jahren mit einem Halbdutzend Lumpen berauscht am Tisch und machte sich groß, was er in der Welt ausgerichtet und was er noch ausrichten wolle und könne. Als er so in seiner vollen Ruhmredigkeit den ersten Schelm, der am Tisch saß, mit den Worten: Es lebe, was Grütz im Kopf hat, Gesundheit zutrank, kam ein Mann in die Stube und sagte: Es steigt ein Wetter vom Hirzauer Berg gegen unser Thal herauf, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen; und als er das gesagt, stießen augenblicklich die Windstöße gegen das Haus, daß alle Bänder und Balken daran zitterten. Alles lief gegen die Thür und Fenster und sah wirklich ein Wetter gegen das Thal aufsteigen, wie man noch keines gesehen. Es wurde am hellen Tag plötzlich finster, Alles gerieth in Schrecken, nur der Vogt, der die Scheunen voll Korn hatte,

schien es nicht viel zu achten, er sagte im Gegentheil: Wenn schon das halbe Korn auf zehn Stunden herum verhagelte, der Schaden wäre nicht groß, die Frucht sei gar zu niedrig im Preis.

Auch die schlechtesten Lumpen, die da saßen, schüttelten bei diesem Wort den Kopf und sagten: Das ist nicht recht geredet, das ist nicht recht geredet. Der Vogt aber behauptete weiter, es wäre gewiß kein Schaden, das Land sei überladen mit Frucht und man könne ohne Schaden keinen Sack voll verkaufen. Du hast doch auch viel Frucht im Feld und erschreckest gewiß auch, wenn das Wetter deine Aecker verhagelte, sagte der Christen. Und der Vogt erwiederte: Was wollte mir so ein Wetter machen? Wir wissen wohl, sagten einige Lumpen, zehn solche Wetter würden dir nichts machen. Meinst du, ich sei über alle Wetter hinaus? erwiederte der Vogt mit dem Glas in der Hand, und grinzte den Lumpen, der ihm das sagte, an.

Aber im Augenblick, da er das sagte, und so grinzte, rollte ein Donner, stärker, als man je einen gehört, über ihrem Haupt. Sie wurden alle todtblaß. Der Vogt verschüttete das Glas, das er eben in der Hand hatte. Nach ein paar Minuten sagte Christen zu ihm: Du bist jetzt doch auch erschrocken! Es ist wahr, erwiederte dieser, ich fürchte mich vor dem Donner. Jetzt wollten auch die ärgsten Lumpen heimgehen, damit sie, wenn ein Unglück begegnete, daheim seien; aber er bat sie, daß sie doch bleiben möchten, wenigstens bis es nicht mehr donnere, denn es folgte jetzt ein Donner und ein Blitz nach dem andern, und er stellte Wein auf den Tisch, damit der Schrecken, wie er sagte, ihnen weniger schade. Aber die Meisten wollten nicht bleiben, nur Etliche ließen sich bereden und blieben.

Aber die, die sich davon schlichen, erzählten zu Hause den Ihrigen, die beim Betbuch saßen und nach der Gewohnheit der Alten das Gebet bei einem Hochgewitter aufschlugen und mit einander lasen, das erschreckliche Wort, das der Vogt einen Augenblick vor dem großen Donnerschlag geredet habe. Alle, die es hörten, entsetzten sich und einige

sagten: Es nimmt mich Wunder, wenn der liebe Gott diesen Mann ungestraft so lästern läßt.

Das Hagelwetter war entsetzlich und noch mit einem Wolkenbruch verbunden. Es schlug die Frucht beinahe in den Boden hinein. Die Bäume waren entblättert. Endlich schien das Wetter vorüber und der Vogt schien wieder frischen Athem zu schöpfen. Aber plötzlich ertönte die Sturmglocke. Man wußte nicht, was es war, als ein Knecht außer Athem zum Vogt kam, und ihm sagte: Der Waldbach, der ungeheuer angeschwollen, sei durch eine Menge Bäume und Holz, die er bei sich geführt, beim untern Steg gesperrt, und drohe gegen seine Mühle und gegen sein Wirthschaftsgebäude einzubrechen. Jetzt lief der Vogt wie von Sinnen gegen den Ort der Gefahr, die schrecklich groß war. Es bildete sich ein ganzer See hinter dem Steg, der den Bach schwellte und es war außer Zweifel, daß des Vogts Gebäude und Mühle unausweichlich verloren seien, wenn dem Wasser beim Steg nicht Luft gemacht werden könnte. Das hätte schon lange geschehen sollen und wäre im Anfang ohne große Gefahr möglich gewesen. Aber das Volk stand da, jammerte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, aber Niemand wagte sich ins Wasser, Niemand griff an, aller Muth schien dem Volk entfallen und hie und da erzählte Einer dem Andern das schreckliche Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet. Er stand da, trieb das Volk an, daß es doch helfe. Er bot Geld. Er bot hundert, dann zweihundert, dann vierhundert, er bot bis auf tausend Gulden, wenn Jemand gegen den Steg ritte, um das den Bach sperrende Holz von einander zu reißen. Es wagte es Niemand.

Alles schrie, es ist Gefahr, es ist Gefahr. Jetzt schrie der Vogt: Es ist bei Feuers- und Wassersnoth ja immer Gefahr, um Gotteswillen, reite doch nur Einer hin, reite doch nur einer hin und versuch's; wenn's ein Unglück giebt, ich will den Hinterlassenen 3, 4, 5000 Gulden zahlen. Aber kein Mensch wollte es wagen, kein Mensch bewegte sich, nur auch einen Schritt dafür zu thun.

Da er so schrie und sich fast die Haare ausraufte, rief ihm der Lindenberger: Weißt du was, Vogt, sitz du selbst auf und reite voran, vielleicht wagen's dann einige und reiten mit dir. Ich will einem sein Leben zahlen, so theuer es ihm ist, schrie der Vogt noch einmal. Ich würde gern vorreiten, aber ich kann nicht, ich bin noch nicht stark genug, um Gotteswillen, reite doch einer voran, der stärker ist als ich. Aber in diesem Augenblick überwältigte das Wasser auf der Seite gegen die Mühle eine Gartenmauer, die ihm im Weg stand, und brach jetzt gegen seine Gebäude und gegen seine Mühle unaufhaltsam mit einer Gewalt ein, daß ihre Fundamente sogleich angegriffen wurden. Ihre Mauern stürzten ein, wie Bäume im Wald, die der Windsturm mit den Wurzeln ausreißt und an den Boden hinstürzt. Da Brücke und Steg zu der Mühle unter Wasser lagen, konnte kein Mensch hinkommen, um das Geringste zu retten. Seine ganze Habe, die nicht im Wirthshaus im Dorf war, war nun dahin. Es war ein fürchterliches Zusehen. Fünf und zwanzig Haupt großes Vieh, ohne Schafe und Kälber, brüllten in den Ställen, und über eine halbe Stunde, so war das Korn aus den angegriffenen Scheunen in den Wirbel des Stroms hinunter, und mit ihm ein Stück Vieh nach dem andern, bis endlich das Haus und die Wirthschafts-gebäude vollends einstürzten. Die neue, mit dicken Mauern gebaute Mühle hielt sich am längsten. Als aber ihre vordere Hauptmauer plötzlich einstürzte, krachte es wie ein Donner-schlag, und in eben dem Augenblick rief ein Mann, der einige Schritte hinter dem Hummel stand, noch jetzt weiß Niemand, wer er war: „Vogt! ist dir noch so, daß zehn solche Wetter dir nichts machen könnten?“ Der Vogt sah zurück, schauderte und suchte mit den Augen den Mann, der so gerufen, aber dieser hatte sich so schnell in der Menge verloren, daß noch jetzt Niemand weiß, wer er gewesen; fast unwillkührlich entfiel dem Vogt in diesem Augenblick das Wort: „Gott verzeih mir's, ich bin ein armer unglücklicher Mensch.“

Das Gewässer hatte sich nach und nach wieder

gesetzt; Haus und Hof waren im Schutt und Graus, der Ort, wo Alles gestanden, war wie das Bett eines tausendjährigen Waldbachs. Man hatte Sturm geläutet, weit und breit kamen von allen Seiten Feuerläufer und helfende Nachbarn, Alles stand jetzt an dem Orte der Verheerung. Es war eine helle Nacht. Es stand noch ein einziger eichener Balken von dem ganzen Gebäude. Der Vogt stand an diesem Balken eine Weile, aber bald nahm er sein Schnupftuch, trocknete seine Augen und sagte: Das Heulen hilft jetzt nichts, was ist, — ist. Ich muß jetzt sehen, was weiter zu thun sei, und dann ging er, ohne Jemanden zu grüßen, vom Platz der Verheerung weg ins Dorf in sein Wirthshaus.

Es folgte ihm kein Mensch; Alles sah ihm ernst nach, und aus vieler Mund ertönte das Wort: Das ist Gottes Finger, es ist ein Strafgericht über den Mann ergangen. Er aber sagte im Heimweg zu sich selbst: Das verfluchte Volk hat mir das Unglück selbst zugezogen. Dieser Gedanke mußte in ihn kommen, denn im Anfang, da sich das Wasser beim Steg stockte, wäre es ganz gewiß mit dem Muth und der Anstrengung, die man in solchen Fällen gewöhnlich bei allem Volk sieht, möglich gewesen, zu helfen, aber Jedermann stand jetzt muthloser und kraftloser da, als sonst in solchen Fällen, und jetzt, nachdem Alles vorüber, wiederholten Tausende das böse Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet und Einer sagte zum Andern: Das ist Gottes Finger, da hätte kein Mensch helfen können, was man auch immer gethan hätte. Viele liefen eine Viertelstunde hinauf zu der Hütte eines armen Mannes, die der Strom fast bis unter die Mitte unterhöhlt, und doch unverletzt stehen gelassen. Da sieht man jetzt den Unterschied, wiederholte das Volk, hier hat Gott geholfen, sonst hätte auch hier Niemand helfen können.

Er aber, als er mit erbittertem Herzen und das Wort: Das verfluchte Volk hat mir das Unglück mit Fleiß zugezogen, noch im Mund haltend, heim kam und die Frau heulend in der Stube herumlief und sich die Haare fast aus

dem Kopf riß, hieß er sie das Maul halten, mit dem Zusatz, er habe jetzt Ruhe nöthig. Da sie mit dem Schluchzen nicht auf der Stelle aufhörte, mußte sie zur Stube hinaus, und als sie hinaus war, verriegelte er die Thür, öffnete sein Schreibpult und sagte: Ich muß jetzt jeden Heller zusammen suchen, damit ich schnell wieder zubringen kann, was mir jetzt zum Teufel gegangen.

Als er jetzt sein Rechnungsbuch auf dem Tisch hatte, und eine sehr große Schachtel, daraus er alle Zettel von den Leuten, die ihm schuldig waren, wild auf dem Tisch ausgeschüttet, und den großen Haufen dieser Zettel vor seinen Augen sah, sagte er zu sich selber: Es ist doch noch nicht aller Tage Abend; mit diesen Zetteln baue ich noch manche Mauer wieder auf und decke noch manches Dach wieder zu.

---

77. Wo keine Ordnung im Herzen ist, kommt auch keine Ordnung in den Hausbau.

In diesem Augenblick fielen ihm auch Papiere in die Hand, darin er aber in der größten Unordnung aufgeschrieben hatte, was er schuldig war. Er las jetzt diese Papiere durch und rechnete, so gut es möglich war, zusammen, wie viel das Ganze etwa ausmachen möge. Das hatte er seit Jahren nie gethan. Es kam ihm nie in den Sinn, daß das nöthig wäre. Er wußte auch bei Weitem nicht, wie viel seine Schulden betrugen, und fand jetzt, da er sie also zusammen rechnete, es sei weit, weit mehr, als er geglaubt hätte. Das ist verflucht, sagte er jetzt zu sich selbst, aber einen Augenblick darauf: Es weiß es Niemand und soll's Niemand vernehmen, dafür will ich sorgen. Damit legte er die Papiere, darin das, was er schuldig war, aufgezeichnet war, beiseits, griff wieder nach dem Haufen der tröstlichen Zettel von Leuten, die ihm schuldig waren, und sagte dann: Die müssen mir jetzt alle heran; ich will's ihnen durch den Weibel anzeigen lassen, sie müssen auf der Stelle mit mir rechnen und mich zahlen. Dann aber besann er sich gleich

wieder und sagte: Nein, es ist verflucht, ich darf das jetzt noch nicht. Die Rechnungen geben Streit und ich muß jetzt, bis die Steuerzeit vorüber, mit Niemand Streit anfangen. Zuerst die Steuern; und da muß ich Alles anwenden, daß das gut gehe. Dann rechnete er sogleich, was ihm diese Steuer etwa eintragen könnte.

Er setzte jetzt Jedermann an, was er ihm ungefähr steuern werde und sagte, indem er das that, wohl hundertmal: Nein, nein, der darf mir doch nicht weniger geben, als so viel.

Er rechnete aber vorzüglich auf den General und die Sylvia, die jetzt eben da waren, daß sie beim Junker für ihn das Wort reden würden. Er war ihnen und dem Lumpenvolk von Dienstleuten, das sie bei sich hatten, Allen sehr lieb; denn er leistete ihnen beim Jagen, Fischen, und in vielen andern Sachen bei Tag und bei Nacht Dienste, völlig, wie sie sie wünschten. Er hatte sich auch nicht geirrt. Sylvia sagte augenblicklich zum Junker: Man müsse einen Mann, wie das Einer sei, auf alle Weise an die Hand gehen, mit dem Zusatz, sie habe nicht bald einen Mann gesehen, der in treuen Diensten gegen die Herrschaft diesem gleich komme, und der Junker habe in allen Geschäften eine Stütze an ihm, wie auf hundert Stunden weit kein Junker eine solche Stütze an einem Vogt habe. Sie that's nicht ohne Wirkung. Der General gab ihm eine lange Rolle Ducaten, aber es weiß Niemand, wie viel es waren, der Vogt sagte es keinem Menschen. Auch der Junker gab ihm eine große Steuer, und auch von dieser sagte er keinem Menschen, wie viel es war. Neben dem erlaubte ihm der Junker, Holz aus den Herrschaftswäldern, ohne Aufsicht, was und wie viel er wolle, zu nehmen, und seine Pferde zu Fuhren, wenn er sie nöthig habe. Er bewilligte ihm auch eine doppelte Steuerzeit. Gewöhnlich war sie auf vier Wochen gesetzt, der Junker gab sie ihm für acht, und das auf die ganze Herrschaft ausgedehnt. Er benutzte sie mit einer Schlauheit ohne Gleichen, aber auch mit einem Schein von Demuth, die ihm fast das Herz abdrückte. Er ging, so

lange die Steuerzeit währte, so bescheiden und niedergeschlagen einher, wie wenn er fast das liebe Brod nicht mehr hätte, gab Feind und Freund gute Worte, verschluckte alles Bittere, was man zu ihm sagte, nicht blos, wie wenn er's nicht höre, sondern selbst, wie wenn er überzeugt wäre, daß man Recht habe; aber jedes Wort, das er auf diese Art hören mußte, steckte er sich hinter die Ohren und sann zum Voraus darauf, es Jedem wieder zu gelten.

Der Baumwollen-Meyer gab ihm zehn Dublonen. Er wollte ihm danken. Der Meyer aber antwortete ihm: Vogt, es ist Baumwollensegen, mache jetzt nur, daß es nicht wieder Wirthshausfluch werde. Das war aber auch das härteste Wort, das in dieser Steuerzeit an ihn gelangte. Es that ihm so weh, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählte, was er niemals einen Augenblick zu thun vergaß. Sobald er sie in der Hand hatte und allein war, sagte er: So etwas ist denn doch wieder Balsam auf die Wunde, die ich vom Meyer und seines Gleichen erhalten. Ich muß jetzt diese Steuerzeit über Alles dulden; aber wenn diese vorbei ist, so will ich Jedem sicher die Kränkung wieder vergelten, die er mir jetzt anthut. Er hielt auch Wort.

Es ging keine 24 Stunden nach der Steuerzeit, so redete er wieder so unverschämt, als je in seinem Leben und sagte öffentlich, was man doch meine, daß so eine Lumpen-Steuer ihn an seinen Schaden bringe; sie sei so gering ausgefallen, daß bald nicht eine geringer hätte ausfallen können. Es sei ihm so viel zu Grund gegangen, daß hie und da wo hundert Häuser verbrennen könnten, der Schaden wäre nicht halb so groß. Am dritten Tag, nachdem die Steuerzeit vorüber, ließ er Jedermann, der ihm etwas schuldig, den ganzen Betrag von Gerichts wegen fordern. — Er suchte aber fürs Erste nicht sowohl das Geld, als von Neuem mit ihnen zu rechnen, und wenn Einer genau wissen wollte, wie? wo? und wenn? oder gar ihm etwas bestimmt streitig machte, das er forderte, antwortete er: Es sei ein Unglück, er habe die meisten Papiere, mit denen er seine

Rechnungen belegen könnte, acht Tage vor seinem Unglück in die Mühle genommen und die seien ihm jetzt alle zu Grund gegangen, und er könne jetzt freilich nicht mehr Alles bescheinigen und nicht mehr einem Jeden seine eigenen Unterschriften alle zeigen, wie er es vor seinem Unglück hätte thun können. Aber er hätte doch nicht geglaubt, daß Menschen so infam sein könnten, etwas wegzuleugnen, wovon sie wohl wüßten, daß er es von ihnen bescheinigt in seiner Hand habe. Es war indessen von den verlornen Papieren kein Wort wahr; er hatte auch keinen einzigen von allen seinen Schuldzetteln in die Mühle hinabgebracht.

Indessen wollten die Meisten seiner Schuldner es nicht an sich kommen lassen, den Inhalt verlorner Papiere wegzuleugnen und nahmen lieber an, was er von ihnen forderte, als daß sie sich mit ihm in einen Streit einließen; Andere aber, und weitaus die mehrern, lebten darin in einer Unordnung, daß sie gar nichts aufgeschrieben hatten und Alles an sich kommen lassen mußten, was er sagte; wenn aber Einer fest darauf beharrte, er sei nicht so viel schuldig, als der Vogt forderte, gab er denn oft selbst nach, meistens mit den Worten, er liebe das Streiten jetzt nicht mehr, wenn er schon in seinem Gewissen überzeugt sei und auf Seel' und Seligkeit nehmen könne, daß er Recht habe; er wolle lieber nachgeben, als sich in Prozesse einlassen, bei denen nichts zu gewinnen sei; dann aber setzte er noch hinzu, er werde ihm jetzt doch auch nicht abschlagen, für das, was sie mit einander im Streit seien, ihm bei seinem Bauen einige Fuhren zu thun oder einige Tage daran zu arbeiten.

So brachte er bei seiner Rechnung es dahin, daß ihm seine Schuldner versprachen, 75 Fuhren und 300 Taglöhne zu thun, ohne daß ein Einziger glaubte, ihm desfalls einen Heller schuldig zu sein. Sobald aber Einer so etwas versprochen, schrieb er es als eine wirkliche Schuld in sein Buch ein, und sie mußten's ihm halten, wie wenn's die heiligste Schuld in der Welt gewesen wäre. Jedermann gab dieser Rechnung den Namen Zwangsteuer, und der Unwille des Volkes war gegen ihn durch dieselbe immer noch größer und

vermehrte sich noch durch einen andern Umstand. Er hatte bei Jahr und Tag keine Mühle mehr, er konnte also auch nicht mahlen und seine Kunden, die jetzt ihr Korn in den benachbarten Mühlen mahlen ließen, fanden allgemein, daß sie von ihrem Korn allenthalben weit mehr Mehl bekamen, als sie bei ihm bekommen hatten. Es war auch seinethalben unter dem Volk fast allgemein die Rede, wir sollten dem Schelm keinen Sack mehr zu mahlen geben.

Aber im Schloß war er wieder mehr als je Meister. Der General war ein gutmüthiger Mann, und Sylvia und Jedermann machte jetzt so viel Wesens und Rühmens vom Vogt, daß der Junker fast nicht anders konnte, als in das Lied, das sie alle sangen, mit einzustimmen. Er vergaß auch die Klagen, die er über diese Zeit vielseitig über den Vogt gehört hatte, um so leichter, da ihn der Besuch des Generals und der Sylvia sehr beschäftigte und zerstreute. Zwar murrte er zu Zeiten, wenn sie des Rühmens von ihm auch gar zu viel machten, oft zwischen hinein, es sei doch auch nicht Alles mit ihm, wie sie es vorstellten. Aber damit ließ er es auch wieder gut sein und der Vogt war wieder mehr als je Meister im Dorf, so daß ihn Jedermann von Neuem fürchten mußte, wie vor seinem Unglück, und von dieser Seite hatte er wieder Alles in der Ordnung, wie er es wünschte.

Aber von einer andern Seite ging's ihm gar nicht nach Wunsch. Er hatte aus Hochmuth den Bau seiner Mühle so kostbar angefangen, daß er bald sah, daß er sich dabei überrechnet, und daß das Gebäude das Doppelte kosten werde, was er geglaubt. Das setzte ihn in die größte Verlegenheit. Er berieth sich auch darüber mit seinem Baumeister. Dieser sagte ihm, man könne bei der weitern Ausführung des Gebäudes sehr viel ersparen, wenn man anstatt der harten gehauenen Steine die Mauern von nun an mit gemeinen unbehauenen Steinen aufführe. Der Vogt antwortete: Kann man das thun, ohne daß man dem Bau diese Aenderung des Plans ansieht? Der Baumeister erwiederte: Nein, das Gebäude ist mit den kostbaren gehauenen

Steinen so weit vorgerückt, daß, wenn man jetzt damit aufhört, die Abänderung des Plans Jedermann in die Augen fallen muß. Jetzt fluchte der Vogt und sagte: Nein, um diesen Preis will ich's nicht wohlfeiler haben; ich will nicht, daß Jemand sagen könne, ich habe den Bau nicht vermögen auszuführen, wie ich ihn angefangen. Er fuhr also mit den gehauenen harten Steinen, die in Bonnal äußerst kostbar sind, fort, glaubte dabei aber doch, da ihm das Geld bald ausging, er könne nur Geld entlehnen, wo er immer wolle. Das ging aber nicht so leicht, wie er glaubte. Er fand beim Junker und beim General nur wenig, und wo er sonst hinkam und anklopfte, war die Antwort, man sei jetzt nicht mit Geld versehen.

Er verstand wohl, daß man ihm es nicht vertraute, und erbot sich jetzt, was er vorher nie that und was er in seinem Leben nicht geglaubt hätte, thun zu müssen, Güter zum Unterpfand des Entlehnten zu geben. Dafür fand er freilich jetzt Geld. Aber sein Credit war durch die gerichtliche Verpfändung seiner Güter nur noch mehr untergraben. Er war sehr viel Geld schuldig, das man ihm auf freie Faust anvertraute, und bis jetzt glaubten diese Creditoren, sie hätten das älteste Recht auf ihn, es kam ihnen nicht in den Sinn, daß sein Hochmuth es ihm je zulassen würde, Geld auf seine Güter aufzunehmen; und er hatte es ihnen auch immer versprochen, ohne ihr Vorwissen kein Stück Land zu versetzen. Jetzt sahen sie sich angeführt und wollten ihm Vorwürfe machen. Er antwortete ihnen unverschämt, sie sollten sich schämen, ihm ein Wort davon zu reden, sie wüßten ja, wie groß sein Unglück gewesen und es sei nur um ein paar Jahre zu thun, so sei der Bettel, den er jetzt entlehnt, abbezahlt, und die Sache mit ihnen wieder auf dem Fuß, wie vorhin. Was wollten sie machen? Sie mußten es gut sein lassen, denn die Meisten waren in Verhältnissen mit ihm, daß sie ihn fürchten mußten.

Er aber glaubte selbst nichts weniger, als daß in ein paar Jahren das Geld, das er jetzt entlehne, wieder abbezahlt sein werde. Er fing im Gegentheil an, einzusehen,

daß er durchaus nicht mehr in den alten Schuhen stehe und nicht so leicht wieder darein zu stehen kommen werde.

Er rechnete diese Zeit ein Mal nach dem andern zusammen, was er schuldig sei und was er zu fordern habe; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte, und selber die zweideutigsten Schulden, die er zu fordern hatte, als gut und sicher anrechnete, so kam am Ende immer doch heraus, er sei mehr schuldig, als er besitze.

Diese Einsicht in den wahren Zustand seiner Wirthschaft brachte ihn aber nirgend hin, als Alles zu thun und Alles zu wagen, daß es Niemand merke, wie sehr er zurück sei. Auch kein Gedanke kam ihm daran, daß er durch Sorgfalt, Schonung und Fleiß den bösen Zustand seiner Wirthschaft allmählich bessern und dem fressenden Uebel, das sein Hochmuth und seine Gewaltthätigkeit in sein Hauswesen hineingebracht, durch Ablegung dieser Laster ein Ziel setzen könnte.

Es muß wieder frisch in die Hand gespeit sein, war der Schweinausdruck, mit dem er unter diesen Umständen sich Muth zusprach. In der Täuschung, in die ihn der Schwulst seines Lasterlebens hineinführte, bildete er sich ein, wenn er nur das Gewühl dieses Scheinwohlstandes in allen Theilen fortsetzen könne, so werde er bis an sein Grab der Mann bleiben, der er wenigstens noch zu sein scheine, und wenn er unterm Boden sei, so bekümmere er sich um das, was weiter geschehe, nicht mehr. Manchmal freilich, insonderheit wenn er mit Wein und Branntewein ein wenig angefeuert war, glaubte er doch, es möchte noch möglich sein, daß er seinem alten Reichthum wenigstens wieder etwas näher kommen könne.

In solchen Augenblicken konnte er sich denn mit dem elendesten Geschwätz zerstreuen und z. E. zu sich selber sagen: Fünfzig Jahre sind für einen Mann, wie ich bin, kein Alter; bin ich doch mit nichts und aber nichts zu meinem Wirthshaus, zu meiner Mühle, zu meinem Vogtamt gelangt und zum ersten Mann im Dorf geworden, wie sollte es mir fehlen, mit allem dem, was ich jetzt noch in

der Hand habe, das nicht wieder zu erobern, was mir ein einziger Regentag wegzuschwemmen vermag? Das gute Wetter, das er im Schloß hatte, stärkte ihn in dieser Verirrung täglich mehr und so weit, daß er das innere Bewußtsein seines wahren Zustands fast immer aus dem Kopf schlug und gegen Jedermann in allen Stücken im Trott seines alten Lebens wieder dastand. Er setzte in alle Spiele, er mischte sich in Kuh- und Pferdehändel, und, was er vorher nie that, selber in Holz- und Ladenhandel. Er wollte mit Fasten und Jagen es erzwingen, das schnell wieder zu gewinnen, was er verloren. Aber er vergaß, daß Fasten und Jagen, daß Früh- und Spätsein und in alle Spiele setzen nichts helfen, wo Ruhe im Herzen und Ordnung im Thun mangeln.

---

78. Was der Mensch säet, das erntet er auch.

Nach und nach schien ihm Alles wieder auf den besten Weg zu kommen und er glaubte jetzt fest, er habe es wenigstens wieder so weit gebracht, das ganze Dorf durch Furcht und Schrecken fast wie vormals im Zaum zu halten und sicher zu sein, daß, was er auch immer thue, Niemand darüber reden dürfe. Aber er irrte sich auch darin. Das junge Volk war nicht mehr wie das alte. Es war heimtückisch, frech und gewaltthätig, wie er, und was er sich auch von seinem jetzigen Gewaltseinfluß vorstellte, so gab's doch immer Umstände, die ihm klar zeigten, daß er das junge Volk nicht mehr behandeln dürfe, wie er vorher gethan. Die Söhne vieler Väter, die er um Hab und Gut gebracht, machten diesen laut Vorwürfe, daß sie sich von ihm also an der Nase hätten herumführen lassen, und mehrere sagten bestimmt zu ihren Vätern: Wären wir da gewesen und hätte er es uns so gemacht, wir wären anders mit ihm umgesprungen. Einige junge Leute zeigten ihm öffentlich, daß sie sich nicht vor ihm scheuten, und gingen oft mit dem höchsten Zeichen des Unwillens und der Verachtung neben

ihm vorbei. Ein junger Scheibler, über dessen gestorbenen Vater er ein paar Stichelworte gesagt hatte, die man dem Sohn zu Ohren gebracht, sagte überlaut vor mehrern Männern: Wenn der alte Schelm meinen Vater unter dem Boden nicht ruhen lassen will, so will ich ihm einen Weg zeigen, wo er selber die Ruh findet, die ihm gehört. Das war so viel, als ihm auf Leib und Leben gedroht, und doch wagte er es nicht, ihn deshalb zu verklagen. Aber die Frechheit des jungen Volks machte ihm dennoch mehr Mühe, als seine Schulden. Er klagte auch oft, wo er immer den Anlaß hatte, sehr darüber. Aber der ältere Lindenberger antwortete ihm auf die Klage vor einem ganzen Tisch voll Nachbarn: Was willst du klagen? Du hast das Volk selber gemacht, wie es ist, und es wäre eigen, wenn Einer regieren könnte, wie du, und doch machen, daß Niemand so frech würde, als er ist. —

Ein junger Killer, dem er dieser Tage aus einem Prozeß heraushalf, war so frech, daß er ihm am Abend im Wirthshaus, da er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, einen Thaler Trinkgeld für den Lehrlohn anbot. Für was für einen Lehrlohn? erwiederte der Vogt entrüstet. Aber ein paar Männer am Tisch sagten lachend: Es versteht sich, es wird ein Lehrlohn für die Kunst sein, abzuleugnen, was man gethan hat. Nein, nein, sagte der Killer, es ist nur ein Lehrlohn für die Kunst, Prozesse zu gewinnen. Aber nicht wahr, erwiederten die Männer, die Kunst, Prozesse zu gewinnen, für die man den Lehrlohn zahlt, ist mit der Kunst, wegzuleugnen, was man gethan hat, verwandt wie Bruder und Schwester?

Der Vogt knirschte über dieses Gespräch. Aber er konnte nicht verhüten, daß das Gerede darüber hie und da ins Dorf kam und die Leute über das Trinkgeld für des Untervogts Lehrlohn lachen machte. Auch der neue Streit, den ein Fremder, Namens Kümmerling, mit einem Eichholzer, der des Vogts guter Freund war, hatte, zeigte diesem deutlich, wie die Umstände im Dorf sich zu seinem Nachtheil geändert. Der Kümmerling hatte in seinem Streit vollkommen Recht,

aber der Vogt sagte dem Eichholzer, er solle den Prozeß nur keck wagen, man könne dem Kümmerling, als einem Fremden, Kosten machen, die er nicht auszuhalten vermöge, er wisse ganz gewiß, daß er ein armer Mann sei, und er stehe ihm gut dafür, daß er in drei Wochen vom Prozeß abstehen werde. Jetzt dauerte derselbe schon über acht Wochen und der Kümmerling that kein Zeichen, wie wenn er desselben müd wäre oder davon abstehen wollte. Der Vogt konnte gar nicht begreifen, wie das komme, und frug auf allen Seiten nach, woher der Kümmerling das Geld dazu nehme. Endlich vernahm er, er sage selber, er habe einen guten Freund in Bonnal, der ihm das, was es bisher gekostet, vorgeschossen, und ihn aufgemuntert, nur entschlossen fortzufahren. Wenn es vier- bis fünfhundert Gulden koste, so solle es ihm am Geld nicht fehlen. Da der Vogt das hörte, ging er auf der Stelle zum Eichholzer und rieth ihm, von dem Prozeß abzustehen. Dieser erwiederte: Ja, aber wie ist es jetzt mit deinem Gutstehen für die Kosten? Ich weiß nicht, was du meinst, sagte der Vogt, du wirst doch nicht etwa meinen, daß ich dir die Kosten bezahle? Wenn du meinst, es sei dein Nutzen, so fahr' nur im Prozeß fort. Ich hab' dir jetzt gesagt, du verspielst ihn; weiter nehme ich mich der Sache nicht an. Das kannst du dir wohl vorstellen. Der Vogt ahnte, der Baumwollen-Meyer sei der Mann, der hinter diesem Geschäft stecke, und war äußerst betroffen.

Ueberhaupt war er seit der Krankheit nicht mehr der alte furchtlose Waghals. Es fingen ihm an viele Dinge Mühe zu machen, die er vorher nicht achtete. Auch kam ihm der Gedanke, er könnte nicht gar alt werden, seit der Krankheit oft in den Kopf, und er erschrak allemal, wenn er vor den Spiegel kam und sah, daß seine Haare seit einiger Zeit stark zu grauen anfingen.

Er ließ ein paar Mal dem Schreiber merken, daß er seiner Gesundheit nicht Alles zutraue. Daß er sich vor dem Tode fürchte, wußte dieser zum Voraus. Er lachte ihn aus und sagte: Narren sind's, die an den Tod denken, ehe

er kommt. Was nützt's ihnen, sich zu plagen, ehe es Zeit ist? Wenn er kommt, so ist er da, und mit ihm ist alle Plage aus.

Das war dem Vogt ganz recht, so lange er nicht an den Tod dachte, aber sobald er daran dachte, meinte er doch, es sei nicht ganz sicher, daß dann Alles so aus sei. Aber es ist merkwürdig. In der Nacht eines Tags, an dem ihm der Schreiber so vorschwatzte, es sei mit dem Tod Alles aus, träumte dem Vogt mit einer Lebendigkeit, wie ihm bei Jahren nicht geträumt hatte, sein Vater sel. stehe vor ihm und sage zu ihm: Es wird dir vergolten werden, was du mir gethan hast; sie werden mehr zu dir sagen, als nur: Du alter versoffener Lump, willt mit mir wieder ins Schloß?! — Als er erwachte, hing an jedem seiner Haare ein Schweißtropfen und drei Nächte träumte ihm nach einander das Nämliche. Das sind verfluchte Träume, sagte er, ich muß mir zu Ader lassen.

Das that er denn wirklich dreimal nach einander und der schreckliche Traum kam nicht wieder; aber wenige Tage nach diesen Aderlassen, die ihm sein Blut so gestillet, kam der Schloßschreiber in aller Eil zu ihm und sagte ihm: Was sagst du, wenn der Junker morgen früh todt ist? Er hat einen Schlagfluß und überlebt die Nacht nicht. Was will ich sagen, sagte der Vogt, es ist ein altes Sprichwort: Es kommt nie etwas Besseres hintennach.

Schreiber. Das ist jetzt gleichviel, aber du kannst von ihm erben, was du nicht denkst und nicht glaubst.

Vogt. Das wär mir wohl gut, aber was könnte ich von ihm erben?

Schreiber. Ich habe alle deine Unterschriften für das, was dir ein ganzes Jahr lang aus dem Schloß bezahlt worden, in meiner Hand. Wenn du mit mir theilst, so verbrennen wir sie und du kannst Alles noch einmal fordern. Es ist in den Schloßbüchern noch kein Haar eingetragen, daß etwas bezahlt sei.

Das wäre doch auch ein Glück, sagte der Vogt. Und sie waren bald einig, das könne und müsse so gehen. Es

ging auch wirklich so. Die Erben, die alle Schriften und Rechnungen des Schlosses in der größten Unordnung fanden, zahlten an ihn gleich nach dem Tode des Junkers über tausend Gulden, weil die Forderung in den Büchern eingetragen, von der Bezahlung aber keine Spur zu finden war. Und der steinalte Schreiber nahm gleich darauf seinen Abschied und reiste ins Ausland, wo er zu Haus war.

Als der Junker einige Monate nach dem Tode seines Großvaters zurückkam, dünkte es ihn freilich sonderbar, daß er eine so große Rechnung beim Hummel habe stehen lassen, da dieses sonst bei keinem andern Menschen der Fall war; aber da er in den Büchern keine Spur einer früher geschehenen Bezahlung fand, ließ er es gut sein. Er hatte aber doch schon vom Anfang an Mißtrauen gegen den Hummel. — So viel aus dem Leben des Vogt Hummel.

---

79. Eine Predigt.

Der Sonntag kam und der Pfarrer predigte über den Text: Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen, hebe dich, und er würde sich heben.

Aber er fing die Predigt nicht mit der Erklärung des Texts, sondern also an:

Was ist das? Warum ist die Kirche heute so voll, wie sie das ganze Jahr durch nie ist? Warum strecket ihr die Köpfe also zusammen? Was flüstert ihr euch unter einander so in die Ohren, daß ein Geräusch in der Kirche ist, wie auf einem Gemeindeplatz, oder gar wie in einem Wirthshaus?

Ich weiß es, was es ist. Ihr erwartet den Vogt und Einer fragt den Andern, kommt er nicht bald? Warum ist er nicht da? Aber es ist nicht gut, daß ihr euch dieses also fraget. Euer Flüstern, euer Kopfzusammenstoßen und das Geräusch, das ihr in der Kirche erregt, beweist sonnenklar, wie sehr es schwachen und eiteln Menschen eine Augenweide

ist, unglückliche, wegen Verbrechen bestrafte Menschen in der tiefsten Kränkung und in den tiefsten Leiden ihrer Strafe vor ihren Augen zu sehen. Aber er soll euch diese Augenweide nicht machen. Er kommt nicht unter die Kanzel, er kommt nicht in die Kirche. Er entsetzte sich so sehr vor der Strafe, euch also unter der Kanzel vorgestellt zu werden, daß er in dem ersten Augenblick, da ich ihn darauf vorbereiten wollte, zu mir sagte, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen. Ich suchte ihm das Entsetzen über diese Strafe auszureden, aber es war nicht möglich. Das Entsetzen darüber ergriff ihn so sehr, daß er fast nicht zu Worten bringen konnte, was er sagen wollte. Ich vermochte nichts gegen die Lebhaftigkeit seiner Vorstellung auszurichten und ahnte bis jetzt nur halb, warum die Furcht vor dieser Strafe ihn beinahe außer sich gebracht; aber jetzt, da ich seinethalben diese Ungeduld und Unruhe in der Kirche sehe und es vor meinen Augen offenbar ist, daß ihr den Augenblick fast nicht erwarten konntet, in dem ihr eure Augenweide an ihm zu haben hofftet, kann ich gar wohl begreifen, was ihn dahin gebracht, das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, auszusprechen. Ich weiß es und fühle es, aber ich möchte, daß auch ihr es fühltet und wüßtet. Es drängt mich im Innersten, euch zu sagen, denkt nach und fragt euch selbst, was muß er euerthalben gefühlt und euerthalben gefürchtet haben, um dahin gebracht zu werden, diese Worte auszusprechen. Was ist es anders, als daß er fürchtete, daß ihr Freude daran zeigen würdet, ihn gedemüthigt zu sehen ohne euch selbst zu demüthigen? Das ist's, das allein ist es, was dieses entsetzliche Wort über diese Kirchenstrafe aus seinem Munde hervorgebracht. Mir geht es tief zu Herzen, ich möchte fast sagen, ich schäme mich vor der Kirche selber, daß in ihren heiligen Mauern Handlungen einen solchen Eindruck auf die Seelen der Menschen machen können, wie derjenige offenbar gewesen wäre, den, wenn der Vogt jetzt unter die Kanzel gestellt worden wäre, diese Strafe auf euch gemacht hätte.

Darum aber ist er auch nicht hier. Darum rede ich jetzt auch allein mit euch und überlasse mich vor Allem dem Eindrucke, den euer jetziges Benehmen in der Kirche auf mich macht. In dem Gelüst, eure Augenweide an ihm zu haben, steht ihr da, wie wenn euch die Verbrechen, deren er schuldig, auf keine Weise etwas angingen. Ihr steht da, wie wenn ihr gar keinen Theil daran hättet. Schämt euch eurer Täuschung, schämt euch eures diesfälligen, gedankenlosen, euch selbst mißkennenden Dastehens. Christus sagte einst zu den Juden: Glaubet nicht, daß die Männer, auf die der Thurm zu Siloa gefallen, größere Sünder gewesen, als ihr — und ich muß euch sagen, glaubet nicht, daß die Sünde, die diesen Mann in sein Unglück gebracht, nicht auch in euch herrsche. Liebe Christen! Ein jeder von euch hätte Unrecht, wenn er meinte, daß er unter den Umständen, in denen dieser Mann gelebt, nicht auch der schlechten Handlungen fähig gewesen wäre, denen er unterlegen.

Geht in euch selber, fragt euer Innerstes und antwortet euch selbst: Mangelt der Geist der Religion, die Kraft des Glaubens und der Liebe, deren Mangel diesen unglücklichen Mann seinen Fehlern unterliegen gemacht, nicht in unsrer Mitte allgemein? Freunde! Brüder! Können wir uns verhehlen, die Kraft des wahren Glaubens und der göttlichen Liebe ist fast nirgends in unsrer Mitte sichtbar, wie sie in allen denen sichtbar ist und sichtbar werden muß, die durch den Glauben ausziehen den alten und anziehen den neuen Menschen, der geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit? Es ist wahr, die Sünde dieses Mannes ist zu unsrer Sünde geworden, die Folgen der Fehler und die Verbrechen desselben liegen auf uns, wie ein umgestürzter Berg in einem durch ihn verwüsteten Thal.

Aber wenn ihr wahren Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen: Hebe dich, und er würde sich heben. Freunde! Brüder! Denke ein Jeder, es ist unser Unglaube selber, der uns, wie diesen Mann, unglücklich gemacht. Erkennet das einzige Mittel, das uns aus unserm Elend zu erheben vermag. Kehrt zurück zu dem

Glauben, den ihr verlassen. Kehrt zurück zu eurem Erlöser, der seine Arme gegen euch ausstreckt und euch zuruft: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Freunde! Brüder! Nahet euch zu ihm, und er wird sich zu euch nahen. Ferne sei, daß auch von euch wahr werde, was er zu den Juden gesagt hat: Ich habe euch unter meine Flügel versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, und ihr habt nicht gewollt. Er ruft auch euch heute im Beispiel dieses Mannes zu: Verlasset seinen Weg und kommt zu mir. Fasset sein Unglück in aller Wahrheit, wie es vor euch steht, zu Herzen und fühlet es tief, wohin es den Menschen führt, wenn er, von Jugend auf nicht in der Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, in Umgebungen lebt, die das Gift der Sünde, das in der Menschennatur liegt, gleichsam mit jedem Athemzug, den er einhaucht, in ihm selber beleben und wie also der Keim der Sünde, der in seinem Fleisch und Blut steckt, täglich noch durch anderer Sünden entfaltet, genährt und stark gemacht wird.

Liebe Zuhörer! Wie unglücklich war deshalb der Hummel! So wie Viele von euch die traurigen Folgen seiner Sünden und seines glaubens- und liebeleeren Lebens tragen, also trug auch er die Folgen der unchristlichen glaubens- und liebeleeren Verhältnisse und Lagen, mit denen er von Kindesbeinen auf umgeben war. Wären sein Vater und seine Mutter nicht erbärmliche, elende, schwache und unchristliche Menschen gewesen, hätte nur ein Senfkorn des wahren Glaubens die Kraft der Erziehung ihres Kindes in ihnen selber göttlich belebt, so wäre auch ein lebendiger Funke dieser Kraft in seine Seele hineingedrungen und der Geist des Christenthums hätte auch in ihm Wurzel gefaßt, und dann wäre das frühe Hinaustreten aus seinem väterlichen Hause, wir dürfen es mit Zuversicht glauben, ihm nicht so verderblich geworden, als es ihm wirklich geworden ist; denn obwohl sein Schulmeister ein schwacher und seines Dienstes unfähiger Mann war, so hätte der Hummel in diesem Fall in seiner Schule doch nicht den Reiz zu der Verhärtung

und Schlechtigkeit gefunden, der er sich darin überlassen; und hinwieder, obwohl die Verhältnisse und Umgebungen, in denen er in der Waldreuti gelebt hat, so schlecht waren, als immer möglich, so wäre er, wenn seine erste häusliche Erziehung besser und christlicher gewesen wäre, auch in diesem Verhältniß nicht so tief in die Greuel der Lasterhaftigkeit versunken, als es geschehen. Auch hätte in diesem Fall der Confirmationsunterricht des Pfarrers, ob dieser schon ein schwacher Mann und blind an ihm war, doch den Funken des Göttlichen und Christlichen, das er von Kindsbeinen auf in seiner Wohnstube gesehen und gehört, wieder in ihm angefacht und ihn wenigstens von den Bosheiten, die er in dieser Zeit selber im Pfarrhaus getrieben und von der Greuelhandlung, mit der er den Pfarrer am Tisch des Herrn selber geärgert, abgehalten. Aber der unglückliche Mann fiel allenthalben in schlechte Hände und Umgebungen. Sein Weideleben beim Reutibauer ist ein Denkmal des verdorbenen unchristlichen Lebens, das damals schon in unsern Umgebungen so tief eingerissen, und die Schwäche des Pfarrers, der sich bei seinem Religionsunterricht durch sein gutes Gedächtniß, mit dem er leicht auswendig sagte, was er inwendig nicht fühlte, blenden und abhalten ließ, tiefer und kraftvoller gegen das keimende Verderben dieses jungen Windbeutels einzuwirken, war für ihn ein Unglück, dessen Folgen er bis auf diese Stunde trägt, indem es mit den übrigen Umständen, in denen er aufwuchs, dahin wirkte, ihn zu dem Grad der Verhärtung zu bringen, die es brauchte, in dem tiefen Verderben der Schloßschreibstube gleichsam die Lehrjahre zu finden, in denen er sich zu den Verbrechen seines Lebens bilden konnte, die er dann als Weibel, als Vogt, als Wirth und als Müller zum namenlosen Unglück seiner selbst und aller seiner Umgebungen ausübte.

Der Greuel dieser Lehrjahre und sein Zusammenhang mit den öffentlichen Einrichtungen, die der Schutz der Ordnung, des Rechts, der Sicherheit, der Tugend und Frömmigkeit des Landes hätten sein sollen, haben die Seele unsers landesväterlichen gnädigen Herrn mit Entsetzen ergriffen. Er hat

den ganzen Umfang der schrecklichen Folgen dieses Umstandes ins Auge gefaßt und es ist auf seinen Befehl, daß ich es öffentlich sage, das herrschaftliche Verderben im Schloß selber habe die jugendlichen Schwächen und vielleicht noch verbesserbaren Fehler dieses unglücklichen Mannes zu der Greuelkraft erhoben, in die wir ihn versunken gesehen. Ich sage es auf seinen Befehl, es war der tiefste, rohste Unglaube, der in der Schreibstube, und der unchristliche Leichtsinn, der in der Küche und in den Dienststuben des Schlosses herrschte, was das Unglück der unchristlichen Erziehung dieses Mannes vollendete, indem es ihm täglich Reiz und Mittel zu den Greuelthaten gab, die ihn selber und mit ihm sein Dorf zu dem Elend versinken machten, das wir gegenwärtig, wo wir die Augen immer hinwerfen, um uns her erblicken. Von dem Geistlichen, den der Vogt jetzt selber als einen Theilnehmer seiner höchsten Verbrechen angibt, darf ich fast nicht reden. Mein Herz erbebt vor dem Gedanken, daß selbst ein Mann, der im Namen Gottes unsere Gemeinde im christlichen Glauben unterrichten und mit Wort und That zu einem christlichen Wandel hätte hinführen sollen, ein Mitgenoß seiner Greuel und Verbrechen geworden.

Freilich entschuldigen die Fehler seiner Umgebungen die Greuel seines Lebens doch nicht. Gott hat sich auch ihm nicht unbezeugt gelassen, aber er verhärtete sich gegen die Stimme Gottes und seines Gewissens. Das Böse, die Sünde war seine Lust und sein Leben. Er widerstand ihr gar nicht, im Gegentheil, er fand sich in allem Schlechten und in allem Bösen seiner Umgebungen, wie in seinem Element. Er lebte in der Sünde so behaglich, wie der Vogel in seinem Nest, und er fand sich in den Sinnlichkeitsgenießungen des Lasters so wohl, als der Ochs, der zur Mastung am vollen Barren steht. Diese innere Beschaffenheit seiner selbst, durch die er alles Göttliche und Heilige seiner Natur in ihm selber erlöschen ließ und erlöschen machte, ist es, wodurch er dahin versunken, daß alle Bosheit, alle Schlechtigkeit und Elendigkeit seiner Umgebungen so verderblich auf ihn einwirken konnten, als sie es gethan. Wäre nur

auch ein Senfkorn des wahren Glaubens und der wahren christlichen Liebe in ihm gewesen, so hätten die Sünde und die Sünder, die ihn umgaben, den Reiz auf ihn nicht gehabt, dem er unterlegen. Keine seiner Umgebungen hätte ihn also verderben können, wenn er in sich selbst nicht verdorben gewesen wäre. Aber eben so ist auch in Rücksicht auf euch wahr, er hätte mit allem seinem Greuelleben euch nicht in das Verderben stürzen können, in das er euch gestürzt hat, wenn seine Schlechtigkeit in euch selbst und in euern christlichen Gesinnungen ein Hinderniß ihrer Wirkung gefunden hätte.

Hättet ihr Glauben gehabt, wie ein Senfkorn, so wäre sein Verderben an euch, als an einen Stein angestoßen, ohne euch zu verletzen. Wären die guten christlichen Gewohnheiten, die noch zu unserer Väter Zeiten im Dorf allgemein waren, nicht völlig in allen Haushaltungen außer Uebung gekommen, so hätte er zu tausend und tausend seiner Sünden den Reiz und die Gelegenheit nicht gefunden, die ihr ihm selbst gegeben. In welch einen Grad von Unchristenthum mußte unser Dorf schon versunken gewesen sein, ehe es dahin kommen konnte, daß eine Menge Mütter ihre Kinder fast noch im unmündigen Alter mit Gewalt und Schlägen zu unvernünftiger Anstrengung im Spinnen zwangen und sie so von der Wiege auf verkümmern ließen, um das Geld, das die unglücklichen Geschöpfe so verdienen, zur Hoffahrt anzuwenden und im Wirthshaus zu verprassen! In welch einen Grad von Unchristenthum muß ein Dorf versunken sein, in welchem viele, viele Hausväter ihren Verdienst, ihr Einkommen und selbst ihr Erbgut im Wirthshaus und in allem liederlichen Leben zu Grund richten und ihre Weiber und ihre Kinder im Elend ihrer Wohnstube darben lassen, um täglich in bösen Gesellschaften und in einem Wirthshaus, wie des Hummels seines war, sich aller Sinnlichkeit und allem Muthwillen des Lebens zu überlassen; und hinwieder, in welche Tiefe des Verderbens muß ein Dorf schon versunken sein, in welchem es dahin kommen kann, daß Frauen ihren Ehemännern, Kinder ihren Eltern, und

Dienstboten ihren Meisterleuten hinter dem Rücken stahlen, was sie nur konnten, um es also zu verschwenden! In welch ein unchristliches Leben muß ein Dorf versunken sein, wo unglückliche Leute, die als Verbrecher gestraft wurden und selbst dem Henker unter die Hände kamen, es noch Gott und der Obrigkeit klagten, daß die Sünden ihrer Meisterleute, an denen sie Theil genommen, sie zu den Verbrechen gebracht und in das Unglück gestürzt, in das sie gekommen, und daß sie in den angesehensten Häusern des Dorfs selbst zu den Verbrechen geführt wurden, die sie dem Henker unter die Hände gebracht!

Nein, nein, wäre der wahre christliche Glaube in unsrer Mitte nicht ausgelöscht gewesen, wie das Licht einer Kerze, dessen Nahrnng bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt ist, so hätte der Vogt mit aller Schlechtigkeit seiner Denkungs- und Handlungsweise unser Dorf nicht in das Elend stürzen können, in das er es gestürzt, er hätte den Reiz, die Mittel und die Mitwirkung zu seinen Greuelthaten in eurer Mitte auch nicht gefunden, ohne die er den größten Theil derselben nicht hätte begehen können. Selbst der Schreiber, der ihn lehrte, das heilige Recht der herrschaftlichen Obsorge zu Werken seiner Gottesvergessenheit und Menschenverhöhnung zu mißbrauchen, hat ihm nur dadurch eine solche Gewalt des Verderbens in eurer Mitte verschaffen können, daß die Schlechtigkeit, die schon in euch selbst lag, ihm diesen verderblichen Einfluß gab, den er auf euch hatte. Eben so hätte weder seine Weibel-, noch seine Vogtstelle, noch sein Wirthshaus, noch seine Mühle eure Gemeinde und eure Haushaltungen in dem Grad zu Grunde richten und unglücklich machen können, in welchem es geschehen, wenn ihr nicht durch Unglauben an alles Göttliche und Höhere in euerm Innersten schon zum Voraus dahin gebracht worden wäret, selber an dem Geist seiner Verbrechen Theil zu nehmen.

Es ist gewiß, wenn ihr Glauben gehabt hättet, wie ein Senfkorn, so wäre der Berg seiner Verbrechen nicht auf euch gefallen, wie er wirklich auf euch gefallen ist. Dieser

Berg hätte euch in allen seinen Verhältnissen nicht so niedergedrückt, wie er euch niedergedrückt hat. Ihr hättet in euerm Glauben, eurer Liebe und in euerm Recht Mittel gegen alle Quellen des Verderbens gefunden, denen ihr unterlegen. Hundert und hundert Stimmen hätten sich laut und ernst und fromm gegen die Greuel seines Lebens zu euern Gunsten erhoben und wären zu den Ohren eures und seines Herrn und Richters gelangt. Sie hätten das Herz eures Herrn ergriffen und er hätte euch Recht gegen denselben verschafft. Aber da ihr, wie er, aller Sünde, aller Schlechtigkeit und aller Bosheit unterlegen waret und der Hummel bald von einem Jeden von euch unleugbare Beweise dieser Schlechtigkeit, die er von euch in Händen hatte, dem Junker vorlegen konnte, so hatte er es leicht, das Herz eures Herrn und Richters von euch zu entfernen, daß er euch nicht glaubte, euch nicht anhörte, und nur ihm sein Ohr lieh.

Ihr seid also selbst Ursache, und es ist um eures Verderbens und um eures Unglaubens willen, daß sich der verstorbene Junker eurer Angelegenheit nicht weihte, wie sein gutes Herz ihn gewiß dazu gebracht hätte, es zu thun, wenn ihr frömmere und bravere Menschen gewesen wäret und ihm nicht von allen Seiten so viel Böses und Schlechtes gegen euch zur Kunde gekommen wäre. Ihr müßt es euch also in dieser Rücksicht selbst zuschreiben, daß ihr euerm Herrn so gleichgültig geworden, daß es ihm nicht die Mühe lohnen mochte, die Aufmerksamkeit auf eure Angelegenheiten zu richten, die er den Angelegenheiten besserer und braverer Menschen gern gewidmet hätte; ihr müßt es wahrlich in vielen Rücksichten euch selbst zuschreiben, daß es mit euch dahin gekommen, daß der Junker diesem damals so bösen Manne den Spielraum gegen euch vergönnt, den er ihm gegen euch gegeben und durch den ihr so vielseitig unglücklich geworden seid.

Und, liebe Zuhörer! Eben die Mittel, die euch geholfen hätten, daß ihr dem Verderben, das der Vogt über euch verhängt, nicht unterlegen wäret, eben diese Mittel sind es auch, die euch aus dem Verderben, in das ihr durch die

Verbrechen des Hummel versunken, wieder erretten können. So wie es gewiß ist, wenn ihr bessere und christlichere Menschen gewesen wäret, so wäret ihr den Folgen seiner Verbrechen nicht unterlegen, wie ihr ihnen unterlegen seid, so gewiß ist es auch, wenn ihr heute bessere Menschen werdet und zu christlichen Gesinnungen und zu einem christlichen Wandel zurückkehret, so werden die Folgen seiner Verbrechen aufhören, so drückend und so verheerend auf euch zu liegen, wie sie bis jetzt drückend und verheerend auf euch lagen. Werdet ihr heute Glauben finden, wie ein Senfkorn, so werdet ihr euch wieder über alles Elend, in das ihr durch seine und eure Schuld gesunken, wieder erheben.

Väter und Mütter! Durch den Glauben werdet ihr lernen, euch selber wieder anzugehören; ihr werdet lernen, euern Kindern wieder Sorge zu tragen in allen Bedürfnissen des Leibes und der Seele; ihr werdet lernen, unter euch selbst im Frieden zu leben, ihr werdet mächtig werden in euch selbst gegen alle Versuchungen der Sünde und des Lasters; ihr werdet frei werden in euch selbst zur Beschützung eures Rechts gegen jeden Sünder, der euch darin stört. Fühlet es tief, daß Unglauben die einzige Quelle der Verbrechen dieses Mannes ist. Lernt an seinem Beispiel, wie weit die Täuschung des Unglaubens den Menschen in der Mißkennung seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens führt. Nehmt an ihm ein Exempel und denkt, wie wenig er in dem Taumel seines Glücks daran dachte, daß ihn sein Leben zu den Schreckensbegegnissen hinführen könnte, zu denen es ihn hingeführt. Stellet euch diese Schreckensbegegnisse seiner letzten Jahre und Tage selbst vor. Stellet euch ihn vor, wie er den Stichelberger an dem erschrecklichen Morgen, der ihn den Tag vorher ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung einlud, an der Eiche hangend und sein Weib und seine Kinder sich verzweifelnd unter den Füßen ihres hangenden Vaters auf dem Boden wälzen sah. Stellet euch ihn vor, wie er erblaßt von dem Orte wegeilte, aber dadurch auch um kein Haar mehr zur Erkenntniß seiner selbst gelangt ist. Stellet ihn euch vor, wie er bald darauf

krank ward und den Haß und die Verachtung des Volks, den Unwillen des Junkers und den Wunsch von Hunderten, seiner doch bald los zu werden, vor Augen sah — wie ihn auch das nicht zur Erkenntniß seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens hinführte; wie er noch lästerte, als ein schrecklicher Donner ob seinem Haupt ihm das äußerste Unglück verkündete, und ihm jetzt ein Gewitter vom Himmel Haus und Hof wegspülte, wie Meereswellen den Sand am Ufer wegspülen; stellet ihn euch vor, wie auch dieses Unglück ihn nicht zur Erkenntniß seiner selbst brachte, wie alle diese Unglücksfälle ihm zwar Leib und Seele abschwächten, wie er aber dadurch nicht zu sich selbst kam, sondern nur tobte und wüthete und Gewalt gegen seinen Unstern brauchen wollte, wo er die Kraft dazu nicht mehr in sich selbst hatte.

Es war Alles umsonst; was Gott zu seiner Warnung über ihn verhängte, machte ihn nur rasen. Auch die Noth und die Verlegenheit seiner letzten Jahre, so sehr sie sich um ihn her häuften, brachten ihn so wenig zu sich selbst, als er in seinem höchsten Glück und in seinem höchsten Wohlstand in sich selbst ging. Er tobte und wüthete und raste in diesen letzten Verlegenheiten so weit, daß ihn endlich der Unsinn und das Rasen von Vergehungen, deren er sich selbst noch vor wenig Tagen nicht fähig glaubte, dahin brachte, wie ihr ihn jetzt vor euren Augen seht. Er verhärtete sich gegen alle Warnungen Gottes. Umsonst schlug ihm Alles fehl, was er vorhatte, umsonst warnte ihn sein Herz, umsonst zitterte er beim Nachtmahl des Herrn, umsonst erschütterten ihn die Schrecken des Meineids, während der arme Wüst vor ihm fast verzweifelte. Umsonst überfiel ihn ein Schauer, da er von des Rudi Fenstern wegging und das Geheul der jammernden Kinder bei der sterbenden Mutter hörte. Umsonst schien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des Meyers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinsah und ihr nachstaunen mußte, bis sie hinter dem Berg war; er sah nur Schatten, Nacht und Grausen, das ihn umgab; er konnte selbst beim Anblick der Sonne nichts thun, als mit den Zähnen knirschen. Er konnte jetzt nicht

mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube rettet und aus den Tiefen erlöset — er knirschte nur mit den Zähnen. Umsonst warnte ihn sein Weib, umsonst zeigte sie ihm, wo er stehe und wohin ihn sein Leben führe. Umsonst bat sie, daß er sich nicht noch mehr vertiefe. Umsonst empfand er selbst, sie hat Recht und mehr als Recht. — Er stand jetzt auf dem Aeußersten der menschlichen Verwilderung. Der Wille, sich zu bessern, und die Kraft, nicht weiter wie ein Thier zu leben, war so gut als gänzlich in ihm erloschen.

In dem äußersten Grad der Verwilderung wollte er sich aus dem Schlamm, in dem er steckte, nur herauswüthen und sah nicht, daß er durch dieses Herauswüthen sich nur immer tiefer in denselben hineinwüthete; er sah nicht, daß ihn dieses Herauswüthen zu Thaten hinführte, deren er sich selbst nicht fähig glaubte. Der Gedanke, dem Junker den Markstein zu versetzen, kam ihm während des heiligen Nachtmahls in den Sinn; aber auch da noch glaubte er sich bis wenige Augenblicke vor der That nicht im Stand, dieses zu thun. Und doch hat er es gethan und litt dann die Strafe einer That, deren er sich vor Kurzem noch nicht fähig geglaubt.

Liebe Menschen! Er ist jetzt dahin gegeben zum Beispiel der Sünde, an unsern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben. — Gott gebe nun, daß seine Strafe in ihm und in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn so elend und uns so unglücklich machten. Er ist jetzt ein armer Tropf. Die Last seiner Thaten liegt hart auf ihm. Und was ihm seine Strafe schwerer machen muß, als alle äußere Leiden derselben, ist jetzt das Bild seines alten Lebens, das ihn allenthalben verfolgen muß. Es hat ihn in der Jammerstunde seiner Strafe schrecklich verfolgt.

Ihr saht ihn, als er da, seine Strafe leidend, vor euch einsank. Er war entblößt an Kopf und Füßen, — das machte ihm nichts; seine Hände waren angebunden am Holz des Galgens, — er erblaßte nicht deswegen; das Schwert des Henkers glänzte ob seinem Haupt, — er zitterte nicht darob; das Volk, mit dem er lebte, stand vor ihm und sah

ihn an diesem Ort, — aber darob sank er nicht ein. Er sagte es bestimmt und wiederholte es mehrmals: das Bild seines Lebens, das ihm an dem Ort, wo er war, vor Augen stand, das war es, worüber er zitterte, erblaßte und einsank. Der Ort, an dem er stand, der Henker mit dem bloßen Schwert ob seinem Haupt, seine Hand an den Pfahl gebunden, brachten ihm nur das Bild seines Lebens, mit dem er sich Alles zugezogen, vor Augen und machten ihn, den Ort, an dem er stand, und Alles, was um ihn her geschah, vergessen; er sah nur sein Leben. Er sah am Ort, wo er war, den armen Uli, wie er, von den Raben zerrissen, noch wirklich ob ihm hing; — es war ihm, er sehe ihn, wie wenn er sein schreckliches Gerippe jetzt gegen ihn kehre und grinsend, aus hohlem Leib, ihm vorerzähle, Stück für Stück, was er ihm abgedrückt und wie er ihn an diesen Ort gebracht. Auch die Lismergrete kam ihm jetzt vor, wie sie auf der Hauptgrube, die neben ihm war, ihren Todesschweiß schwitzend, aus blassen starren Lippen, im Augenblick des Schwertstreichs seinen Namen noch nannte, und, ihn schrecklich verklagend, ihr Haupt gen Himmel emporhielt. Aber wer will's beschreiben, das Bild seines Lebens, das ihn jetzt umschwebte? Wer will ausdrücken und vormalen das Entsetzen dieser Stunde?

Ich will's nicht beschreiben, nicht ausdrücken, nicht vormalen; ich will's nur erzählen, wie es ein Kind erzählen könnte, was ihm in dieser Stunde vorschwebte —

Er sah die Thränen der Gekränkten, den Jammer der Hungernden, den Schrecken der Geängstigten vor seinen Augen. — Er hörte das Fluchen der Wüthenden, und das Stöhnen der Verzweifelnden mit seinen Ohren. — Er sah seinen todten Vater wieder und hörte wieder sein schreckliches Wort: Bub, Bub! — Sind die Tage jetzt da, da man auch zu dir sagt: Du alter versoffener Lump? — Auch sein Kind sah er wieder, wie es ihm sterbend die Hand bot und zu ihm sagte: Vater! Vater! Thu' doch Niemanden mehr weh! Er sah die Jammer-Eiche wieder, die ihm zuerst die Ruhe seines Teufellebens raubte. Er hörte wieder des

Stichelbergers Schreckensruf ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung. Er erinnerte sich wieder des Wortes, das er grinsend aussprach: Was würde mir so ein Wetter machen? und an den erschrecklichen Donnerschlag, der ihn den Wein im Glas verschütten machte; und dann sah er den Mühlbach, der, zum schrecklichen Strom anschwellend, ihm seine Mühle und seine Wirthschaftsgebäude mit Frucht und Vieh und Allem, was darin war, wegspülte und untergehen machte, wie ein Schiff, das an einen Felsen anströmt, scheitert und mit Maus und Mann untergeht. Auch das Todbett der Cathrine stand ihm vor seinen Augen. Er hörte sein Greuelwort wieder, es wäre nicht Schade, wenn die alte Hexe einmal todt wäre. Und das Entsetzen des letzten Nachtmahls und die Schrecknisse der Mitternachtstunde bei der Vollendung seines Unsinns beim Markstein machten ihn beben.

Dieses Bild seines Lebens stand vor ihm, als er am schrecklichen Ort vor euch einsank. Er sagte es mir selbst. Wie groß muß das Bild des Entsetzens dieser Stunde jetzt noch in ihm selbst liegen! Und doch sprach er, als er von seiner Strafe weg zu mir gebracht worden, das Wort aus: Er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als euch hier unter der Kanzel vorgestellt werden. Was für Gedanken muß er gefürchtet haben, daß bei euerm Anblick in der Kirche ihm zu Sinn kommen werden? Doch an dem Tage, da er das sagte, hat er noch nicht gewußt, daß ihr Mitleiden mit ihm haben würdet, wie er's jetzt weiß. Er hatte das Todbett seiner Frau noch nicht gesehen, er hatte die Thränen der Armen, denen er Unrecht gethan, noch nicht gesehen, er hatte ihr inniges Erbarmen noch nicht erfahren. Damals, da er das sagte, war der alte Gedanke, Alles verabscheue ihn nur, Niemand habe Mitleid mit ihm, noch nicht in seinem erbitterten Herzen ausgelöscht. Auch daß der gute Hübelrudi so edelmüthig an ihm handeln werde, hat er damals noch nicht gewußt. Dieser arme Mann kam schon im Anfang seiner Gefangenschaft zu ihm, suchte ihn zu trösten und aufzurichten in seinem Unglück. Er, den er

so lange elend gemacht, achtete jetzt nicht mehr den vergangenen Jammer seines Lebens. Er tröstet sich seines überstandenen Elends und findet seine Freude daran, sein jetziges Glück mit dem zu theilen, der ihn so lange unglücklich gemacht; und auch Gertrud, deren Unglück er so lange gesucht und die mitten in ihrem Elend als ein Beispiel einer braven und seltenen Erzieherin ihrer Kinder in eurer Mitte dasteht, auch sie hat die ganze Zeit über sein Böses mit Gutem vergolten. Das Alles hat er, da er das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, noch nicht gewußt. Das Entsetzen seiner Verwilderung war noch nicht durch die Erfahrungen der Güte und des Mitleids so vieler Menschen gemildert, und der Junker hat ihm diese Strafe nachgelassen, weil er sich mit mir überzeugte, daß sie bei seiner damaligen Stimmung und auch bei derjenigen, die er von euch erwarten durfte, weder für ihn, noch für euch sehr erbaulich sein würde.

Er ist jetzt will's Gott in einer bessern Stimmung. Die Erfahrungen von der schonenden Güte, die er von so vielen Menschen beim Todbett seiner Frau selig und hernach erfahren, hat sein Herz will's Gott gemildert und von der Verwilderung zurückgebracht, in die er versunken. Möge dieser Eindruck bis an sein Grab nicht in ihm erlöschen, sondern immer fester und mächtiger werden zu seinem Heil. Viele von euch sind Zeugen dieses Todbetts gewesen; möge der Eindruck davon auch in euch und in Allen, denen die rührenden Worte der Sterbenden zu Ohren gekommen, nicht erlöschen, sondern immer mächtiger und fester werden zu unser aller Heil. Möge er besonders auch dahin wirken, daß wir alle diesen armen, jetzt so unglücklichen Mann in Vergessenheit alles dessen, was er uns Böses gethan, mit Schonung und Liebe ins Auge fassen. Ich bitte euch alle in seinem Namen, öffnet euer Herz einer heiligen Rührung für sein Unglück. Er hat jetzt eurer Liebe und eures Erbarmens nothwendig. Schenket ihm dieselbe. Versöhnt euch mit ihm mit reinem Herzen. Gönnet ihm eure Verzeihung, gönnet sie ihm ganz, gönnet sie ihm nicht bloß halb, gönnet

sie ihm ganz. Sie ist nicht wahr, wenn sie nur halb ist. Verzeiht ihm jetzt mit vollem, reinem Herzen. Und gedenket jetzt noch einmal der menschlichen Schwäche, gedenket eurer eigenen Schwäche und fasset das, was er euch Uebles gethan, von dieser Seite ins Auge. Ich gestehe es frei, wenn ich Alles zusammenfasse, was er gethan, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen, was er gethan und wie er das geworden, was er war, so kann ich nicht anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir. —

Und ob er schon dasteht zum Beispiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu seinen Thaten verführt, so kann ich am Ende doch nichts anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir, und muß die Worte wiederholen, die ich vor vierzehn Tagen schon zu euch sagte: Daß doch keiner von uns allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können. — Hebet eure Augen auf und denket, warum ist er unglücklich geworden, als weil er hochmüthig, geizig, lieblos und undankbar war? — Und nun redet, ich frage euch wieder: Ist Einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf und sei unser Lehrer; denn ich, o Herr! bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von allem Bösen, um dessentwillen der arme Mensch so unglücklich geworden, und je mehr ich seinem Leben nachdenke, je mehr muß ich in Beziehung auf mich selber Gott danken, daß Er nicht solche Versuchungen über mein Haupt gehäufet, wie diejenigen waren, unter denen dieser arme Mann lebte.

Ich muß Gott danken, daß er mir einen Vater und Mutter gegeben, die mich in Zucht und Ehren erzogen, und Arbeit und Ordnung liebhaben gelehrt.

Ich muß Gott danken, daß ich nicht unter solchen Umständen, wie er, ein Beamter, ein Vogt und ein Weibel oder etwas dergleichen geworden und mein Brod in keinem Beruf habe suchen müssen, in welchem man täglich so viel Bedrückendes gegen seine Mitmenschen zu thun angereizt wird.

Ich muß Gott danken, daß ich von Jugend auf unter bessern und frömmern Menschen gelebt, und nicht von Kindesbeinen auf so viel verführerische Beispiele der Thorheit, der Unordnung, der Gedankenlosigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen gehabt.

O Gott! auf meine Knie will ich fallen und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinern und bessern Licht und nicht in dem wüthenden Wirbel vor Augen gestanden, der so viel dazu beigetragen, daß dieser Mann noch in den Tagen seines Alters und seiner Entkräftung von den Folgen seiner Thorheiten und seiner Irrthümer bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht worden. O ihr Menschen! Was soll ich mehr sagen? Mein Herz ist bewegt von innigem Mitleiden gegen ihn, und ich kann nichts mehr sagen als dieses: Handle doch keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit gerathen.

O ihr Menschen! Die Geschlechter der Erde handeln mit einer unverantwortlichen Härte an diesen Elenden; sie nehmen zuerst Theil an ihren Greuelthaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres bösen Lebens, sie reizen sie zu ihren Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den Unsinn ihrer Sitten und nähren in ihnen die Keime der Laster. Dann aber, wenn sie nun unglücklich werden, und in die Hand der Gerechtigkeit gerathen, verlassen sie dieselben und handeln in ihrem Elend gegen sie, als ob sie keine Menschen und nicht mehr ihre Brüder wären. O ihr Menschen! Dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wüthend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung, Menschenhaß und Rachegrimm und werden dadurch in sich selbst noch weit tiefer verhärtet, als sie es waren, ehe sie in die Hand der Gerechtigkeit fielen.

Liebe Menschen! Ich rede sonst selten und nicht gern mit euch vom Menschengeschlecht und von mehr Leuten, als von meiner Heerde; aber jetzt kann ich nicht anders; es ist mir, hundert und abermal hunderttausend von der Obrigkeit bestrafte Verbrechen stehen vor meinen Augen und ich sehe

die Geschlechter der Menschen allenthalben so unbillig und hart gegen diese Unglücklichen handeln. —

Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zum Volk der Erde: Erbarme dich dieser Elenden! — Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zu dem Volk in niedern Hütten und ihm sagen: Du Volk der niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit und was kein Mann, der in hohen Palästen wohnt, an ihnen thun kann; du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbeugen und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhestätte gelangen.

Ich möchte jedem Mann und jedem Weib, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, zurufen und sagen: Es ist kein Gottesdienst und kein Menschendienst größer und edler, als die Güte, die man gegen Menschen ausübt, welche, durch ihre Fehler verwirrt, durch ihre Schande erniedrigt, durch ihre Strafe verwildert, wie die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihrer gewaltsam zerstörten Natur und ihres verheerten Daseins mehr als alle andern Menschen Schonung, Menschlichkeit und Liebe nöthig haben. Aber ich erwache von meinem Traum — das Volk der Erde stehet nicht vor mir, und die Geschlechter der Erden hören mich nicht.

Aber ihr, meine Lieben, mit denen ich rede, werdet an dem unglücklichen Mann, von dem ich jetzt mit euch rede, nicht unbarmherzig und unempfindlich handeln. Ich hoffe es zu Gott, so wie ich auch zu Gott hoffe, daß ihr die Geschichte seines Lebens dahin benutzen werdet, euch unter einander weniger zu plagen, zu verderben und zu verheeren, als dieses bisher geschah, sondern immer mehr in gegenseitigem Frieden und Liebe mit Schonung und Sorgfalt gegen einander zu leben und so des Elends, das unter uns ist, täglich weniger zu machen.

Es war so drückend, dieses Elend, und ich konnte bis auf diese Stunde so viel als nichts dagegen thun, als es

Gott klagen und schweigen. Aber Zeuge bist du, Kanzel des Herrn, wie tief mich euer Elend beugte! Zeuge bist du, todter Stein, aus dem ich nun 20 Jahre das Geschlecht taufte, das hinter uns aufwuchs, Zeuge bist du, was meine Seele litt, wenn ich eure Kinder in meine Hand nahm und dachte, welch einem Leben sie entgegengehen! —

Aber von nun an erwacht meine Hoffnung wieder in mir und es preßte mir heute Freudenthränen aus, da ich das Kind, das ich jetzt taufen werde, in euer Buch eintrug. Ich schrieb seinen Namen Esther größer als sonst, und mit rother Dinte, ich umschlang das Wort mit einem Kranz, hängte unter den Kranz den Anker der Hoffnung, wie an ein Band, oben am Kranz schrieb ich neben dem heutigen Tag noch den achtzehnten Herbstmonat, an dem ihr euerm jetzigen Herrn huldigtet, und meine Thränen fielen häufig auf das Blatt, auf dem ich so in meiner Freude mein Herz ausleerte.

Ihr Lieben! Vergesset auch ihr diesen achtzehnten Herbstmonat nicht, und lehrt eure Kinder und Kindeskinder mit Dank gegen den Vater im Himmel, der die Schicksale der Menschen leitet, von diesem Tag an die Hoffnung zur Wiederherstellung eures Glücks zählen.

Ihr Lieben! Ich bezeuge es vor dem Angesicht Gottes: Euer Herr will euer Glück. Er will euer zeitliches und ewiges Wohl und baut auf Fundamente, die den Wohlstand eurer Kindskinder sichern werden, wie euren eignen. Die alte fromme Einfalt wieder herzustellen, Freuden in Ehren und Freuden im Segen euch zu verschaffen, euch in euren Wohnstuben durch Frömmigkeit und Weisheit glücklich zu machen, euren Armen des Lebens Nothdurft ohne Drang und Kummer zu verschaffen und den Quellen der Armuth, der Unwissenheit, der Liederlichkeit, dem Leichtsinn und der Unordnung vorzubeugen, der Gewaltthätigkeit und allem Aussaugen Einhalt zu thun, und überhaupt auszurotten und auszutilgen die Keime aller Gottlosigkeit und Gottesvergessenheit und mit ihnen die ersten Ursachen aller Noth, alles Elends und alles Jammers, den ihr littet, und hingegen wieder

herzustellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Segensquellen alles Guten, alles Göttlichen und alles Heiligen, dessen Mangel uns alle so lang elend gemacht: das ist das Ziel eures Herrn, für welches er seine Tage durchsorgt und seine Nächte durchwacht.

Erhebt euch zu den Gefühlen der Dankbarkeit, die ihr ihm vor Gott und den Menschen schuldig seid. Er ist euer Vater. Christen, die ihr einen Vater im Himmel habt, fühlet das Wort: Arner ist euer Vater. — Ja, er ist es, er ist es im Geist und in der Wahrheit, wie alle christlichen Herrschaften im Geist uud in der Wahrheit Väter an ihren Angehörigen sein sollten. Christen, werdet seine Kinder, wie er euer Vater ist; werdet im Geist und in der Wahrheit seine Kinder. Werdet eins mit ihm, wie gute Kinder mit einem edeln Vater eins sind in menschlicher Liebe, in menschlichem Glauben, in menschlicher Hoffnung. Noch mehr aber, werdet eins mit ihm, wie Jesus Christus mit seinem Vater im Himmel eins ist in göttlicher Liebe, in göttlichem Glauben, in göttlicher Hoffnung. Liebet ihn, glaubet ihm und betet für ihn. Gott hat ihn euch zu eurem Vater gegeben; bittet, daß Gott ihn euch als euren Vater erhalte und ihn durch euch segne, wie er euch durch ihn gesegnet hat. Vereinigt euch mit ihm durch den Glauben der Christen, durch die Liebe der Christen und durch die Hoffnung der Christen. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr sein die Gesegneten des Herrn. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr zu dem Berg der Sünde, der auf uns liegt, sagen: Hebe dich von uns, und er wird sich von uns heben, und unser Dorf, das jetzt noch mitten in seinen Umgebungen als ein Beispiel der Sünde, ihres Elends und ihres Jammers dasteht, wird von nun an als ein Beispiel einer hohen, göttlichen Erlösung aus seinem Verderben dastehen. Ja, also in christlichem Glauben und in christlicher Liebe mit ihm vereinigt, werden wir sein und bleiben die Gesegneten des Herrn. Gott verhelfe uns dazu in seiner Gnade durch seinen guten, heiligen Geist! Amen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Lienhard und Gertrud. Zweiter Theil . 3

1. Der Vogt spaziert wieder zum Markstein.
2. Der Pfarrer hemmt den wenn auch noch so gerechten Volksunfug.
3. Adam und Eva.
4. Der Pfarrer bringt Leute zur Kirche hinaus.
5. Aus des Pfarrers Predigt.
6. Wenn so ein Pfarrer auf die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete.
7. Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.
8. Bauerngespräch und Bauernempfindung.
9. Hausordnung und Hausunordnung.
10. Der Pfarrer sucht ferner das Herz des Vogts zu gewinnen.
11. Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens, auch bei geschäftserfahrnen Leuten.
12. Ein Bauernrath.
13. Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausgang.
14. Die Dorfmeister suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe.
15. Die Fahne dreht sich.

16. Wie lange müssen die Weiber noch sagen: Mein Mann heißt Nabal und Narrheit ist in ihm?
17. Zu gut ist dumm.
18. Der Hühnerträger findet keine Hühner, keine Tauben und keine Eier mehr feil.
19. Art und Weise, der Obrigkeit zu berichten und sie dahin zu lenken, wohin man sie gern haben will.
20. Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze.
21. Ein Stück aus einer Leichenpredigt; und wie eine Frau sein soll.
22. Die Arbeit Arners und ihr Lohn.
23. In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menschen verwirren und verwildern.
24. Ein durch Menschlichkeit und Christenthum erleichtertes und erschüttertes Gewissen eines verwirrten und verwilderten Menschen.
25. Der Sonnenschein und die Himmelstropfen.
26. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles erfahren haben, das sie vorher nicht wußten.
27. Hundstreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt.
28. Lips Hüni als Wächter, und der Untervogt Meyer.
29. Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Lichte.
30. Die Menschen sind sich in den Hütten und in den Palästen allenthalben gleich.
31. Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum.
32. Der neue Vogt neben seinen Bauern.
33. Der Vogt neben des Weibels Töchterlein.
34. Der Vogt wieder in des Kienholzen Stube, und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Roß sitzt.
35. Renold, ein braver Mann, tritt auf.
36. Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer.

37. Arner fängt seine Tagesarbeit an.
38. Bauern, die von ihrem Herrn reden.
39. Arner macht die Thür zu.
40. Sie werden jetzt bald aufhören zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.
41. Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.
42. Es fängt an, Ernst zu werden.
43. Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volks, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.
44. Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.
45. Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen.
46. Jacob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.
47. Arners Urtheil über die armen Sünder.
48. Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.
49. Wohin den Menschen sein armes Herz bringt, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat, sogar in eine Ohnmacht.
50. Die wahre Regierungs-Weisheit wohnt in Menschen, die also handeln.
51. Ein Kläger, dem die Sonne scheint.
52. Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bett.
53. Ein aufgelöstes Räthsel, und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder.
54. Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.
55. Es nahet ein Todbett.
56. Die Liebe besiegt Alles.
57. Menschlichkeit im niedern, ich möchte fast sagen, im verworfenen Volk.
58. Worte einer Sterbenden.
59. Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

60. Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.
61. Der Pfarrer beim Hartknopf.
62. Das Begräbniß der Vogtin, und die Weisheit des Pfarrers gegen den Treufaug.
63. Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.
64. Zu einem guten Ziel kommen, ist ganz sicher besser, als vom guten Ziel viel Wortwesens machen, und dabei zurückbleiben.
65. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich in der Zeit.
67. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.
68. Hummel weiß sich im Schlosse angenehm und bald auch unentbehrlich zu machen.
69. Wer einmal ein schlechter Mensch ist, der kann auch kein guter Ehemann, kein guter Sohn und kein guter Vater sein.
70. Hummel erhält den Weibeldienst.
71. Wie Hummel Vogt wurde.
72. Die Schelmenstreiche des Vogt Hummel.
73. Wie der Vogt Religion treibt und alles Gute verhindert.
74. Hummel als Wirth und als Müller.
75. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.
76. Ein Gewitter.
77. Wo keine Ordnung im Herzen ist, kommt auch keine Ordnung in den Hausbau.
78. Was der Mensch säet, das erntet er auch.
79. Eine Predigt.

5 5

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pestalozzi, Johann Heinrich,

Pestalozzi's sämmtliche Werke

Bd.: 2

Brandenburg a. H. (1869)
Paed.th. 4340-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10763713-4